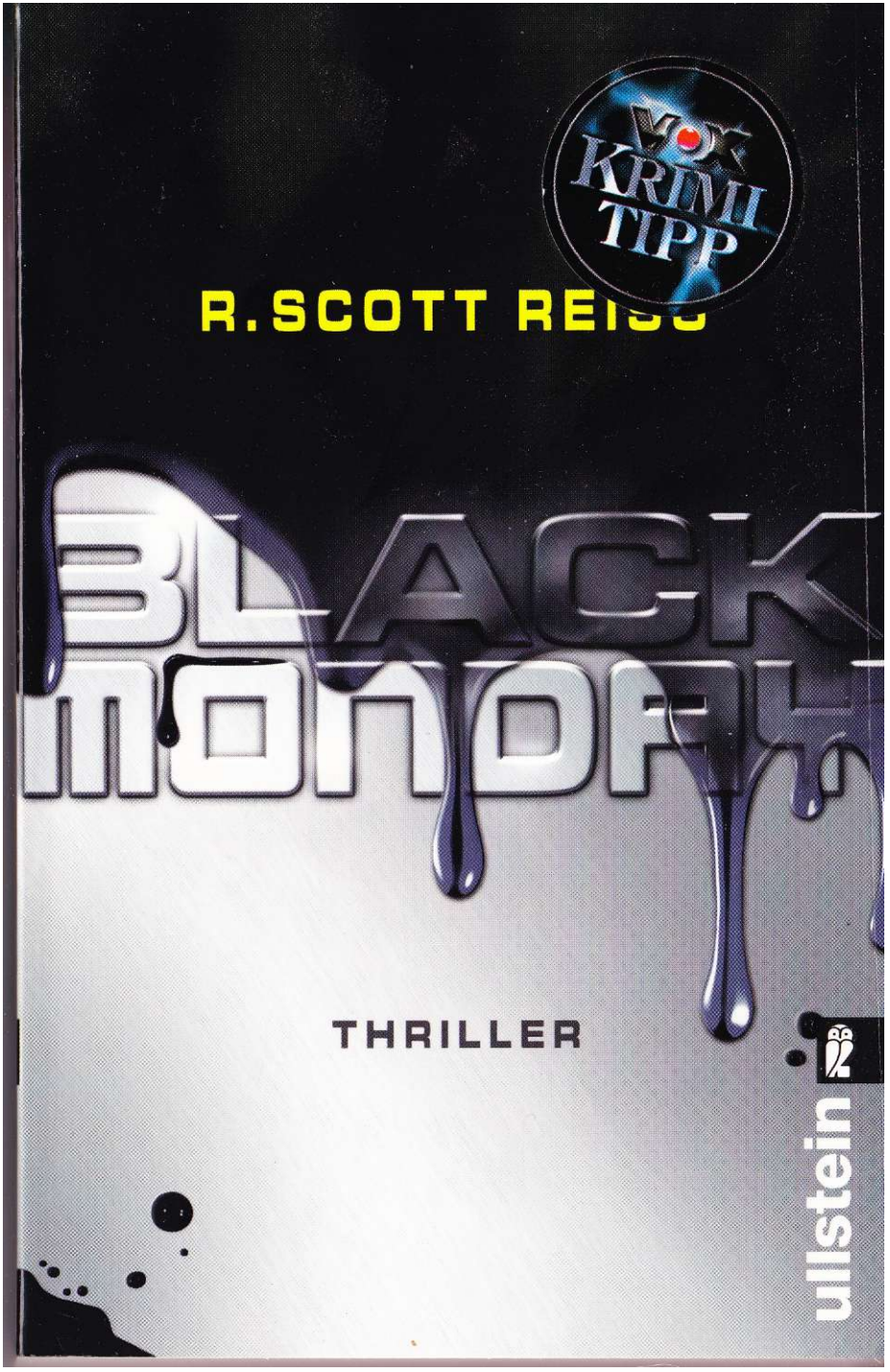
VOX
KRIMI TIPP
R. SCOTT REISS
BLACK MOON
THRILLER
ullstein

FLUGZEUGE FALLEN VOM HIMMEL, KRAFTWERKE EXPLODIEREN, MILLIONEN MENSCHEN STERBEN

Ein mysteriöser Virus befällt die westliche Zivilisation und katapultiert die Welt zurück in ein finsteres Mittelalter. Hunger, Kälte und Verzweiflung regieren, Nachbarn werden zu Feinden. Der Virologe Greg Gerard ahnt als Einziger die wahre Ursache der Katastrophe. Um das Verhängnis abzuwenden, muss er seine Familie hilflos zurücklassen. Allein kämpft er sich durch ein Amerika am Abgrund. Seinen Spuren folgt ein perfekter Killer, der jeden tötet, der in die Nähe der Wahrheit kommt.

NICHTS WIRD SEIN, WIE ES WAR.

»Dieser Thriller macht einem Angst.«
Bild am Sonntag

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

978-3-548-26851-4
€ [D] 8.95
€ [A] 9.20
www.ullstein-taschenbuch.de

Das Buch

Als die ersten Flugzeuge abstürzen — in Europa, den USA und Asien, fast zeitgleich und aus ungeklärtem Grund —, liegt der Verdacht eines Terroranschlags nahe. Doch bald fallen auch andere Maschinen aus. Autos bleiben liegen, Schiffsmotoren versagen, Fabriken stehen still. Und nicht nur die westliche Welt, auch arabische Länder und Asien sind betroffen. Der Auslöser der Fehlfunktionen ist bald gefunden: Eine neuartige Mikrobe hat das Erdöl befallen und macht es unbrauchbar. Der amerikanische Seuchenexperte Gregory Gerard soll helfen, den Erreger unschädlich zu machen. Doch seine Ergebnisse passen dem Pentagon nicht ins Bild; Gerard wird von den Ermittlungen abgezogen. Hilflos muss er zusehen, wie um ihn herum die Zivilisation im Chaos versinkt: Marodierende Banden machen die Straßen unsicher, seine eigene Familie muss sich gegen Plünderer verteidigen, der Notstand wird ausgerufen. Gerard macht sich eigenmächtig auf die Suche nach dem Ursprung der Seuche. Er ahnt nicht, dass er sich längst im Fadenkreuz eines skrupellosen Killers befindet.

Der Autor

R. Scott Reiss ist erfolgreicher Bestsellerautor und lebt in New York. Der ehemalige Journalist hat bereits mehrere Thriller veröffentlicht; außerdem schreibt er regelmäßig Sachbücher und arbeitet als Drehbuchautor. Die Filmrechte für *Black Monday* wurden von Paramount gekauft.

R. Scott Reiss

BLACK MONDAY

Thriller

Aus dem Englischen von
Charlotte Breuer und Norbert Möllemann

Scanned by TigerInc for Ghost-of-Usenet.org

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Januar 2008
3.Auflage 2008
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2008
© 2007 by R. Scott Reiss
Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Black Monday* (Simon & Schuster, New York)
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Titelabbildung: Artwork HildenDesign, München
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Bembo
Druck und Bindearbeiten: CPI - Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-26851-4

1. KAPITEL

27. *Oktober. Sechs Stunden vor dem Ausbruch.*

Eine Seuche, die für Millionen Menschen den Tod bedeutet. Die ganze Länder vernichtet. Und die Welt in ein finsteres Zeitalter stürzt.

Eine Seuche, die niemanden krank macht.

Lewis Stokes — zumindest lautet so der falsche Name in seinem in Nevada ausgestellten Führerschein — wirft einen weiteren Dollar in den Glücksrad-Spielautomaten in der Lobby des Hotels New York-New York in Las Vegas und spürt, wie sein Herz plötzlich schneller schlägt, was allerdings nicht an dem Spiel liegt. Der ehemalige Bettlerjunge — dessen Mutter öffentlich enthauptet wurde - hat soeben den zwanzigjährigen Anglistikstudenten der University of Nevada entdeckt, den zu töten er zehntausend Kilometer weit geflogen ist.

Der junge Mann - dunkelhaarig mit ungepflegtem Äußeren - kommt auf seinem Weg zur Rezeption an Blackjacktischen vorbei auf ihn zu. Aus einem hohen Glas schlürft er eine leuchtend rote Flüssigkeit, wahrscheinlich einen Singapore Sling oder einen Mix aus Rum und Fruchtsäften. Er wirkt angetrunken, arglos, allein.

Der Junge muss um 0 Uhr 14 getötet werden.

»Keine Minute später«, hatte Lewis' Mentor gesagt, während er ihm die ganze Palette perfekt gefälschter Papiere übergeben hatte.

Doch als Lewis sich anschickt, aufzustehen und dem jun-

gen Mann zu folgen, fällt ihm auf, dass dieser zu hochaufgeschossen ist, um Robert Grady zu sein.

Er sieht Grady nur *ähnlich*.

Lewis flucht vor sich hin und schiebt noch einen Dollar in den Automatenschlitz.

Normalerweise ein gut aussehender Blondschopf, hat sich Lewis heute in einen dunkelhaarigen Typen mit beginnender Glatze verwandelt. Von Natur aus schlank, wirkt er jetzt schwerfällig und unbeholfen, ein Ballon unter dem Hemd täuscht einen Bauch vor, und er trägt eine Brille mit einem dicken, schwarzen Rahmen. Er hält sich krumm und zieht beim Gehen einen Fuß nach. Die wenigen Leute, die ihn bemerken, sehen nur einen armen Kerl in einer schlecht sitzenden Sportjacke, einem billigen Teil von der Stange.

Seine Position am Spielautomaten ermöglicht ihm den Blick auf die Rezeption, ohne selbst von den Pagen, den Angestellten an der Rezeption und den Sicherheitsleuten wahrgenommen zu werden. Einer unter Hunderten von Spielern. Aber dieser eine Spieler verbirgt eine Glock unter der Jacke, und hinten in seinem Gürtel steckt ein gezacktes Kampfmesser. Lewis hat sein erstes Opfer im Alter von zwölf Jahren getötet, in Notwehr, in einem Zelt.

»Glücks … rad«, ertönt ein ganzer Chor mechanischer Stimmen aus dem Automaten, während das Rad sich dreht und bunte Lichter blinken und die potenziellen Gewinne — $ 800, $ 100 und $ 20 — in Form von Tortenstücken auf dem Rad erscheinen.

Las Vegas geht ihm auf die Nerven, die Aufdringlichkeit, der Krach und das Durcheinander, all das erinnert ihn an das Flüchtlingslager, in dem er aufgewachsen ist. Das grauenhafte Erdgeschoss ist das Schlimmste. Als hätte Fellini es sich ausgedacht. Eine Kakophonie aus Rockmusik, herumrennenden Kindern, plärrenden Spielautomaten, lachenden Betrunkenen. Keine Fenster, die den Blick auf die Außen-

weit freigeben. Ein riesiges Glücksspielareal, wo es zugeht wie im Irrenhaus, ein Labyrinth, durch das sich ein endloser menschlicher Jackpot wälzt. Menschen, die wie die Münzen aus den Fahrstühlen ausgespuckt werden, unterwegs zu den neuen Mausefallen in der Umgebung: in das Riviera und das Paris, das Monte Carlo, das Gold Coast — sie alle haben nicht die geringste Ähnlichkeit mit den romantischen Orten, nach denen sie benannt sind.

Aber wo mag Robert Grady stecken?

»Lass es möglichst nach Raubmord aussehen«, hatte Lewis' Mentor gesagt. »Aber sollte der Bursche um 0 Uhr 14 gerade mitten in einer überfüllten Lobby stehen, dann gehst du einfach auf ihn zu und erschießt ihn. Kann ich mich darauf verlassen, dass du dich notfalls opferst, mein alter und besonderer Freund?«

»Und was passiert um 0 Uhr 15, falls er dann immer noch lebt?«

»Dann wird die Welt - unglücklicherweise - bleiben, wie sie ist.«

»Was kann daran so wichtig sein, einen College-Studenten zu töten?«

»Ich würde dir gern genau erklären, welche Rolle er spielt. Du hättest es *verdient.* Aber wenn die Amerikaner dich schnappen, wenn die rauskriegen, wer du bist, dann werden sie versuchen, dich mit allen Mitteln zum Reden zu bringen.«

Ihm bleiben noch fünf Stunden und dreizehn Minuten.

Lewis ist vor zwei Tagen in Las Vegas eingetroffen. Eigentlich viel Zeit für einen Auftrag. Bisher ist es ihm jedoch nicht gelungen, Robert Grady ausfindig zu machen. Er war weder zu Hause noch in der Uni. Sein Anrufbeantworter ist schon so voll, dass er keine neuen Nachrichten mehr speichert. Weiß er, dass Lewis hier ist? Wer zum Teufel ist er überhaupt? Ein Anruf bei der Freundin, der gegenüber sich

Lewis als Verwaltungsangestellter der Uni ausgegeben hatte, war ebenfalls ergebnislos gewesen. Sie hatte behauptet, ihn schon seit einer Woche nicht mehr gesehen zu haben.

»Der Typ ist ein hirnloser Spieler, der kann mir gestohlen bleiben«, hatte sie gefaucht. »Der hat sich doch bloß an der verdammten Uni eingeschrieben, um sich in den Kasinos rumtreiben zu können. Wenn er verschwindet, kann das nur heißen, dass er Geld gewonnen hat. Und er wird so lange spielen, bis er es wieder los ist.«

Vor einer Stunde schließlich hat Lewis zum vierten Mal die Kasinos abgeklappert, die der junge Mann regelmäßig aufsucht, und erfahren, dass Grady für heute Nacht in diesem Hotel ein Zimmer gebucht hat. Daraufhin hat Lewis sich ebenfalls ein Zimmer genommen. Laut Akte quartiert sich Grady immer im elften Stock des Century Tower ein, weil er glaubt, dass ihm der Turm Glück bringt. Also hat Lewis ebenfalls ein Turmzimmer geordert, um an die Schlüsselkarte für die nach oben führenden Aufzüge zu gelangen.

Lewis sieht auf die Uhr, unterbricht das Spiel am Automaten und ruft vom Haustelefon aus die Hotelzentrale an.

»Mr Grady hat soeben telefonisch Bescheid gegeben, dass er heute später kommt«, erklärt ihm eine Frau.

»Wie viel später?«

»Das hat er nicht gesagt.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Ich kann Ihnen nur das sagen, was ich auf dem Bildschirm sehe«, erwidert die Frau gekränkt.

Lewis schluckt seinen Unmut herunter, lässt die Schultern wieder hängen, um keinen Verdacht zu erregen, und schlendert zurück zu seinem Spiel. Am Automaten neben ihm sitzt jetzt eine weißhaarige alte Dame in einem Rollstuhl. Sie balanciert einen Plastikbecher mit Vierteldollarstücken auf ihrem knochigen Schoß.

Sie lächelt ihn an. »Wie *aufregend* es hier ist!«

Er gibt ihr keine Antwort. So kann sie sich später weniger eleudich an ihn erinnern. Er muss an seinen letzten Besuch bei seinem Mentor denken, im August, und fühlt sich zurückversetzt anjenen ruhigen, schönen Ort. Sie hatten Orangensaft in einem angenehm kühlen grünen Garten getrunken. Der riesige Rasen war umgeben von in Nebel gehüllten Eichen. Das Rauschen des nahe gelegenen Meeres vermischte sich mit den Schreien kreisender Seeschwalben, während der Mentor und sein Adlatus auf neunhundert Jahre alten Steinbänken saßen. Alles um sie herum, der private Wald, die grün bewachsenen Berge und das weitläufige Haus jenseits des Skulpturengartens, war solide, freundlich und alt.

»Robert Grady ist einer von mehreren Leuten, denen du hoffentlich in Amerika einen Besuch abstatten wirst«, hatte Lewis' Mentor gesagt und den Auftrag wie üblich als Bitte formuliert.

Lewis' Gedanken kehren zurück zu seinem letzten Mord, drei Wochen nach dem Gespräch. Er war nach Washington geflogen, hatte ein Auto gekauft und war über die Interstate 95 und den Taconic Parkway durch die Hügel von Berkshire nach Massachusetts in das Städtchen Becket gefahren. Dort hatte er das einzeln an einer unbefestigten Straße gelegene Haus eines neunundfunfzigjährigen Kajakbauers ausfindig gemacht und durch eine nicht verschlossene Tür betreten. Dort rechnete offenbar niemand mit Einbrechern. Als der Mann an einem Freitagabend von dem Jacob's Pillow Dance Festival nach Hause kam, wo er sich eine Steptanzshow von Savion Glover angesehen hatte, lauerte Lewis ihm auf und erstach ihn. Bei dem Auftrag trug er Latexhandschuhe und führte seine Tat mit der linken Hand aus, um die forensischen Experten in Bezug auf den Einstichwinkel in die Irre zu fuhren.

Lewis ist eigentlich Rechtshänder, außer wenn er einen Auftrag erledigt.

Nach dem Mord durchforstete er den Medizinschrank nach Tabletten, entwendete das Bargeld aus der Brieftasche des Mannes und ließ einen Teil des alten Silberbestecks mitgehen. Anschließend versenkte er seine Beute in einem tiefen, grünen Baggersee.

»MORDMOTIV RAUB«, titelte die örtliche Tageszeitung *Berkshire Eagle*.

Wie sein Mentor sagte: »Täuschung bedeutet Erfolg. Desinformation ist Täuschung. Du musst immer dafür sorgen, dass die Amerikaner jemand anderem die Schuld für deine Taten geben.«

»Spätestens um 0 Uhr 14 wird Robert Grady die Reise auf die andere Seite antreten«, versprach Lewis in Erinnerung an die Worte, die sein Urgroßvater nach dem Ersten Weltkrieg geschrieben hatte. Worte, die er in einem zerfledderten Buch von 1927 stets im Reisegepäck hatte. *»Blut war immer an unseren Händen, dazu waren wir ja ermächtigt.«*

Und in diesem Moment erblickt er endlich Robert Grady.

Der junge Mann kommt auf dem Weg zur Rezeption ganz nahe an ihm vorbei. Auf den ersten Blick wirkt Grady wie ein typischer unbekümmerter Student. Weißes Hemd mit offenem Kragen, ein bisschen zerknittert. Ausgewaschene Jeans. Abgetragene Sportschuhe und ein Rucksack über der rechten Schulter. Ein junges Gesicht mit einem ungepflegten braunen Bart und babyblauen Augen.

Aber Lewis erspäht auch etwas Rohes unter der jungenhaften Oberfläche. Die Augen sind nicht wirklich klar und unschuldig, sondern scheinen auf etwas Unsichtbares gerichtet zu sein. Lewis, der in einer Umgebung voller Verzweiflung aufgewachsen ist, kennt ihre Erscheinungsformen: Bedürftigkeit, Schrecken, Besessenheit, Gier. Diesen Burschen quälen Vorahnungen, Zwanghaftigkeit und Abhängigkeit vom Zufall.

Lewis beobachtet, wie Bobby Grady sich von der Rezeption abwendet. Aber anstatt nach oben zu gehen, reicht er einem Pagen seinen Rucksack, zeigt auf den Aufzug und steckt ihm ein Trinkgeld zu.

Robert Grady hat offenbar noch vor zu spielen.

Lewis seufzt, steckt einen letzten Dollar in den Glücksradautomaten und wartet, bis Grady auf dem Weg ins Kasino an ihm vorbeikommt. Er drückt ein letztes Mal auf den Knopf, startet ein neues Spiel und steht dann ruhig auf, um seinem Opfer zu folgen.

Doch plötzlich spielt der Automat verrückt, veranstaltet einen Höllenlärm, und die Räder drehen sich wie wild. Alle im Umkreis von dreißig Metern werden auf Lewis aufmerksam. Pagen, Gäste, Kinder, eine Prostituierte. Die Sicherlieitskameras an der Decke werden die Szenerie aufzeichnen. Hotelgäste und Neuankömmlinge, die gerade einchecken, recken die Hälse, um etwas sehen zu können. Der Glücksradautomat ist daraufprogrammiert, bei den äußerst seltenen Gelegenheiten, wo er eine Menge Geld ausspuckt, einen Radau zu machen wie die Luftalarm-Sirenen auf einem amerikanischen Militärstützpunkt. Der Krach übertönt beinahe die Rockmusik, von der die Lobby erfüllt ist.

Klingklingklingkling !!!

Die alte Dame im Rollstuhl schnappt nach Luft. »Mein Gott! Das nimmt ja kein Ende mehr! Fünftausend und ... o nein!«

Robert Grady, der sich nicht einmal umdreht, um zu sehen, was los ist, verschwindet in Richtung der Halle für Sportwetten.

Ein Blitzlicht zuckt. Jemand hat ein Foto vom großen Gewinner geschossen.

»Hotelzeitung«, verkündet die Frau mit der Kamera breit grinsend, während ein Kasinoangestellter, ein hispanisch aussehender Mann in einer bunten Jacke, sich mit einem strah-

lenden Lächeln nähert, in der Hand ein Klemmbrett, auf dem sich vermutlich ein Formblatt für die Steuerbehörde befindet. Spielverluste kann man nicht von der Steuer absetzen, jeder Gewinn dagegen muss versteuert werden. Ist das Leben nicht ungerecht?

Im Bruchteil einer Sekunde entscheidet Lewis instinktiv, was zu tun ist. Würde man diesen rasend schnellen Prozess auf das Tempo sortierter Gedanken verlangsamen, käme dabei in etwa heraus:

Mach dir keine Sorgen wegen der Zeugen. Die Fotos zeigen nicht, wie du wirklich aussiehst. Niemand wird einen Zusammenhang herstellen zwischen dem, was hier abläuft, und dem, was mit Robert Grady später am Abend passieren wird.

Er dreht sich zu der Frau im Rollstuhl um, während der bescheuerte Automat immer weiter lärmt, während sich die Räder drehen, Nullen aufblitzen, nach neunzehn jetzt schon zwanzig erscheint …

»Ich muss mein Flugzeug erwischen«, japst er mit dem für seine Rolle als Lewis Stoke perfekt einstudierten Südstaatenakzent. Er wurde in Osterreich, Bahrain und Tunesien ausgebildet.

Die Frau starrt ihn mit offenem Mund an. Seine Worte machen sie fassungslos.

»Meine Frau weiß nicht, dass ich in Las Vegas bin«, sagt er. »Ich bin mit ihrer besten Freundin hier. Wenn ich meinen Flug verpasse, bin ich erledigt!«

Die Augen der alten Dame weiten sich. Endlich hat sie's kapiert. Was sie in dieser Minute an Schock und Nervenkitzel erlebt, ist weit mehr, als sie normalerweise ihrem Häkelkränzchen zu Hause in Houston in zehn Jahren berichten kann.

»Ich *fasse* es nicht«, sagt er. »Ich habe fast mein ganzes Geld bei Circus Circus verloren und jetzt … *Ich schenke es Ihnen.«*

Miss Rollstuhl schlägt sich die Hand vor die Brust, und

ihr Mund steht so weit offen, als wollte sie gleich den ganzen verdammten Spielautomaten verschlucken. Lewis bahnt sich einen Weg durch die Menge und kümmert sich nicht um die klickenden Kameras der Touristen. Die Frau von der Hotelzeitung hängt sich an seine Fersen, um ein Interview zu ergattern. Die Uberwachungskameras folgen zweifellos jeder seiner Bewegungen, als er den Automatenbereich schnell hinter sich lässt und über das falsche Kopfsteinpflaster vorbei an Restaurants in die Richtung der Sportwettenhalle humpelt, und er muss sich beeilen, denn Bobby ist verschwunden!

Hinter sich hört er verblüffte Kommentare: *»Ergeht einfach weg ohne das Geld!«*

»Er hat es der alten Dame geschenkt.«

»Warum ihr und nicht mir?«

Niemand folgt ihm mehr. Alle starren gebannt auf den Spielautomaten, wild darauf, zu erfahren, wer seinen Gewinn einstreicht. Er bewegt sich jetzt schneller, schiebt einen stämmigen Mann beiseite und erblickt Grady, der in der Sportwettenhalle steht und auf einen Bildschirm starrt, auf dem die Ergebnisse der heutigen Trabrennen in Aqueduct angezeigt werden.

Robert Grady wendet sich von den Bildschirmen ab und eilt nach draußen. Offensichtlich macht er sich auf die Suche nach einem anderen Kasino.

Stokes schiebt die Hände in die Taschen und folgt ihm hinaus auf die Las Vegas Avenue, diese berühmte Straße, wo rund um die Uhr Trubel herrscht. Hinter ihm erhebt sich die nachgebaute Manhattan-Skyline des Hotels New York-New York. Die falsche Freiheitsstatue. Die schwarzen Türme, vermeintliche Wolkenkratzer, recken sich widersinnig in den pastellfarbenen Wüstenhimmel. Unablässig rast die dröhnende gelbe Hotel-Achterbahn mit ihren kreischenden Passagieren dahin.

Ich muss mein Aussehen verändern, darf aber Grady dabei nicht aus den Augen verlieren.

Bei Einbruch der Dämmerung gehen die Kasinolichter an. In der Ferne, jenseits des Staus auf der I-15, erscheinen die Berge im lavendelfarbenen Dunst. Hier ist es so trocken, dass Lewis selbst bei 38 Grad Hitze nicht schwitzt — oder der Schweiß trocknet so schnell, dass er ihn gar nicht bemerkt. Er liebt die Hitze. Jenseits der schrillen Hotels - lauter Gebäude mit begrenzter Haltbarkeit — liegt die zeitlose Wüste. Schon seit Jahren arbeitet er in der Wüste, diese hier ist jedoch anders, härter an der Oberfläche, weniger weißer Sand, überall Kakteen mit rasiermesserscharfen Nadeln und spitze Steine. Aber sie ist sauber wie eine richtige Wüste, ausgelaugt von der täglichen Hitze und der nächtlichen Kälte, den Reinigungsprozessen der Natur. Die Wüste ist ein Ort, wo die Kraft, das Glück und die Ausdauer eines Menschen auf die Probe gestellt werden, ein Ort, an dem diejenigen, denen es an Uberlebensfähigkeit mangelt, zugrunde gehen, als hätten sie nie existiert.

Lewis blendet alles aus, menschliche Gerüche, den Gestank von Teer, Hot Dogs, Parfüm, Busabgase. Er passt sich perfekt seiner Umgebung an.

Denn, wie sein Urgroßvater in der gestelzten Prosa der Ära des Ersten Weltkriegs geschrieben hatte, »man kann nicht in die Haut von Fremden schlüpfen, aber wenn man sich nur geschickt verstellt, kann man sich unerkannt unter Fremden bewegen«.

Das Buch, ein Geschenk des Mentors, verleiht Lewis immer wieder Kraft. Wenn er sich einsam fühlt, findet er Trost darin.

»Wir lebten für den Tag und starben für ihn«, hatte sein Urgroßvater geschrieben, und er hatte das Leben im Verborgenen sehr gut gekannt.

Bobby Grady steuert das erstbeste Kasino an, das Monte Carlo. An einem Blackjacktisch tauscht er Dollars gegen Chips. Gleich beim ersten Versuch streicht er einen hohen Gewinn ein.

Lewis geht das Risiko ein und verschwindet auf der nahe gelegenen Toilette. Eigentlich hatte er seine Verwandlung erst für später anberaumt, aber er kann es sich nicht leisten, nach dem Hauptgewinn am Spielautomaten erkannt zu werden. Jemand, der einen 20 000-Dollar-Gewinn einfach liegen lässt, könnte leicht in den Nachrichten landen, denkt er, stellt sich vor, wie irgendein Tourist einen Schnappschuss von ihm an einen lokalen Fernsehsender weitergibt, und malt sich aus, wie am späten Abend über ihn berichtet wird.

Haben Sie diesen Mann gesehen?

Er findet eine leere Kabine, sein Puls rast. Er setzt darauf, dass Robert Grady noch ein paar Minuten am Blackjacktisch verweilt. Lewis zwingt sich zu langsamen Bewegungen, um Fehler zu vermeiden. Zuerst zieht er sich die falschen Haare vom Kopf und verwandelt sich von einem Mann mit braunem, schütterem Haar in einen Blondschopf.

Verdammt, wie viele Perücken mit so großen Geheimratsecken werden wohl hergestellt? Nicht viele, denkt er.

Er zieht seine unscheinbare, schlecht sitzende blaue Jacke aus, ebenso Hemd und Krawatte, und darunter kommt ein weißes, zerknittertes Tennishemd zum Vorschein. Der Luftballon, der einen Bauch vorgetäuscht hat, folgt als Nächstes. Dann die schwarze Brille. Er kann wieder perfekt sehen. Er richtet sich zu voller Größe auf, was mindestens fünf Zentimeter ausmacht. Schluss mit der gebeugten Haltung, den künstlich aufgepolsterten Wangen und dem Schnurrbart.

Aus seiner Tasche zieht er einen zusammengefalteten, hauchdünnen Nylonrucksack und verstaut darin die Requisiten. Die Hose und die Schuhe mit den dicken Gummisohlen behält er an.

Die 9-mm-Glock schmiegt sich unter dem Hemd an seinen Rücken.

Knapp drei Minuten nachdem der »Tourist« von Anfang vierzig mit den Geheimratsecken in der zweiten Kabine verschwunden ist, verlässt ein gesunder, braun gebrannter, gut aussehender, blauäugiger Sunnyboy die Herrentoilette - der wirkliche Lewis - und betritt das Kasino. Robert Grady ist gerade vom Blackjacktisch aufgestanden und sammelt seine Chips ein.

Lewis folgt ihm wieder nach draußen, verlangsamt seine Schritte, um sich Gradys Tempo anzupassen, wirft den Rucksack im Vorbeigehen in eine Mülltonne, was einen Aasgeier — einen von diesen Pennern, die überall in Las Vegas herumlungern - herbeilockt, der darin etwas zu finden hofft, was sich verscherbeln lässt.

Ich bin gespannt, was nach o Uhr 14 passieren wird.

22 Uhr 59.

Bobby Grady ist immer noch unterwegs.

Unglaublich. Braucht der Typ keine Pause? Seit Stunden rennt er in Kasinos, verliert Tausende von Dollars beim Blackjack, Craps, Baccarat und bei Sportwetten. Mittlerweile war er im Palace Station und im New Frontier.

Woher hat ein Student so viel Geld?

Der Kerl benimmt sich wie in Trance. Er spielt und lässt sich treiben. Spielt und geht weiter. Wenn er verloren hat, sieht er sich draußen irgendwelche Shows an. Am Venetian Hotel mit den nachgebauten venezianischen Kanälen hat er eine ganze Weile gesessen und zugesehen, wie »Gondolieri« Touristen über einen »Kanal« staken, die anscheinend glauben, diese absurde Imitation hätte etwas mit der Realität zu tun.

Schon wieder Wasser, denkt Lewis angewidert, während

er Grady an sprudelnden Wasserfontänen vorbei zum Kasino Bellagio folgt. Die Fontänen schwingen zu den Klängen von »The Star-Spangled Banner« hin und her wie bei einer Tanzchoreographie. Es ist schon komisch. In einer Wüstenstadt, in der es um nichts anderes geht als ums Geldausgeben, besteht die wichtigste Touristenattraktion, der märchenhafteste Teil der meisten Shows, aus klarem Wasser.

23 Uhr 10.

Noch eine Stunde und vier Minuten.

Robert Grady spaziert in den neblig-kühlen tropischen Garten des Hotels. Er bleibt stehen, um mit leerem Blick den gigantischen mechanischen Weißkopfadler anzustarren, angeblich eine Inkarnation des Patriotismus, dessen riesiger Kopf sich hin- und herdreht und dessen ruckartige Bewegungen Lewis an die roboterhaften Dinosaurier in Filmen aus den fünfziger Jahren erinnern. Im Flüchtlingslager hat er als Junge viele alte amerikanische Filme gesehen.

Achtung. *Grady sucht eine Toilette auf.*

Lewis folgt ihm.

Er fährt sich mit der Hand an den Rücken, fühlt das Messer.

Aus der Herrentoilette ist dröhnendes Gelächter zu hören, und als er eintritt, steht ein halbes Dutzend bulliger Typen - Cops, nach ihrer Statur und dem Haarschnitt zu urteilen - vor dem Waschbecken. Sie tragen Namensschilder, offenbar Teilnehmer einer Tagung.

»Wann sind Sie zum FBI gekommen?«, fragt ein Mann einen anderen.

Verdammt!

Um 23 Uhr 24 verlässt Bobby die Toilette und reibt sich den Bauch, als hätte er Magenschmerzen.

23 Uhr 30.

Selbst wenn ich es in aller Öffentlichkeit tun muss, werde ich es tun.

Robert Grady dreht sich um und verlässt das Kasino, wendet sich in Richtung seines Hotels und geht vorbei an Pizzaläden und Hamburgerbuden für weniger betuchte Touristen. Der Gehweg ist übersät mit achtlos weggeworfenen Visitenkarten, auf denen Telefonnummern von Prostituierten stehen und die von illegalen Immigranten aus Mexiko verteilt werden.

Er geht zurück ins New York-New York.

Lewis folgt dem Mann ins Hotel. Aus den Lautsprechern der Lobby dröhnt irische Rockmusik. Grady kramt in seiner Brieftasche nach der Schlüsselkarte, die zu dem Aufzug zu seinem Stockwerk passt.

Lewis folgt Grady in den Fahrstuhl. Sie sind allein. Er kann das Rumoren in Bobbys Bauch hören.

Bobby wendet sich ihm achselzuckend zu und fragt: »Und, wie ist's heute bei Ihnen gelaufen?«

»Nicht schlecht«, antwortet Lewis in seinem Südstaatenakzent. »Und bei Ihnen?«

»Ach, beim nächsten Mal hab ich bestimmt wieder mehr Glück.«

Lewis tritt vor dem Mann aus dem Aufzug, im elften Stock, geht ihm einen Schritt voraus, um ihn nicht zu beunruhigen. Beide Männer wenden sich an der Kreuzung der Korridore nach links. Lewis stellt fest, dass außer ihnen niemand zu sehen ist. Vor einigen Zimmern stehen Hotelcaddies mit schmutziger Wäsche. Die Klimaanlage produziert eine arktische Kälte, wahrscheinlich um die Gäste am Schlafen zu hindern, denkt Lewis,

»Na, dann viel Glück morgen«, sagt Bobby zum Abschied über die Schulter hinweg, während er seine Schlüsselkarte in den Schlitz schiebt.

Danach ist alles ganz einfach, nur noch Routine.

Mit einer einzigen geschmeidigen Bewegung sticht Lewis Grady in den Rücken, hält ihm mit der rechten Hand

den Mund zu, schiebt ihn ins Zimmer, während die linke Hand die Klinge zwischen die dritte und vierte Rippe treibt. Uber die Jahre hat er diese Bewegung tausendmal geübt, an Sandsäcken, an Dummys, an Mitgefangenen und an den von seinem Mentor ausgewählten Opfern.

Nur ein paar Sekunden sind verstrichen. Er schließt die Tür. Robert Grady liegt mit dem Gesicht nach unten auf dem Teppichboden, die Augen zum Badezimmer gerichtet, während sich das Blut auf seinem Hemd ausbreitet. Er hat sich im Sterben in die Hose gemacht und sich kein bisschen zur Wehr gesetzt. Die Klimaanlage sollte den fürchterlichen Gestank eine Weile dämpfen, bevor er in den Korridor dringen und trotz des »Bitte nicht stören«-Schilds an der Tür ein Zimmermädchen auf den Plan rufen wird. Der Fernseher läuft. Das Fenster steht einen Zentimeter weit offen, mehr geht nicht. Weiter lassen sich Hotelfenster in Las Vegas nicht öffnen, wahrscheinlich damit verzweifelte Verlierer nicht rausspringen, denkt Lewis.

Nun ist Zeit, irreführende Spuren zu legen. Lewis zieht die Latexhandschuhe über.

Er entwendet die Brieftasche mit einem Packen Hundertdollarscheine. Aus seiner Tasche holt er ein durchsichtiges Plastiktütchen heraus und entnimmt ihm einen goldenen Ohrring, ein wertvolles Stück, das er neben einem Spielautomaten gefunden hat. Am Verschluss klebt noch etwas getrocknetes Blut. Er lässt den Ohrring auf den Teppichboden fallen.

Anschließend öffnet er ein Fläschchen mit billigem Parfüm und verschüttet so viel davon, dass der Geruch noch in dem Teppich haften wird, wenn er das Fläschchen wieder in dem Tütchen verstaut.

Danach hinterlässt er auf dem frisch gemachten Bett zwei Abdrücke, als hätten zwei Leute dort nebeneinandergesessen. Die Polizei wird zu dem Schluss kommen, dass Robert auf-

gestanden ist und auf dem Weg ins Bad von hinten erstochen wurde.

Zum Schluss sticht Lewis wie verrückt mit der linken Hand auf Gradys Körper ein, rammt die Klinge in Hals und Hinterkopf, damit der erste Stich nicht als die tödliche Verletzung erkannt wird.

Lewis Stokes - der im weiteren Verlauf der Nacht zu Clayton Cox werden wird — beschließt, ebenso wie sein Ururgroßvater eines Tages seine Memoiren zu schreiben. Vielleicht wird er schon während der nächsten Wochen damit anfangen, wenn er den Auftrag erhält, nach Washington zu fahren, um gewisse Mitarbeiter des Pentagons zu überwachen und auf Anweisungen des Mannes zu warten, der sein Leben verändert hat.

Täuschung ist der Schlüssel zum Erfolg.

Die Leuchtziffern der Digitaluhr auf dem Nachttisch springen auf 0 Uhr 14.

Ich bin gespannt, was in einer Minute geschehen wird.

Höchste Zeit, von hier zu verschwinden und Las Vegas hinter sich zu lassen. Der Mentor hat eine sichere Route ausgearbeitet.

Denn, wie Lewis' Ururgroßvater für die Geschichtsschreibung, für Regierungen und für die Gelehrten festgehalten hatte: »... auf unsere Köpfe waren Preise gesetzt, die bewiesen, dass uns der Feind scheußliche Marter zugedacht hatte, wenn er uns fing.«

2. KAPITEL

28. Oktober. Der Ausbruch.

Mitternacht in Las Vegas ist 10 Uhr morgens in Katar, dem kleinen, märchenhaft reichen Olstaat an der Südwestküste des Persischen Golfs. Die Zentrale von AI Dschasira, dem beliebtesten Fernsehsender in der arabischen Welt, ist kürzlich umgezogen und belegt die obersten drei Stockwerke eines prächtigen siebzehnstöckigen Glasturms mit Blick auf das haiverseuchte Meer. Unten dröhnen teure Vergnügungsjachten vorbei an auslaufenden Oltankern und einlaufenden schwerfälligen Containerfrachtern, die beladen sind mit neuen Computern, Fernsehern mit Großbildschirmen, spritfressenden SUVs und italienischen Designermöbeln für die neureichen Millionäre in ihren Eigentumswohnungen an der dichtbesiedelten Küste.

Im sechzehnten Stockwerk, in dem große Unruhe herrscht, sitzt Hassan el Kader im klimatisierten Kontrollraum von Studio C, und aus Furcht, dass man ihn wegen der bevorstehenden Sendung womöglich lynchen wird, läuft ihm der Schweiß über den extrem breiten Rücken.

Bin ich diesmal zu weit gegangen?, fragt er sich.

Hassan ist Chefredakteur der vielfach ausgezeichneten wöchentlichen Nachrichtensendung *Faces and Places.* Außerdem ist er CIA-Spitzel: Er gibt Informationen, die er von seinen Reportern bekommt, an die Amerikaner weiter. Und die Amerikaner waren äußerst interessiert daran, zu erfahren, woher er den zweiten Bildbeitrag für die heutige Sendung

hat, die in einigen Minuten beginnen und mehr als hundert Millionen Zuschauer in der arabischen Welt erreichen wird.

Draußen auf der Bühne, sichtbar durch das Kontrollraumfenster, legt die Visagistin gerade der Moderatorin Leila Shaalan das letzte Make-up auf.

Alles begann vor drei Wochen wie viele seiner Topgeschichten im Laufe der letzten Jahre. Frühmorgens um zwei klingelte Hassans Handy. »Ich habe eine Wahnsinnsgeschichte für Sie«, flüsterte ihm im Dunkeln eine vertraute Stimme ins Ohr, eine seiner besten Quellen, ein Mann, den er noch nie gesehen hat. »Es geht um einen alten Mann in den pakistanischen Bergen.«

Ein alter Mann, der wahrscheinlich heute Nacht von den Amerikanern oder Briten geschnappt wird, denkt Hassan, während das »Ruhe! Aufnahme!«-Schild aufleuchtet und die Studiogäste sich den Kameras zuwenden, so dass die Sendung beginnen kann.

»Ein heiliger Mann, der Dinge vorhersagt«, erklärte ihm die Stimme.

»Jeder sagt Dinge vorher«, erwiderte er darauf

»Aber seine Vorhersagen treffen ein. Er weiß von Dingen, die weit weg von seinem Dorf geschehen, selbst in Washington. Er hat etwas Gewaltiges vorherzusagen. Oder soll ich der BBC die Möglichkeit geben, es an Ihrer Stelle aufzuzeichnen, mein fetter Freund?«

Noch dreißig Sekunden bis zur Sendung, im Studio herrscht Hochspannung, und Hassans Pulsschlag beschleunigt sich. Der sechsundreißigjährige Kuwaiti — Bachelor of Science an der University ofKuwait, Journalismusstudium an der Columbia University, Reporter mit diversen Auszeichnungen — sitzt vor Reihen von Fernsehern, die die Wände bedecken und ihm Bilder aus der ganzen Welt liefern. Eine Demonstration in Chicago gegen überhöhte Benzinpreise. Streikende Eisenbahner in Paris. Eine Truppenparade in

Nordkorea. Schwimmende Trümmer einer verunglückten Alitalia-Maschine, die vergangene Nacht auf dem Weg nach Rom ins Mittelmeer gestürzt ist.

Die menschlichen Sinnesorgane sind nicht in der Lage, ein geheimes Leben zu ergründen, denkt Hassan manchmal, wenn er sich daran erinnert, wie die Amerikaner ihn damals in Kuwait rekrutiert haben. Sie hatten sein Land von den Irakern befreit. Sein Vater — ein Pilot — war im Krieg gefallen. Dem idealistischen Studenten leuchtete es ein, dass Araber sich am Kampf gegen den Terrorismus beteiligen mussten.

Wir brauchen jemanden bei Al Dschasira, hat der amerikanische Journalistik-»Professor«, der ihn rekrutiert hatte, gesagt. *Wir brauchen eine Pipeline in die Welt des Terrorismus. Wir können das Leben von Arabern retten, wenn Sie uns Namen, Adressen, Quellen nennen. Nur hin und wieder, bei wichtigen Angelegenheiten. Werden Sie das tun?*

Seitdem hat er dabei geholfen, weitere Bombenanschläge in Madrid und Baltimore zu verhindern. Und dank seiner heutigen Warnung wurde in ganz Europa und den USA die höchste Terroralarmstufe ausgerufen. Sondereinheiten der Polizei sind im Einsatz. Zusätzliche Hubschrauber befinden sich in der Luft. Auf Flughäfen und in Häfen wurden verstärkte Sicherheitsvorkehrungen getroffen.

»Und nun«, sagt die Stimme eines Nachrichtensprechers, während ein Globus sich auf der Hälfte der Bildschirme im Kaum dreht, »begrüße ich Sie zu *Faces and Places.«*

Hassan denkt: *Wenn der Mann, der mich angerufen hat, merkt, was ich getan habe, bin ich tot.*

Im ersten Teil der Sendung wird ein Interview mit dem König von Jordanien ausgestrahlt, aufgezeichnet in dessen Palast in Amman. Das Gesicht des Königs füllt zehn Bildschirme im Kontrollraum aus.

Hassan langt in seine Hemdtasche und holt ein Briefchen mit Magentabletten hervor.

»Erzählen Sie mir mehr über diesen heiligen Mann«, hat Hassan, auf seinem Bett sitzend, den Anrufer vor drei Wochen gebeten.

»Er sammelt eine ständig wachsende Schar von Anhängern um sich. Stammesfursten, ein paar Militärs, Studenten. Sein Ansehen wächst.«

»Welche seiner Vorhersagen haben sich als wahr erwiesen?«, hat Hassan als guter Journalist nachgefragt. Er hilft der CIA aus Idealismus. Er hat sich immer geweigert, Geld anzunehmen. Er hält seine Aktivitäten vor seiner Frau und seinen Kindern geheim.

Und in der Nacht des Anrufs begriff er, dass eine der führenden Organisationen - Red Brotherhood, El Kaida, Black Baghdad — den Imam ins Fernsehen bringen wollte und wahrscheinlich irgendetwas plante, was während der Sendung stattfinden sollte. Vielleicht wollten sie ja auch den Bekanntheitsgrad des Imam fördern. Extremisten benutzten AI Dschasira häufig, um ihre Botschaften unters Volk zu bringen.

Verdammt, wenn es Nachrichten sind, bringen wir sie, aber das bedeutet noch lange nicht, dass wir mit diesen Leuten sympathisieren, sagt sich Hassan, während seine Gedanken zurück zu jenem nächtlichen Telefongespräch und der Antwort des Anrufers wandern.

»Erst letzten Monat hat der heilige Imam vorausgesagt, dass innerhalb von vierundzwanzig Stunden in einem algerischen Tal namens Bar El Kab der Tod vom Himmel kommen werde. Amerikanische Kampfflugzeuge löschten dort ein Ausbildungslager der Mudschaheddin aus. Der Imam sieht die Zukunft voraus, er hört die Absichten Gottes.«

»Woher wusste der Imam, was die Amerikaner tun würden?«

»Schicken Sie einen Reporter zu ihm, der kann ihn fragen. Überprüfen Sie seine früheren Vorhersagen. Sie sind alle

eingetreten. Dass jemand die Zukunft vorhersehen kann, ist das keine Schlagzeile wert?«

»Was hat er sonst noch vorausgesagt?«

»Zwei Monate später riet er allen wahren Gläubigen der US-amerikanischen Stadt Tulsa, das Land zu verlassen und nach Hause zurückzukehren. Er behauptete, die amerikanische Polizei würde ihnen innerhalb von einer Wochenfrist das Leben zur Hölle machen und viele Leute einsperren.«

»Vor zwei Monaten«, rechnete Hassan aus, »hat das FBI in Tulsa tunesische Immigranten verhaftet.«

»Am nächsten Tag. Schicken Sie einen Reporter hin. Teilen Sie der Welt mit, was der heilige Mann zu sagen hat. Tun Sie es am ersten November.«

»Warum ausgerechnet an diesem Tag?«

»Weil dann das von ihm Vorhergesagte eintreten wird.«

»Woher kann ein armer Mann in Pakistan wissen, was in Washington geschieht?«

»Das soll Ihr Reporter ja herausfinden.«

»Hat der Imam Kontakt zu einer politischen Gruppierung?«

»Er wird alle Fragen beantworten.«

»Wie lautet seine neue Vorhersage?«

»Ich muss abwarten, genau wie Sie. Wollen Sie jetzt die Geschichte oder nicht?«

»Wer sind Sie?«, fragte Hassan den Anrufer, wie schon hunderte Male in den Jahren zuvor.

»Ein Freund, der Ihnen noch nie einen schlechten Rat gegeben hat.«

Als Hassan gerade die nächste Tablette schluckt, wendet sich die charmante Leila Shaalan erneut ans Publikum: »Und nun zu unserem nächsten Beitrag, einer wirklich unglaublichen (ieschichte. Reporter Fauzan el Harith ist für *Faces and Places* in die unwirtlichen und gefährlichen Berge im Nordwesten Pakistans gereist, um einen heiligen Mann zu treffen.«

Auf den Bildschirmen erscheint eine topographische Landkarte, auf der mit einer roten Linie Fauzans Reiseroute eingezeichnet ist. *Ah, Pakistan,* denkt Hassan mit der journalistischen Vorliebe für Gefahrengebiete. Wenn die Regierung nicht gestürzt wird, wird es eine nukleare Kraftprobe mit Indien geben oder ein Durchgreifen gegen Militante oder Anschuldigungen wegen des angeblichen Verkaufs atomarer Geheimnisse.

»Um den heiligen Mann zu treffen, sind wir zwei Tage unterwegs gewesen«, berichtet Fauzan den Zuschauern auf der ganzen Welt, in den Kaffeehäusern von Kairo, in den Polizeistationen von Damaskus, in libanesischen Villen und in den palästinensischen Flüchtlingslagern. Aber natürlich spitzen auch westliche Beobachter in London und bei McLean TV die Ohren und müssen wieder einmal zähneknirschend zusehen, wie jemand, den die CIA liebend gern festnehmen würde, von AI-Dschasira-Leuten interviewt wird.

Fauzan schürt die gespannte Aufmerksamkeit, beschreibt anschaulich, wie die Sonne vom Himmel brennt und die Luft angenehm kühler wird, während er immer höher ins Kakar-Gebirge hinaufsteigt. Wie er sich in Begleitung einer Guerilla-Eskorte unter einem grandiosen Sternenhimmel schlafen legt und Zeuge eines Meteorregens unter dem weißen aufgehenden Mond wird.

Auf dem Monitor erscheinen Bilder von dem Journalisten, der soeben auf seinem mühsamen Marsch die Schneegrenze erreicht. Die Männer überqueren einen Bergrücken und beginnen mit dem Abstieg in ein schroffes braunes Felsental.

»Von hier aus habe ich zum ersten Mal die Höhlen gesehen«, sagt Fauzan.

Wir benutzen uns alle gegenseitig. Die CIA benutzt mich. Ich benutze die Anrufer. Die Terroristen benutzen die Medien. Und die Medien benutzen die Nachrichten, denkt Hassan, während der Imam ins Bild humpelt, ein kleiner, verkrüppelter alter

Mann, der sich auf eine hölzerne Krücke stützt, während sein nutzloser linker Fuß ein Stückchen über dem Boden baumelt.

»Imam Suleiman hat sich nie weiter als fünfzehn Kilometer von dem Dorf entfernt, in dem er geboren wurde. Seit seinem sechsten Lebensjahr ist er schwerbehindert«, klärt lauzan die Zuschauer auf.

Auf zehn Bildschirmen im Kontrollraum sieht man einen Kreis düster dreinblickender Männer mit weiten Hosen und Gewändernim Schneidersitz auf dem Boden einer Höhle sitzen. Durch eine natürliche Öffnung im Dach der Höhle fällt ein Sonnenstrahl, in dem Staubpartikel tanzen. Hassan, der während seiner aktiven Reporterzeit selbst aus Pakistan berichtet hat, kann sich gut die Geruchsmischung aus dem Schweiß ungewaschener Männer, süßem Tee, gewürztem Lammfleisch, Holzkohle und geölten Waffen vorstellen.

»Die hellseherischen Fähigkeiten von Imam Suleiman haben sich immer mehr herumgesprochen, und mittlerweile kommen viele Menschen in dieses Tal«, sagt Fauzan.

Die Kamera zeigt das zerfurchte Gesicht und das milchigweiße linke Auge des alten Mannes. Alle Mitarbeiter Hassans waren völlig fasziniert, als sie die Aufzeichnung zum ersten Mal sahen.

Zu Beginn des Interviews erwähnt Fauzan die öffentliche Ankündigung des Imam vom vergangenen Monat, als er einem Mann namens Abu Gabra weit unten im Süden des Landes vorhersagte, dass ihn mit Falkenfedern geschmückte Männer angreifen würden. Fauzan fragt Suleiman, ob er wisse, dass »Abu Gabra« in Wirklichkeit der Name eines sudanesischen Ölfelds sei. Und dass die französischen Fallschirmjäger, die dort eine Woche nach der Ankündigung abgesprungen seien, um Geiseln zu retten, auf den Ärmeln ihrer Uniform Falkenabzeichen getragen hätten.

»Ich gebe nur die Worte wieder, die mir Allah in den

Mund legt«, antwortet Suleiman mit einer eigentümlich hohen, fast kindlichen Stimme.

Fauzan fragt, ob die Eingebungen des Imam nicht in Wirklichkeit auf Informationen von Extremisten und Terroristen beruhen.

»Wenn dem so wäre, mein Sohn, wenn unsere Kämpfer gewusst hätten, was in Abu Gabra geplant war, wären sie dann nicht darauf vorbereitet gewesen, die französischen Soldaten bei ihrem Eintreffen zurückzuschlagen?«

Mit wachsender Beunruhigung überprüft Hassan die ausländischen Sender auf Meldungen über terroristische Anschläge während der Ausstrahlung von *Faces and Places.* In der Welt der Fernsehnachrichten wirkt jedoch alles normal, was auch immer normal bedeuten mag. Im französischen Fernsehen wird über den Stapellauf eines atomar betriebenen U-Boots berichtet. Das deutsche Fernsehen zeigt Bilder eines Großbrands in Berlin. Im Hafen von Tokio sind zwei Schiffe kollidiert. Eine Katastrophe löst die andere ab, so unwirklich wie in einem Hollywoodfilm.

Doch Imam Suleimans Botschaft fesselt selbst den abgestumpften Hassan. In dem Wissen um den weiteren Verlauf der Aufzeichnung beschleicht den abgebrühten Journalisten eine archaische Angst.

Seine Vorhersage ist absurd, denkt Hassan. *Er bedient sich einfach nur einer sehr blumigen Sprache. Was er sagt, kann unmöglich eintreten.*

»Ich habe erfahren, dass Sie erneut etwas ankündigen wollen«, kommt der junge, gut aussehende Reporter Fauzan zur Sache.

Die Kamera scheint lange das Gesicht des alten Mannes anzusehen. Das milchig-trübe Auge. Die zerfurchten Wangen. Die Narbe auf der Stirn, angeblich von einem Blitzschlag, den er als Sechsjähriger überlebt hat. Von Gott gezeichnet, sagen die örtlichen Stammesführer.

Imam Suleimans Stimme klingt plötzlich härter, wie die eines jüngeren Mannes, als hätte eine andere Seele von seinem Körper Besitz ergriffen. Er richtet sich auf und wirkt nun viel kräftiger.

»Jubelt, meine Brüder, denn heute trauere ich einmal nicht um gefallene Kämpfer Gottes. Diesmal sage ich nicht die Vernichtung von Freunden vorher, sondern die Auslöschung des großen Feindes. Allah hat genug von dessen mörderischer Arroganz, der Korruption, der Gier, der ketzerischen Ignoranz und der Verachtung für den richtigen Weg und die Gebote, und so spreche ich eine Fatwa aus.«

Die Männer in der Höhle beugen sich vor, als würden sie von einer unsichtbaren Kraft angezogen. Selbst Fauzan scheint gebannt von der Energie des Imam, von der unerschütterlichen Sicherheit in seinem Ton.

»Die großen Türme in Washington, London und Berlin sollen in Finsternis versinken. Die Menschen sollen sich auflehnen gegen ihre Herrscher. Ihre Häuser sollen brennen, ihre Lebensmittel verschwinden, ihre Motoren den Dienst versagen und vom Himmel fallen, *und zwar vom Ende dieses Monats an.*

Ihre Soldaten sollen rebellieren, ihre Regierungen stürzen, sie sollen ihre Gotteshäuser mit den eigenen Händen einreißen. Ab dem ersten November soll die Natur ihnen nichts mehr von ihrer Fülle geben.«

So präzise und umfassend war bisher keine seiner Vorhersagen, denkt Hassan. *Keine Warnung war je mit einem Zeitplan verknüpft.*

»Seine Ausstrahlung ist schon in natura beeindruckend, aber auf dem Bildschirm ist er einfach unglaublich«, meinte Fauzan kürzlich.

Möchte wissen, ob die Amerikaner die Höhle schon angegriffen haben.

Der Imam fährt fort: »Ihr großer, unrechtmäßig erworbe-

ner Reichtum wird ihnen nichts mehr nützen. Ihre korrupten Freunde in den muslimischen Ländern werden Millionen unterdrückter Menschen Rechenschaft ablegen müssen. Dies ist kein frommer Wunsch. Allahs Vergeltung wird nicht erst in ferner Zukunft beginnen, sondern vielleicht schon, wenn meine Worte verklungen sind.«

Der Oktober ist in dreieinhalb Tagen vorüber, rechnet Hassan aus. *Wer auch immer hinter diesen Drohungen steckt, ihm bleiben noch sechsundachtzig Stunden bis zu einem Angriff.*

»Aus den Trümmern«, fugt Imam Suleiman hinzu, »werden die Überlebenden eine schöne neue Welt errichten.«

Er weigert sich, noch mehr zu sagen, und verwandelt sich wieder in einen Greis. Gestützt auf seine Helfer, humpelt er davon.

Millionen Menschen in der arabischen Welt, weiß Hassan, werden einander in ihren Häusern, Cafes, Geschäften und Palästen anschauen und sich fragen, ob der alte Mann wie durch ein Wunder tatsächlich die himmlische Vergeltung vorhergesagt hat.

Fauzan blickt ernst in die Kamera. »Wir beenden die Sendung mit einer Frage. Die Uhr tickt. Werden die Vorhersagen des Imam sich bewahrheiten?«

Der Nachspann läuft.

Im Studio entfernt die Moderatorin das Ansteckmikrofon von ihrem Kragen.

Hassan spürt, wie die Anspannung in seinem Rücken nachlässt. Wie nach jeder Sendung, über die er die CIA vorab informiert hat. Wie jedes Mal denkt er: *Vielleicht bin ich ja wieder einmal mit heiler Haut davongekommen.*

»Mensch, das ist doch nicht das Alitalia-Unglück«, sagt die Produktionssekretärin mit einem Blick auf Bildschirm neun. »Das ist ein ganz anderer Absturz.«

Hassan schaut nach rechts. Auf dem Monitor sieht er die Golden Gate Bridge und Gaffer am Geländer. Die Bild-

Unterschrift lautet: »Delta-Jet stürzt in die Bucht von San Francisco.«

»Was zum … Moment mal«, sagt einer der Techniker kurz darauf und zeigt auf Monitor sechs, wo eine Sendung der BBC läuft. »Ein Flugzeugabsturz im Ärmelkanal. Das sind jetzt schon drei mit dem Absturz bei Rom letzte Nacht.«

Offenbar ist die British Airways 747 nördlich von Le Havre heruntergekommen, an einem wolkenlosen Nachmittag bei strahlend blauem Himmel. Einfach ins Wasser gefallen und beim Aufprall zerschellt.

Wie viele Maschinen haben sie noch zum Absturz gebracht?, denkt Hassan in Panik und spürt das Blut in seinen Schläfen pochen.

Bestien. Wie haben sie dieses Timing so schnell hingekriegt?

»Geben Sie mir den Ton aus London«, ordnet Hassan an und vernimmt im selben Moment den BBC-Sprecher. »Der Pilot hat Störungen an allen vier Triebwerken gemeldet. Genau wie die Crew des Air-India-Flugzeugs, das vor zwanzig Minuten aus zehntausend Metern Höhe in das Arabische Meer gestürzt ist. Wir wiederholen, es gab *keine* Explosionen. Die Behörden sind schockiert über den Absturz von vier Maschinen an einem Tag. Bisher geht man nicht von terroristischen Anschlägen aus. Aber die meisten großen Fluggesellschaften haben alle Flüge abgesagt, bis ihre Maschinen auf Bomben und Sabotage überprüft sind.«

Hassan steht wankend auf. Der Kontrollraum kommt ihm plötzlich vor wie ein stickiges Gefängnis.

Ich hätte diese verdammte Geschichte nicht senden sollen. Ich habe die Leute unterstützt, die das getan haben.

Sein Herz rast. Er reißt sich von den Monitoren los und geht in den Flur, es drängt ihn ans Tageslicht, ans Meer, er braucht etwas Wirkliches. Er eilt zu den Fenstern des Nachrichtenraums mit Blick auf den Hafen, aber offenbar sind ihm alle anderen zuvorgekommen.

Was starren die alle so nach unten?

Von panischer Angst gepackt, fängt Hassan an zu beten. Nicht noch ein Flugzeug.

Eine der Kameraassistentinnen weint.

Er will da nicht hinsehen. Doch er kann nicht widerstehen. Auf den ersten Blick wirkt alles wie immer. Unten verläuft die Küstenstraße, ein feines Band aus Teer, das sich stolz an modernen Gebäuden, die die Küste säumen, entlangwindet. Für einen Moment verfliegen seine Befürchtungen.

Doch dann wird ihm klar, dass er sich geirrt hat.

Eine der Sekretärinnen zittert. »Da draußen. Sehen Sie? Da ganz hinten ... der Rauch. Es war eben noch in der Luft. Es ist einfach runtergefallen ...«

»Die Motoren sollen den Dienst versagen«, hat der Imam gesagt.

Vollkommen perplex fragt sich Hassan, wie sie das koordiniert haben. In diesen Flugzeugen saßen Hunderte von Menschen. Erst letzte Woche saß er selbst in einem Flugzeug.

Im Nachrichtenraum spielen die Telefone verrückt, aber die Mitarbeiter können sich nicht von den Fenstern losreißen.

Jemand bemerkt: »Es ist genau so, wie der Imam gesagt hat ...«

Und jemand anders: »Nein, er hat von viel *mehr* gesprochen. Er hat gesagt, es gehe um Länder, nicht nur um ein paar Flugzeuge.«

Hassan spürt, wie ihn das blanke Entsetzen packt. *Er hat gesagt, es geht um Regierungen. Er hat von Armeen geredet. Er hat gesagt, der Zusammenbruch wird innerhalb weniger Tage beginnen.*

Das ist der Lauf der Dinge — eine Ära löst die nächste ab, aber die Menschen — zumindest die meisten — sind sich dessen normalerweise nicht bewusst.

»Es muss eine logische Erklärung dafür geben«, versucht

Hassan seine Mitarbeiter zu beruhigen. Aber gleichzeitig denkter, dass es möglicherweise *keine* logische Erklärung gibt. Vielleicht ist *Gott* eine logische Erklärung. Vielleicht bricht ja eine finstere Zeit an, wie im Koran angekündigt, und heute ist so ein Tag, wie in der Bibel beschrieben.

Als ihn nur wenige Minuten später der nächste Anruf erreicht, hat er das Gefühl, am Rande eines Herzinfarkts zu stehen.

»Hier spricht Ihr alter Freund«, flüstert ihm die vertraute Stiinme ins Ohr. »Haben Sie die kleine Geschichte weitergegeben? Haben Sie Ihre Freunde in Ubersee über die Höhle informiert?«

3. KAPITEL

30. Oktober. Zwei Tage nach dem Ausbruch.

Bis zum Abend vor Halloween, 63 Stunden nach den fünf Flugzeugabstürzen, sind keine weiteren Katastrophen eingetreten. Es gilt zwar weiterhin höchste Terror-Alarmstufe, aber in Washington hat man aufgeatmet. Der Flugverkehr ist wieder freigegeben worden. Zusätzliche Sicherheitskräfte sind in Bereitschaft. Der Imam in Pakistan, vermuten Geheimdienstexperten, hat die Gefahr, wie für Terroristen typisch, maßlos übertrieben.

Im Vorgarten seines Hauses im Nordwesten von Washington, D.C., grillt ein neununddreißigjähriger Epidemiologe namens Dr. Gregory Gerard für seine Nachbarn Würstchen und Hamburger mit Zwiebeln.

Er will sich ein bisschen erholen nach zwei Tagen nervenzerreißender Anspannung im Pentagon, wo in Erwartung der auf AI Dschasira vorhergesagten Terrorwelle Kriegsszenarien durchgespielt und Abwehrmaßnahmen auf mögliche bakteriologische Angriffe geplant worden sind: die Organisation medizinischer Hilfe, Evakuierung von Hotels und Büros, Sicherstellung von Labors zur Erkennung von Anthraxerregern, Bereitstellung von Krankenhausbetten.

Jetzt wünscht sich Gerard nur noch, seine beiden besten Freunde würden endlich aufhören, über die abgestürzten Jets zu diskutieren. Die Argumente sind stichhaltig. Aber seine Freunde machen den Kindern Angst, die am Grill auf ein Würstchen warten.

»Hör zu«, sagt Les Higuera, »die Experten haben jedes Flugzeug im ganzen Land gründlich untersucht. Jedes einzelne Triebwerk. Es war alles in Ordnung. Also haben sie sie zum Flug freigegeben.«

Les, der korpulente, dunkelhaarige und leicht erregbare Chefredakteur der ABC-Nachrichtensendung *Newsline,* ist häufig vor seinen Nachbarn über wichtige Neuigkeiten im Bilde.

»Die Regierung hätte *alle* Maschinen am Boden lassen sollen, bis Taucher die Wracks erreicht haben und jemand herausfindet, warum die Flugzeuge abgestürzt sind«, faucht Bob Cantoni, neunundzwanzig, Exmarine, Anhänger der National Rifle Association und politisch liberal eingestellt, solange es nicht um Waffenkontrolle geht. Er ist der einzige Bewohner des Blocks, der Schusswaffen besitzt. Eine Remington-Schrotflinte und eine 9-mm-Sig-Sauer. »Dieser Verrückte in Pakistan hat größere Anschläge prophezeit.«

»Willst du dir von Terroristen dein Leben diktieren lassen?«

»Darüber können wir später reden«, wendet Greg leise ein.

Die jährliche Herbstparty an einem Sonntagabend in der Marion Street ist voll im Gange, und Gerard ist umgeben von Menschen, die er gern hat, weit weg von der Wohnwagensiedlung in Georgia, wo er geboren wurde, den Pflegeheimen, in denen er aufwuchs, und den Strafanstalten, in denen er einen großen Teil seiner Jugend verbracht hat.

Die Marion Street liegt nur sieben Kilometer vom Weißen Haus entfernt, eine kurze, von Bäumen gesäumte Straße mit lediglich acht kleinen Häusern. Ein Minitudor. Gerards Haus im Federalstil. Einige modernisierte Landhäuser, ein paar Doppelhäuser. An der Straße ist nichts Besonderes zu erkennen. Das ist wahrscheinlich der Grund, warum er so gern hier wohnt. Er hat in so vielen Katastrophengebieten

gearbeitet, die von Dürre, Malaria-Epidemien oder Cholera heimgesucht worden waren, dass ihm die Marion Street wie das Paradies erscheint.

Zurzeit sind beide Enden der Straße mit hölzernen Sägeböcken gegen den Autoverkehr abgesperrt. Orangefarbene und blaue Lampions hängen an den Ästen der Eichen und Pinien, und zu Gesichtern geschnitzte, mit Kerzen erleuchtete Kürbisse grinsen von den Türschwellen. In Higueras Einfahrt gibt es »Mexikanische Küche«, in der Einfahrt der Cantonis eine »Bar«. Eleanor Holmes, Richterin in D.C., und ihr Mann Joe, ein Bauunternehmer, bieten in ihrem Vorgarten »Desserts« an.

Aus den Lautsprechern schallt Jazz aus der Swing-Ära — »In the Mood« —, nicht so laut, dass man die Nachbarn am Ingomar Place stören würde, dennoch laut genug, dass die Leute auf der Straße tanzen können. Gerards Blick wandert zu seiner Frau Marisa hinüber, einer Lehrerin, die gerade mit ihrem zwölfjährigen Adoptivsohn Paulo und ihrer vierzehnjährigen Adoptivtochter Annie Jitterbug tanzt. Annie hat den Bogen ganz gut raus.

Was bin ich für ein Glückspilz, denkt Gerard.

Les bringt das Gespräch erneut auf die Flugzeuge. »Warum mussten sie auch alle über tiefen Gewässern abstürzen? Wo man keine Chance hat, eine Black Box zu finden.«

Für die Jahreszeit ist es angenehm warm, der Himmel ist sternenklar, und die Blätter schimmern golden. Gerard hat in Georgia mit einem Stipendium der Armee ein Ingenieurstudium absolviert und in Georgetown Medizin studiert. Er ist groß, schlank, sommersprossig, hat eine kleine Narbe unter dem linken Auge, ein Andenken an einen Unfall in seiner Jugend, als er mit einem geklauten Motorrad unterwegs und die Polizei hinter ihm her war. Er hat dichtes schwarzes Haar und tiefblaue Augen - eine tödliche Mischung, wie Marisa zu sagen pflegt. Er sieht durchschnittlich gut aus, aber wenn

er lächelt, selbst mit umgebundener Schürze, wirkt er umwerfend. So wie jetzt.

Gerards Leben hatte sich geändert, als in der Strafanstalt, in der er als Sechzehnjähriger einsaß, Tuberkulose ausgebrochen war. Die Leute, die er bis dahin gefürchtet oder respektiert hatte - Insassen oder Wärter —, waren ausnahmslos in Panik geraten. Nur der Seuchenspezialist Dr. Wilbur Larch hatte die Ruhe bewahrt.

Ich will so werden wie er, hatte Gerard damals beschlossen, und als die gesunden Mitinsassen evakuiert worden waren, war er geblieben und hatte seine Hilfe angeboten. Dr. Larch lehnte sein Angebot zwar ab, doch später unterstützte er den Jungen. Er verschaffte ihm Ferienjobs in der Gesundheitsbehörde und Zugang zum College und verhalf ihm später zum Medizinstudium. Larch war sein Mentor geworden.

Jetzt gerade nahmen unter den Gästen der Grillparty die Ängste wegen der Abstürze erneut überhand. »Alle abgestürzten Flugzeuge hatten einen planmäßigen Zwischenstopp in Riad eingelegt. Wahrscheinlich haben die Terroristen dort die Triebwerke manipuliert.«

»Ich habe gehört, dass sie den Flughafen Riad geschlossen und drei Arbeiter festgenommen haben«, erzählt Chris Van Horne, Pastor der St. Paul's Lutheran Church, der drei Häuser weiter wohnt. Er ist klein und kahlköpfig, hat ein lautes Organ und in beiden Ohren ein Hörgerät.

Die Leute in der Schlange am Grill, auch die Kinder, blicken in den Himmel. Es ist Vollmond und die Nacht wolkenlos. Gerard sieht die roten oder grünen Positionslichter der Flugzeuge, die im Anflug auf den Reagan Airport sind.

Bob Cantoni erschaudert. »Les, dein eigener Sender hat die letzten Worte aus den Cockpits gebracht. Triebwerk eins ist ausgefallen, Triebwerk vier ist ausgefallene Herrgott noch mal, *wir* hätten in diesen Flugzeugen sitzen können. Insgesamt mehr als tausend Passagiere.«

»Das reicht jetzt«, sagt Gerard bestimmt. »Was glaubt ihr, wer morgen Abend gewinnt? Die Skins oder die Giants?«

»Das Team, das nicht streikt«, spottet Bob.

Les faucht: »Warum sollten Footballspieler nicht streiken dürfen wie jeder andere auch, du Faschist?«

Miteinander streitend wie immer, gehen die Männer davon.

Die Nächste in der Schlange ist die neunjährige Grace Kline, die zwei Häuser weiter wohnt. Sie ist verknallt in Paulo, seit der einen Rüpel verprügelt hat, von dem sie sich bedroht fühlte. Ihre Eltern, Neil und Chris, sind beide Anwälte bei der Umweltschutzbehörde.

»Sind Sie wirklich bei der Navy?«, fragt Grace Gerard, während sie ihm den Pappteller hinhält. »Das hat Mama gesagt.«

»In gewisser Weise.«

»Ich dachte, Sie sind Arzt.«

»Ein besonderer, Kleines. Weißt du, wenn Leute krank werden, wissen manchmal auch die Arzte nicht, wie sie ihnen helfen können. Ich versuche, die Ursachen für ihre Krankheit zu finden. Ich arbeite für eine Behörde, die zur Navy gehört. Wir suchen nach Krankheitserregern.«

»Tragen Sie eine Uniform?«

»Manchmal.«

»Sind Sie Admiral?«

»Commander.« Er lacht.

»Haben Sie eine Waffe?«

»Nein, aber ein Mikroskop. Besuch uns doch mal, wenn du mehr wissen willst, dann erklär ich es dir. Aber jetzt stehen hinter dir noch mehr Leute, die Hunger haben. Hot Dog oder Hamburger, Grace?«

»Mama sagt, dass Ihretwegen hier alle Leute befreundet sind. Sie haben dafür gesorgt, dass wir hier wie ein eigenes Dorf sind.«

Gerard blickt dem Mädchen hinterher, das im Weggehen zufrieden sein Würstchen mit Senf mampft, und verdrängt seine Besorgnis über die Flugzeugabstürze. Das Mädchen hat recht, die Marion Street ist wie ein Dorf Marionville, wie die Bewohner es nennen, liegt etwas abseits von der Nebraska Avenue in der Nähe der Connecticut Avenue. Die Feuerwache ist nur zwei Blocks entfernt, gegenüber der Apotheke. Die nächsten Restaurants, Geschäfte und Tankstellen sind in wenigen Minuten zu Fuß zu erreichen.

In gewisser Weise ist es Gerards Aufgabe, in Marionville für Sicherheit zu sorgen.

Die kleineren Kinder gehen in die Montessorischule oder in die staatliche Grundschule um die Ecke. Drei Kirchen, ein paar Altersheime, ein Kino, ein Buchladen und einige Arztpraxen befinden sich ganz in der Nähe.

Die Menschen hier helfen sich gegenseitig, kümmern sich umeinander, passen gegenseitig auf die Kinder auf

Zwar gibt es auch Probleme, aber im Großen und Ganzen ist das Leben sehr angenehm. In der Zeitschrift *Washingtonian* wurde das Viertel als das beste im ganzen Land bezeichnet. Selbst im Berufsverkehr gelangen die Bewohner, die bei der Regierung arbeiten, schnell in die Innenstadt, unter ihnen derjenige in der höchsten Position.

Gerard.

»Ach, Dr. Gerard, jemand hat meinen neuen Laubsauger aus der Garage gestohlen«, sagt Alice Lee, die Nächste in der Schlange, verärgert. Sie war früher Violinistin im National Symphony Orchestra und arbeitet auf Teilzeit im Buchladen *Politics & Prose.* »Der Motor hat gestreikt. Da bin ich rein, um bei Sears anzurufen. Und als ich wieder rauskam, war er verschwunden. Wer stiehlt denn einen Laubsauger?«

»Wahrscheinlich jemand aus der Connecticut Avenue Nr. 5IIO«, sagt Gerard seufzend und meint damit den Problemfall des Viertels.

Durch das offene Küchenfenster hört er, dass sein Telefon klingelt. Er ignoriert es. Notrufe kommen über sein spezielles Pentagon-Handy, nicht über das Festnetz.

»Darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen? Normalerweise werde ich erst nach drei Gin Tonic neugierig, nicht schon nach zweien«, kichert eine angeheiterte Blondine, die sich noch nicht einmal die Mühe gemacht hat, einen Pappteller mitzubringen. Gail Hansen ist Eigentümerin einer Kunstgalerie und versucht regelmäßig, mit Gerard anzubändeln. Sie schlendert hinüber, wenn er im Garten ist, ruft ihn an, wenn etwas in ihrem Haus repariert werden muss, bietet ihm an, ihm und den Kindern etwas zu kochen, wenn Maria zu Besuch bei ihren Eltern in Vermont ist.

»Sie würden doch nie auf die Idee kommen, aufdringlich zu sein, Gail.«

»Ich habe mich immer gefragt, warum Sie Kinder adoptiert haben, anstatt eigene zu produzieren. Ich meine, mit so einer schönen Frau?«

»Als ich Annie im Sudan und Paulo in Brasilien begegnete, habe ich mich auf der Stelle in sie verliebt«, erwidert er, auch wenn die andere Hälfte der Antwort lautet: *Wir können keine eigenen Kinder bekommen. Wir können von Glück reden, diese beiden zu haben.*

Hamburger und Fragen. Würstchen und Witze.

»Stimmt es, was im *Smithsonian-Mzgazin* in dem Artikel über den >Mikroben-Jäger< über Sie stand? Dass Sie eine Epidemie auf einer philippinischen Air-Force-Base verhindert haben? Dass Sie vom Präsidenten belobigt wurden?«

Er erinnert sich an eine überfüllte Krankenhausstation mit Dutzenden kranker Männer und Frauen, die völlig verwirrt waren, stöhnten und am ganzen Leib zitterten. Er denkt, *Major Novak und ich konnten die Brucellose auf einen infizierten Cafeteriamitarbeiter zurückführen und den Ausbruch der Epidemie mit einem Antibiotikum verhindern.*

Jeder Gedanke an Major Theresa Novak bereitet ihm normalerweise Unbehagen, so auch jetzt.

»Ich bin bloß ein langweiliger Bürokrat«, erwidert er. *Von der Gesundheitsbehörde in die Einheit für die Abwehr biologischer Waffen abgestellt.*

Im Haus hört es nicht auf zu klingeln. Vielleicht sollte er ans Telefon gehen und jemand anderem den Grill-Posten übergeben …

Aber dann sieht er eine Polizistin auf sich zukommen. Die örtlichen Polizeibeamten sind de facto Bürger von Marionville. Officer Danyla ist eine alleinerziehende Mutter, der Gerard im vergangenen Sommer geholfen hat, ihren Sohn in einem Versuchsprogramm der National Science Foundation für die Behandlung von Kindern mit multipler Sklerose unterzubringen.

»Wir haben Paulos Fahrrad gefunden, Greg. Wollen Sie den Tatverdächtigen sehen? Wir müssten aber ein Stückchen laufen. Unser Streifenwagen ist liegengeblieben. Die Hälfte unserer Wagen streikt. Der Captain hat den Verdacht, dass jemand Zucker in die Tanks gestreut hat, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie solche Vandalen auf unseren Parkplatz gekommen sein sollen.«

In den letzten Stunden der zu Ende gehenden Ära sind das die schlimmsten Probleme, denen sich Gerard gegenübersieht.

Ein gestohlenes Fahrrad. Ein gestohlener Laubsauger. Eine Polizistin zu Fuß, weil der Streifenwagen verreckt ist.

»Ich hab das Fahrrad nicht gestohlen. Ich hab es auf der Straße liegen sehen und bin bloß ein bisschen damit rumgefahren. Ich wollte den Besitzer suchen.«

Einstein hat seine Theorie nie als Naturgesetz formuliert, aber Gerard weiß, dass es bestimmte Räume im Universum gibt, wo Arschlöcher gehäuft vorkommen. Connecticut

Avenue fünf-eins-eins-null — genannt »die Oase« - sieht von außen ganz passabel aus: ein verwittertes Steingebäude aus der Vorkriegszeit mit Wasserspeiern an der Dachtraufe und gemauerten Bögen über den Fenstern. Auf den ersten Blick wirkt es kaum anders als die besser erhaltenen Eigenheime, Genossenschafts- und Mietshäuser in der Straße. Aber Gerard weiß auch, dass das Gebäude immer mehr herunterkommt. Der neue Eigentümer versucht, die Mieter zu vertreiben, indem er so wenig Instandsetzungsarbeiten wie möglich durchfuhrt, damit er 5110 in Eigentumswohnungen umwandeln kann. Es gibt Probleme mit der Stromversorgung. Einige Wohnungen stehen leer. Die Aufzüge müssten gewartet werden. Im letzten Jahr ist zweimal ein Feuer in einer leerstehenden Wohnung ausgebrochen.

Über das Schicksal des Gebäudes wird vor Gericht entschieden werden.

Offensichtlich bleiben nur die Bewohner, die sich nicht wehren können, wie die Alteren oder diejenigen, die nichts Besseres finden. Manche bleiben, weil das Gericht die Mieten eingefroren hat oder weil sie es von ihrer psychischen Verfassung her nicht schaffen, sich um eine andere Wohnung zu kümmern, oder weil ihre Mietreferenzen verhindern, dass man ihnen eine andere Wohnung vermietet.

Seit kurzem beeinträchtigen die Probleme rund um das Haus die ganze Nachbarschaft. Zuerst verhaftete die Polizei einen Mitarbeiter des Senats aus Tampa, einen Bewohner von 5110, der per E-Mail Bombendrohungen ins Weiße Haus geschickt hatte. Dann gab es zwei Studenten der American University, die ihre Partys mit dem Verkauf von Drogen finanzierten und rund um die Uhr Kunden in ihrer Wohnung empfingen. Wenn morgens um drei irgendwo im Viertel laute Musik aus den Fenstern dröhnt, kommt sie in der Regel aus 5110. Als im Juli eine Rattenplage in der Straße ausbrach, konnten die Mitarbeiter der Gesundheitsbehörde sie

auf die erbärmlichen sanitären Zustände im Keller des Gebäudes zurückfuhren. In dem Maße, wie der Ruf des Hauses sich verschlechtert, scheinen auch die Bewohner sich in einer Abwärtsspirale zu befinden.

Jetzt stehen Gerard, Paulo, Annie und Marisa in dem kleinen Hof von 5110, flankiert von einigen uniformierten Polizisten und Theodore »Teddie« Dubbs. Dubbs, ziemlich groß und kräftig für seine vierzehn Jahre, schlau und durchtrieben, wird von seinem Vater Gordon begleitet. Gordon ist Sicherheitschef im *Three Faiths Charities Warehouse* in der Nähe des Flughafens und hat, wie Gerard von der Polizei weiß, »Probleme mit seinen Affekten« — so heißt es in diversen Polizeiberichten und in seiner Personalakte. Dubbs war früher selbst einmal Polizist.

»Ich hab dich mit einem Bolzenschneider gesehen, Dubbs«, sagt Paulo zu dem größeren Jungen. Im vergangenen Monat haben sich die beiden Jungen geprügelt, als Teddie versuchte, einen von Paulos Freunden nach einem von der Kirche veranstalteten Basketballspiel zu bestehlen. Paulo hat keine Angst vor dem Jungen, trotz des Größenunterschieds.

»Du hast den Bolzenschneider aus einem Van geholt«, sagt Paulo.

»Das ist doch lächerlich«, faucht Gordon Dubbs. »Teddie kann gar nicht Auto fahren. Er ist doch noch viel zu jung.« Gordon, geschieden, Mitte vierzig, breitschultrig, braunhaarig und gut aussehend, trägt ein sauberes weißes T-Shirt unter roten Hosenträgern. Seinen Rauswurf bei der Polizei hat er bis heute nicht verwunden.

»Ich wette, du hast auch den Laubsauger von Alice geklaut«, sagt Paulo, der sich nicht einschüchtern lässt, zu Teddie. »Ich wette, du verkaufst die Sachen.«

»Wenn Paulo so was behauptet, dann stimmt es auch«, sagt Marisa mit geballten Fäusten zu den Polizisten.

Teddie Dubbs dreht sich verächtlich zu Marisa um, die Gerard heute besonders hinreißend erscheint. Ihr Gesicht ist gerötet, ihr schlanker Körper steckt in engen Jeans und einem T-Shirt, ihre langen Beine enden in reizenden Tennisschuhen, das lange blonde Haar fällt ihr bis auf den verlockenden Hintern.

Teddie grinst hinterhältig. »Wenn er Ihr Sohn ist, wie kommt es dann, dass er eine ganz andere Hautfarbe hat als Sie, Mrs Gerard? Sie gehen doch nicht etwa fremd?«

Gerard will sich gerade auf den Jungen stürzen, als plötzlich Dubbs senior vor ihm steht, bereit, sich zu prügeln. Die Polizisten trennen die Männer. Aus der Innenstadt ertönen Sirenen. Wahrscheinlich ein Unfall oder ein Feuer.

»Zum Teufel mit Ihnen und Ihrer ganzen Familie«, sagt Teddy.

»Du sollst doch nicht fluchen«, weist ihn Gordon zurecht, kann sich aber ein Grinsen nur mühsam verkneifen.

»Fass meinen Bruder an, und ich schlag dir den Schädel ein«, sagt Annie, die genauso alt ist wie Teddie und schon jetzt eine Schönheit. »Aber wenn ich es mir genau überlege, wird er es wohl selbst tun.«

»Er ist nicht dein Bruder. Du bist schwarz, und er ist irgendwo aus Mexiko oder aus einem dieser Scheißländer, wo die Transportarbeiter herkommen.«

»Aus Brasilien«, sagt Paulo aufgebracht. Seine kupferroten Locken sind zerzaust. Sein Brustkorb entwickelt sich und seine Gliedmaßen werden länger. »Wir haben uns gegenseitig als Familie ausgesucht«, fügt er hinzu, und Gerard vernimmt voller Stolz die Worte, die er und Marisa ihren Kindern beigebracht haben.

Officer Danyla fragt Paulo: »Hast du gesehen, wie Teddie dein Fahrrad genommen hat?«

»Den sieht nie jemand. Dazu ist der viel zu schlau.«

An diesem Abend wird keine Anzeige erstattet. Die

Familien gehen ihrer Wege. Aus einem Fenster im fünften Stock von 5II0 dröhnt Rockmusik.

Teddie dreht sich noch einmal um und ruft hinter Paulo her: »Wart's ab, du Zwerg. Ich krieg dich noch.«

So wie Dubbs senior Gerard ansieht, scheint er dasselbe zu denken.

»Kannst du dich noch erinnern, wie wir uns Sorgen gemacht haben, wir könnten von meinen Eltern beim Sex erwischt werden«, fragt Marisa, »und nicht von unseren Kindern?«

Durchs Fenster fällt Mondlicht und bescheint die Frau im Slip, die breitbeinig auf Gerard sitzt. Die Hände auf seiner Brust. Mit dem Hintern auf seinen Schenkeln. Ihr Haar fällt ihm in die Stirn. Ihre Augen sind weit geöffnet und ihre Nippel hart.

Es ist halb zwölf, das Haus ruhig, die Party vorüber, und die Straße unter dem Schlafzimmer im ersten Stock ist menschenleer. Die Nachricht auf dem Anrufbeantworter hatte sich als computergenerierte Werbung einer Immobilienfirma entpuppt. Gerard hört das gedämpfte Geräusch eines laufenden Fernsehers irgendwo in der Marion Street. Seine Nachbarn sind normalerweise nicht so lange auf, es muss also irgendetwas Interessantes geben.

Sein Vergnügen ist so groß, dass er die Sirenen auf der Connecticut Avenue kaum registriert. Aber samstagnachts sollten die Straßen eigentlich frei sein.

Bis zum Beginn des letzten Oktobertags sind es nur noch dreißig Minuten.

»Lass das«, fordert Gerard Marisa auf.

»Du meinst das hier?«, fragt Marisa unschuldig und nimmt seinen erigierten Penis in beide Hände. Mit ihren glitschigen Fingern tippt sie sanft auf die Eichel und bewegt die Hand auf und ab. Die Flasche mit dem Gleitmittel steht auf ihrem Nachttisch.

Es ist ein altes Spiel. Wer zuerst kommt, hat verloren. Und wer verliert, muss am nächsten Abend das Essen machen.

»Ja, das«, erwidert er heiser.

»Vielleicht lieber *das«,* sagt sie und schiebt ihren Slip ein wenig zur Seite. Sie ist so feucht, dass er, kaum dass sie sich auf ihn sinken lässt, in sie hineingleitet. Er liebt es, ihr Gewicht zu spüren, die leichte Reibung des Stoffes auf seiner Haut. Er berührt ihre Wirbelsäule zwischen den Schulterblättern und lässt sanft seine Fingernägel auf ihrer Haut kreisen.

»Das ist nicht fair«, sagt sie.

Sie bewegen sich langsam auf und ab. Er knabbert zärtlich an ihrer rechten Brustwarze.

»Ich … halte … es … länger aus … als du«, sagt sie.

»Du bist einfach zäh.« Er bewegt sich schneller.

»Wenn du so weitermachst, fang ich an zu schreien und wecke die Kinder auf«, flüstert sie. Er umfasst ihre Schenkel, Schweiß brennt in seinen Augen.

»Verdammt«, sagt sie. »Ich werde Neil Kline nicht um Eintrittskarten für die Redskins bitten, wenn du nicht langsamer machst.«

Das Fenster steht offen, und die Nachtluft ist immer noch lau. Vor einer halben Stunde, als Gerard das letzte Mal nachgesehen hat, schlief Paulo tief und fest und alle viere von sich gestreckt unter einem Poster von Lance Armstrong. Auf dem Schreibtisch neben dem Bett lag ein Ausdruck seines Biologie-Referats über die Hungerkatastrophe in Irland in den 1840er Jahren.

»Bist du wirklich erst zwölf Jahre alt, oder machst du bald deinen Doktor?«, hatte Gerard den Jungen am Tag zuvor gefragt, als er stolz die zweite Fassung überflogen hatte.

»Sieh mal diese alten Zeichnungen, Dad. Eine Million Menschen sind verhungert, weil ein Pilz ihre ganze Ernte vernichtet hatte. Ich möchte so sein wie du, wenn ich groß bin, und böse Bakterien jagen.«

Ach, Paulo. Der leibliche Vater des Jungen war an Malaria gestorben.

Annie schläft ebenfalls schon, im Eckzimmer, unter einem lebensgroßen Foto von ihr selbst — ein echtes Werbefoto, das derzeit in der Metro hängt —, auf dem sie ein Gepardenbaby im National Zoo mit der Flasche füttert. Sie arbeitet ehrenamtlich bei den Friends of the Zoo und darf sich seit kurzem dort um die Neugeborenen kümmern.

Ach, Annie.

Annie schießt hoch auf wie eine Angehörige des Dinka-Volks. Sie ist dünn wie ein Model. Gerard hatte sie zum ersten Mal als Baby in einem sudanesischen Hilfslager gesehen, wo er zur Bekämpfung einer Cholera-Epidemie im Einsatz war. Ihre Mutter lag im Sterben. Das Verhältnis von Größe und Gewicht des Babys hatte einen Wert erreicht, bei dem man die Ernährung eingestellt hätte.

Meine Kinder.

Selbst jetzt, beim Sex, weiß er, dass Marisa genau wie er mit den Gedanken nie weit weg ist von ihren schlafenden Kindern am anderen Ende des Flurs. Vermutlich machen sich seit einiger Zeit alle Eltern auf der Welt verstärkt Sorgen um ihre Kinder. Ein Flugzeug stürzt am anderen Ende der Welt ab, und der erste Gedanke ist: *Wo mögen die Kinder sein?* Ein durchgeknallter religiöser Fanatiker sagt zehn Zeitzonen weiter eine Katastrophe voraus, und man kann nicht aufhören, an die Kinder zu denken.

Plonk.

»Was war das?«, fragt Marisa, verlangsamt ihre Bewegungen und wirft einen Blick zur Decke.

»Wahrscheinlich mal wieder ein Waschbär auf dem Dach«, sagt er.

Plonk ...

Er zieht sie an sich, aber plötzlich rutscht das Bett einen Meter zur Seite. Der Spiegel zerschellt über der Kommode.

Die Fenster zerbersten und das Haus erbebt. Annie, die Kriegswaise, fängt am Ende des Flurs an zu schreien.

»Was ist das?«

Die Luft scheint aus dem Zimmer gesogen zu werden, die Wände wackeln bei der Wucht der zweiten Explosion. Die Nacht leuchtet orangefarben. Gerard hört, wie das Dröhnen nachlässt und wie neben dem Haus ein Ast abbricht.

Das Bett wird gegen den Nachttisch geschleudert.

Gerard springt auf und läuft zu den Kindern …

Paulo steht im Flur, die Hände steif seitlich angelegt, die Augen weit aufgerissen. Er sieht aus wie ein Vierjähriger.

»Ein Mann ist vom Himmel gefallen, Dad.«

Annie klammert sich kreischend an ihn. Sie war zwar noch ein Kleinkind, als die Miliz ihren Vater im Sudan getötet hat, dennoch geht Gerard davon aus, dass sie die Erinnerung daran in sich trägt. Selbst das Geräusch von Schüssen im Fernsehen macht sie nervös.

»Eine *Hand* ist auf meine Fensterbank gefallen.«

Alle halten sich in den Armen, keinem ist etwas passiert. Gerard zieht sich Shorts und Turnschuhe an und rennt ohne Hemd die Treppe hinunter. Er lässt die Tür hinter sich offen. Hinter dem Dach von Bob Cantonis Haus sind Flammen zu sehen, von einem Feuer auf dem Ingomar Place. Mitten auf der Marion Street liegt ein qualmender Flugzeugsitz auf die Seite gekippt, darin eine verkohlte Leiche, noch vom Sicherheitsgurt festgehalten.

Er kann nicht feststellen, ob es die Leiche eines Mannes oder einer Frau ist.

Aus den Fahrzeugen schrillen Alarmanlagen. Fenster von Häusern und Autos sind zersplittert. Nachbarn stolpern in Bademänteln aus den Häusern, einige bluten leicht aus Verletzungen von herumfliegenden Glassplittern, alle sind in Panik. Aber sie bewegen sich, ihnen ist nichts passiert.

»Herrgott noch mal, was *war* das?«

»Eine Bombe?«

Gerard durchquert Bobs Garten, um zum Ingomar Place und zum Feuer zu gelangen, und sieht, dass das Flugzeugheck ein kleines Backsteinhaus zerstört hat. Zum Schutz gegen die Hitze hält Gerard sich die Hände vor die Augen und versucht, durch die Eingangstür hinter dem eingestürzten Portikus ins Haus zu kommen. Er kennt den Eigentümer des Hauses nicht. Im Wohnzimmer entdeckt er eine schlaffe Hand, die unter den Trümmern der eingestürzten Decke hervorlugt, und ein Spielzeug-Müllauto am Fuß der Treppe. Er hört Sirenen, als der Qualm ihn aus dem Haus treibt.

Zwei weitere Häuser stehen in Flammen.

»Bob! Les! Zu Hilfe!«

Mittlerweile sind sämtliche Männer und Frauen von Marionville auf den Beinen. Richter Holmes läuft Decken holen. Annie ruft auf ihrem Handy die Polizei. Les Higuera lehnt einen verletzten Mann gegen einen Baum und wischt ihm Blut aus dem Gesicht.

»Meine Frau! Helft ihr!«

Als die Polizei eintrifft, ist Gerard dabei, nach den Toten und Verletzten zu sehen, die auf den Rasenflächen liegen. Er dirigiert Feuerwehrleute und Nachbarn. Er handelt wie bei einem Katastropheneinsatz. Den Toten keine Beachtung schenken. Sich um die Verletzten kümmern. Feststellen, wer tödlich verletzt ist und wer gerettet werden kann.

»Mommy!«, schreit ein kleiner Junge, der auf dem Rasen um sich schlägt, während Alice Lee versucht, ihn zu halten und zu beruhigen. »Ich kann nichts mehr sehen!«

Gerard fühlt ihm den Puls und stellt ihm die Routinefragen.

»Wie heißt du? Tut das weh? Kannst du mir sagen, welchen Tag wir heute haben?«

Stunden scheinen zu vergehen, aber er weiß, dass es wahrscheinlich nur Minuten sind. Nach einer Mund-zu-Mund-

Beatmung richtet er sich auf. Marisa hält ihm das aufgeklappte Handy hin.

»Für dich, Greg.«

Es ist sein verschlüsseltes Telefon für den Kontakt zum Pentagon, und als er sich meldet, ist der wachhabende Offizier des Krisenstabs in der Leitung. Er solle bleiben, wo er ist, sagt ihm die Stimme. Es seien Offiziere unterwegs, um ihn abzuholen und ins Pentagon zu bringen.

»Ist eine Epidemie ausgebrochen? Geht es nicht nur um Flugzeugabstürze?«

»Die Offiziere werden Ihre Fragen beantworten.«

»Erkrankt das Bordpersonal? Verursacht das die Abstürze?«

»Krank, Sir?« Der Mann am anderen Ende klingt verwirrt. Er atmet tief aus. Er wirkt völlig verängstigt.

»Wie viele Flugzeuge sind diesmal abgestürzt?«

Der Akzent des Mannes hört sich nach Südstaaten an, allerdings nicht so schleppend wie im tiefsten Süden. Vielleicht Virginia. Oder Maryland.

»Haben Sie denn nicht ferngesehen, Sir? Es breitet sich aus. Vor fünf Stunden Europa. Dann New York.«

»Ich verstehe nicht recht.«

»Es betrifft nicht nur Flugzeuge, Sir«, klärt der Officer ihn auf. *»Die Maschinen stehen still. Auf der ganzen Welt.«*

4. KAPITEL

31. Oktober. 1 Uhr 30. 3 Tage nach dem Ausbruch.

Das nationale Verteidigungsprogramm gegen biologische Kriegsfuhrung wurde 1996 unter US-Präsident Bill Clinton verabschiedet. In diesem Zusammenhang wurde eine Krisenkommandozentrale eingerichtet, die im Falle von Anschlägen gegen die USA in der Lage sein sollte, Bakterien oder chemische Waffen zu identifizieren und unschädlich zu machen.

»Für die Geheimdienste lautet die Frage nicht, *ob*, sondern *wann* dieser Fall eintreten wird«, hatte Clintons Sicherheitsberater damals gesagt. »Wir gehen davon aus, dass Terroristen schon in den nächsten Jahren Zugang zu den Erregern der fürchterlichsten Krankheiten der Welt erlangen werden. Die Liste beinhaltet Anthrax, Cholera, Pocken, Pest und Ebola.

Eine solche Katastrophe wird Millionen unschuldiger Männer, Frauen und Kinder in den USA und auf der ganzen Welt töten, wenn wir nicht entsprechend vorbereitet sind.«

Dem Rapid Response Program liegen zwei Annahmen zugrunde: erstens, dass die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen staatlichen Behörden verbessert werden muss, und zweitens, dass ein Anschlag sich gegen Menschen richten wird.

»Warum holen Sie mich mit zwei Wagen ab?«, fragt Gerard Air-Force-Captain Heidi Ross, die neben ihm auf dem Rücksitz des schwarzen Ford Taurus Platz genommen hat,

eines Dienstwagens des Verteidigungsministeriums, der sie über die Memorial Bridge zum Pentagon bringt.

»Für den Fall, dass einer auf der Strecke bleibt, Sir. Sehen Sie sich doch das Chaos auf der Straße an«, erwidert Captain Ross. Sie ist klein, durchtrainiert und freundlich und verhält sich angesichts der verworrenen Situation ausgesprochen professionell.

Um diese Uhrzeit bewegt sich der Verkehr eigentlich ziemlich fließend über den Potomac. Aber die Fahrer von Gerards Minikonvoi mussten das Blaulicht einschalten, um sich durch den Stau hindurchzumanövrieren, der sich aufgrund der liegengebliebenen, kollidierten oder schlichtweg verlassenen Fahrzeuge gebildet hat. Bei mindestens einem Drittel der Autos und Lastwagen ist der Motor einfach ausgegangen. Im Fluss unter ihnen treiben brennende Flugzeugteile.

Unter Sirenengeheul schlängeln sich die Wagen durch, weichen auf die Standspur und — als sie die Grenze nach Virginia überqueren - sogar auf Grasflächen aus, um wieder zurück auf die Straße zu gelangen.

Leute stehen herum und wissen nicht, was sie tun sollen. Der Taurus passiert einen Krankenwagen, einen kleinen Verkaufsanhänger für Lebensmittel und einen Bus der »Gospel & Blues Band«. Gerard bemerkt einen Mann, der auf einem Fahrrad ohne Gangschaltung auf dem von Gaslaternen beleuchteten Highway fährt, ein Anblick, der ihn an Dritte-Welt-Städte erinnert. Ein einzelner Hund - ein russischer Wolfshund - streunt zwischen den Wagen umher.

»Wann hat das angefangen?«, fragt Gerard entgeistert.

»Die ersten Berichte kamen gegen 18 Uhr. Aus Barcelona und Marseille, dann aus weiteren Mittelmeerstädten. Flugzeugabstürze. Schließlich Meldungen aus Russland. Die hat's am schlimmsten erwischt. Da fahren selbst die Züge nicht mehr.«

»Und wie sieht's bei uns aus?«

»Bisher ist vor allem der Nordosten betroffen, New York, Philadelphia. In Fort Myer geht nichts mehr. Die Hälfte der Streifenwagen in Maryland sind außer Betrieb. Am Kennedy Airport und in Boston stehen brennende Flugzeuge auf den Startbahnen. Die Flugsicherung hat alle Flüge gestrichen. Und der Präsident hat übers Fernsehen alle Bürger dazu aufgerufen, zu Hause zu bleiben, bis auf diejenigen, die in lebenswichtigen Bereichen arbeiten. Der Aufruf wird alle paar Minuten ausgestrahlt. Wir können nur hoffen, dass die Leute das befolgen, bis wir rausfinden, warum manche Autos fahren und andere nicht.«

Der Ford kurvt um zwei zusammengestoßene Wagen herum, die zum Glück nur einen leichten Blechschaden aufweisen. Ein Chevrolet ist mit einem Pizza-Lieferservice-Pick-up kollidiert. Weiter vorn, auf der Gegenfahrbahn, sind Flammen zu sehen. Gerard versucht, einen klaren Kopf zu bewahren. Die Landschaft — Washingtons Innenstadt und die Zufahrtsstraßen — gleicht einem Horrorgemälde von Hieronymus Bosch, überall Autowracks und dazwischen ein Trupp Soldaten, deren Transporter vor der Brücke schlappgemacht hat.

Gerard hat immer noch die Szenerie auf dem Ingomar Place vor Augen, wo er von Leiche zu Leiche ging, dem Herrgott dankend, dass seine Familie verschont worden war.

So viele Feuer, denkt er. *So viel brennendes Benzin.*

Natürlich!

»Kraftstoff. Das ist der gemeinsame Nenner mit den Abstürzen vor vier Tagen«, murmelt er vor sich hin, mit einem Mal nicht mehr Zuschauer, sondern Analytiker der Kommandozentrale, nicht länger Betrachter, sondern Wissenschaftler. Seit der Ausbildung bei Dr. Larch ist er mit dem bei Epidemien notwendigen Prozedere vertraut. Man sucht

die Ursache für die Infektion, dann verfolgt man sie zurück zu ihrem Ursprung.

Was hat Eleanor noch mal auf der Party gesagt? Dass alle abgestürzten Flugzeuge über Nacht einen Zwischenstopp in Saudi-Arabien eingelegt haben. Sie denkt offenbar an Sabotage. Natürlich, diese Jets müssen alle dort aufgetankt worden sein.

Er wendet sich an Captain Ross. »Die Treibstofflieferungen in den Regionen, die Sie erwähnt haben, kamen die alle aus Saudi-Arabien?«

Ross ist offenbar beeindruckt von seinen analytischen Fähigkeiten. »Die Saudis waren gerade dabei, uns darüber Informationen zukommen zu lassen, als ich losgefahren bin, um Sie abzuholen, Sir. Das ist alles, was ich weiß.«

Gerard muss an das Gesicht des alten Imam in den Nachrichten vor ein paar Tagen denken.

»Ihre Motoren sollen aufhören zu funktionieren. Aus der Asche werden die Uberlebenden eine schöne neue Welt errichten.«

Natürlich. Sprit. Das musste es sein. Aber Gerard fragt sich: *Wie konnten die Terroristen an die Öllieferungen in so unterschiedlichen Teilen der Welt gelangen? Oder wird das verunreinigte Öl über eine Pipeline verteilt? Stammt es vielleicht sogar nur aus einem einzigen Ölfeld?*

»Wir haben das Pentagon fast erreicht, Sir.«

Er runzelt die Stirn, denn er weiß, dass die Ölversorgung ein potenzielles Ziel von Saboteuren ist. Dass die Olgesellschaften regelmäßig das Ol auf Verseuchung hin untersuchen, bevor sie es verkaufen.

Und warum haben sie dann das Problem nicht erkannt? Gibt es Terroristen unter den Prüfern, oder ist die Verseuchung etwas Neues, bisher noch nicht Bekanntes?

Wäre das möglich?

Natürlich ist das möglich. So kommt es ständig zu Infektionen in Krankenhäusern, in eigentlich antiseptischen Umgebungen.

Er kann nur hoffen, dass er sich irrt. Wenn es ein Problem mit dem Ol gibt, könnte sich die Warnung des Imam als verdammt zutreffend erweisen. Die Ungeheuerlichkeit der bloßen Möglichkeit raubt ihm fast den Atem. *Andererseits,* sagt er sich, *reichen die Informationen noch nicht aus, um den Verdacht zu erhärten.*

Captain Ross zeigt ihren Dienstausweis, um einen Kordon bewaffneter Einheiten um das Pentagon-Areal zu passieren. Hier sind weit mehr Fahrzeuge als sonst um diese Uhrzeit, trotz des kollabierenden Verkehrs.

»Wenn das Problem schon vor Stunden aufgetreten ist, wie kommt es dann, dass ich erst jetzt hierherbestellt werde?«, fragt Gerard Ross.

Ein kurzes Zögern. »Tatsächlich tagt der Krisenstab bereits seit sieben Uhr, Sir. Meine ursprüngliche Order lautete, Sie nicht zu belästigen. Alle anderen sind längst da.«

»Aber warum ...«

Plötzlich begreift er.

Ich habe mit Anschlägen auf Menschen zu tun, nicht auf Maschinen. Die hatten mich nicht mal auf der Liste.

Gerard spürt Arger in sich aufsteigen.

Hauser, du Idiot, denkt er, als er sich den Mann vorstellt, den er für verantwortlich hält. *Die Zusammenarbeit von Leuten aus den unterschiedlichen Abteilungen dient dem Zweck, nichts zu übersehen.*

»Willkommen im Krisenstab, Doctor.«

Plötzlich hat er seinen ersten Tag im Pentagon wieder vor Augen, seine Begegnung mit Generalmajor A. L. Hauser, Stabschef des Rapid Response Command Center. Er leitet die alltäglichen Geschäfte des Zentrums und ist einem politischen Bevollmächtigten rechenschaftspflichtig, einem Staatssekretär im Verteidigungsministerium.

»Wir sind eine gemischte Organisation, Gerard. Die anderen Berater kommen von der CIA, vom Heimatschutzminis-

terium DHS, vom FBI und von den Ministerien Energie und Gesundheit.« Der General, vom ersten Tag an distanziert gegenüber Gerard, war in seinen Vierzigern einmal ein gut aussehender Mann, er ist äußerst ehrgeizig und hat ein ausgesprochenes Händchen dafür, sich bei Vorgesetzten einzuschmeicheln, wie Gerard bald nach seiner Einstellung erfuhr. Hauser wurde mit dem Silver Star ausgezeichnet, nachdem er im Irak während einer Erkundungsfahrt neunzig Sekunden lang in ein Feuergefecht geraten war. Im Großen und Ganzen jedoch war er ein Bürohengst. Er hat ziemlich dumm dagestanden, als Gerard nachweisen konnte, dass die Epidemie auf den Philippinen nichts mit Terrorismus zu tun hatte. Schon damals träumte Hauser von weiteren Sternen auf den Epauletten und da er Kompromittierung mehr fürchtete als Feindfeuer, widerstrebte es ihm, mit Gerard zusammenzuarbeiten. Den anerkannten Wissenschaftler nicht ins Team zu berufen, hätte jedoch einen schlechten Eindruck gemacht.

»Wir sind kein demokratischer Verein«, erklärte Hauser gleich am ersten Tag. »Sie beraten mich und Staatssekretär Arnes, und der untersteht dem Verteidigungsminister. Im Falle eines chemischen oder biologischen Angriffs übernimmt Rapid Response die Führungsrolle bei allen Ermittlungen. Befehlsgewalt über die örtliche Polizei. Privilegierter Zugang zu allen Labors im ganzen Land. Übrigens, Commander, mit Ihrem eigenwilligen Vorgehen auf den Philippinen hatten Sie einfach Glück. Hier halten Sie sich an die Befehlsstruktur. Ich bin verantwortlich für das, was Sie tun.«

Jetzt eskortiert Captain Ross Gerard durch das Drehkreuz und den Metalldetektor in der Lobby des Gebäudes. Die Gemälde, die die Korridorwände schmücken — brennende Kriegsschiffe in Pearl Harbor, die einstürzenden Türme des World Trade Center -, rufen wieder die Erinnerung an die Szenerie auf der Connecticut Avenue hervor.

Sie betreten die Kommandozentrale, die vor Aktivitäten nur so brummt. Hinter Trennwänden sitzen Militärs — Geheimdienstler, Mitglieder von Einsatzgruppen und Logistiker - an Computern, telefonieren und studieren Karten und Lageberichte.

Ross fuhrt Gerard zu einem abgetrennten Konferenzraum in der hinteren Ecke. Die Tür ist geschlossen.

»Sir, ich weiß zwar, dass Sie der Letzte sind, den wir geholt haben, aber Ihre Nachbarn haben erzählt, Sie hätten heute Nacht ein halbes Dutzend Leben gerettet«, sagt sie freundlich.

»Was ist die Ursache? *Öl fressende Bakterien*?« Staatssekretär Dennis Arnes atmet schwer, als Gerard eintritt.

»O mein Gott«, sagt jemand anders in die Dunkelheit.

Der Krisenstab ist über Video und Telefon mit Fort Detrick in Maryland verbunden, wo die wichtigsten Labors des Landes zur Bekämpfung biologischer und chemischer Waffen untergebracht sind. Auf dem Großbildschirm ist eine Wissenschaftlerin im Laborkittel zu sehen. *Das ist doch Theresa Novak*, denkt Gerard verblüfft und sieht plötzlich einen Strand auf den Philippinen vor sich. Vollmond. Eine leere Weinflasche. Eine Feier anlässlich des Sieges über die Epidemie. Ein langer Kuss, der plötzlich endete und danach nur noch ein einziges Mal erwähnt wurde.

Theresa - mittlerweile zum Oberstleutnant befördert und wahrscheinlich ebenfalls ein Dorn in Hausers Auge — spricht zu den Anwesenden. »Die Saudis haben den Erreger schon am Achtundzwanzigsten in einem der Kerosintanks nachgewiesen, diese Information jedoch erst einmal für sich behalten, um keine Panik auszulösen. Sie hofften, das Problem eindämmen zu können. Hier sehen Sie Nanobakterien, die kleinsten uns bekannten Lebewesen, es handelt sich um eine Kolonie, 35000-fach vergrößert.«

Gerard setzt sich auf den einzigen freien Stuhl, der an dem langen T-förmigen Konferenztisch am weitesten von Staatssekretär Arnes entfernt steht. Neben Arnes sitzt Hauser, dessen Blick zu Gerard wandert. Die Beleuchtung ist ausgeschaltet. Weitere Krisenstabberater — ebenfalls in Zivil — starren auf den Bildschirm.

»Verdammt, kann es denn so ein winziges Lebewesen überhaupt geben?«, fragt der Vertreter der Gesundheitsbehörde, ein hagerer ehemaliger Marine mit angehender Glatze namens Bob Haskell.

Colonel Novak zuckt die Achseln. »Na ja, bis Louis Pasteur unter seinem Mikroskop Bakterien entdeckt hat, dachte man schon dasselbe.«

Was jetzt auf dem Bildschirm zu sehen ist, erinnert Gerard an eine Science-Fiction-Landschaft aus einem Comic. Lange, wogende, grünlich durchscheinende Stäbchen — zylindrische Formen wie sich windende entlaubte Bäume — erheben sich aus einer wulstigen, gallertartigen Oberfläche, die aussieht wie Hunderte miteinander verschmolzener Fischaugen oder Fruchtblasen.

»Ich dachte immer, Ol fressende Bakterien seien sympathische Zeitgenossen, die Ölpfützen beseitigen«, bemerkt der FBI-Vertreter am Tisch. Mark Wallach ist Antiterrorismus-Experte, der die Attentate in Oklahoma City und auf das World Trade Center bearbeitet hat, ein jugendlicher, sportlicher Exanwalt, dem Gerard spontan vertraut.

»Bis jetzt traf das ja auch zu«, erwidert Novak.

Gerard denkt: *Ich jedenfalls hab so was noch nie gesehen.*

Die Bakterienkolonie bebt. Die außerirdische Landschaft schäumt einen Moment lang rosafarben und wird verschwommen. Eine brodelnde speichelähnliche Substanz hat das Grün ersetzt. Dann nimmt das Bild wieder Form an und wird erneut grün. Die Stäbchen sind länger geworden. Die Oberfläche erscheint größer. Gerard entdeckt kleine,

schwarze, rautenförmige Umrisse in der Oberfläche, manche einzeln, andere zu vielen auf einem Haufen.

»Sie vermehren sich schneller als Ebola-Viren«, sagt Theresa in ihrem tiefen, unbewusst lasziven Tonfall. Gerard sieht sie vor seinem geistigen Auge in Gesichtsmaske und Handschuhen vor sich, wie sie sich in der Quarantänestation des Armeekrankenhauses über einen Soldaten mit hohem Fieber beugt. Dann morgens um drei in einem Lazarettlabor über ein Mikroskop. Im nächsten Moment sieht er ihre umwerfende Erscheinung in einem knappen schwarzen Bikini am Pool des Militärstützpunkts vor sich, nach dem Sieg über die Epidemie. Er erinnert sich, wie sie seine Hand im Cafe am Flughafen Manila nahm und meinte: »Du hast recht. Ich bin froh, dass wir nicht weitergegangen sind, Greg. Die Versuchung beschert einem schöne Erinnerungen. Aber Selbstdisziplin ist nicht von Dauer.«

Jetzt, auf dem Bildschirm, wandert ihr Blick kurz nach links, als hätte sie Gerard entdeckt. »Unsere kleinen Freunde hier fressen sich durch raffiniertes Ol in einer Petrischale. Die Saudis vermuten, dass es sich bei den rautenförmigen Kristallen um Ausscheidungen handelt, die den Kraftstoff, die Kraftstoffleitungen oder auch Motoren zerstören. Ein Phänomen, das man tatsächlich schon bei Bakterien in Herzschrittmachern und industriellen Pipelines beobachtet hat. Sie Kollegen in Riad sind gerade mit den Untersuchungen beschäftigt.«

Sie seufzt. »Aber im Moment können wir nur Vermutungen anstellen und Tests durchfuhren. Wie schlimm ist es? Welche Ausmaße hat es?«

Die Anspannung im Raum lässt sich an der Reglosigkeit ablesen, mit der die Anwesenden dasitzen, sich nur hin und wieder die Stirn abwischen und an ihrem Wasser nippen. Die Kunstwerke an den Wänden, Darstellungen zur Geschichte der biologischen Kriegsführung, die Arnes hat aufhängen

lassen, um das Team zu motivieren, tragen auch nicht gerade zur Aufheiterung bei.

Athener in Delphi zeigt griechische Soldaten, die den Fluss Pleistos in die Stadt Kirrha umleiten und Nieswurzsporen hineinschütten, um die Einwohner der Stadt zu vergiften.

Auf dem nächsten Bild, *Mongolen*, ist zu sehen, wie die Mongolen bei ihrem Angriff auf die Stadt Kaffa im Jahre 1346 Pestleichen auf Katapulte spannen und über die Stadtmauer schleudern.

Ein weiteres Gemälde zeigt japanische Wissenschaftler im Jahre 1938, die für den Abwurf über China bestimmte Schokolade mit Pesterregern präparieren, das nächste die Bombardierung von Saddam Husseins Biowaffen-Labor in Bagdad während des zweiten Golfkriegs.

Bis heute ist der Raum nur dazu genutzt worden, zusammen bei Kaffee und Bagels Strategien zu entwickeln. Was machen wir bei einem Anschlag mit Anthraxsporen, die in die Lüftungskanäle von UN-Gebäuden oder der New Yorker U-Bahn eingeleitet werden? Was ist, wenn Terroristen mit Hilfe eines Privatflugzeugs Erreger über dem Mittelwesten abwerfen? Wie schaffen wir die Opfer in die Krankenhäuser? Wie lassen sich ganze Städte unter Quarantäne stellen?

Mit keinem dieser Leute habe ich bisher in einem realen Notfall zusammengearbeitet, denkt Gerard, *außer mit Theresa.*

Nach Novaks Erklärungen ergreift Staatssekretär Arnes das Wort. »Soso, die Saudis glauben also, es handelt sich um Ausscheidungen?« Er scheint die Saudis für unfähig zu analytischem Denken zu halten, für Neandertaler, die in Mikroskope glotzen und nicht recht wissen, ob sie sie zerstören oder anbeten sollen.

Alle Augen sind auf Arnes gerichtet, einen energiegeladenen, breitschultrigen Mann von fünfzig Jahren, der über die Shelby Energy Trading Company in Montana in die Regierung kam. Ein Arbeitstier und Familienmensch, der, wie

Gerard sehr bald feststellen musste, einem Arschkriecher wie Hauser offenbar zutraut, komplizierte logistische Probleme zu organisieren. Die meiste Zeit ist er mit Verantwortlichkeiten in Ubersee beschäftigt: die Sicherheit auf den Militärstützpunkten.

Es ist Colonel Novak, die auf Arnes' Frage antwortet: »Nun, Sir, die Mikrobiologen in Saudi-Arabien werden seit vierzig Jahren in Harvard ausgebildet. Sie verfugen über modernste Labors. Sie leben in unmittelbarer Nachbarschaft zum Irak, wo Saddam Hussein jahrelang chemische und biologische Waffen entwickelt hat, um diese gegen sie einzusetzen. Außerdem kennen sie sich mit Ol aus. Daher bin ich geneigt, ihre Theorien ernst zu nehmen.«

Gerard kann sich ein Grinsen kaum verkneifen. Er spürt regelrecht, wie Arnes rot anläuft.

»Wenn die Saudis so gut sind, warum mussten dann erst fünf Flugzeuge abstürzen, bis sie diese Viecher entdeckt haben?«, fragt Hauser kalt.

»Aus demselben Grund, aus dem unsere Qualitätskontrolleure von Mobil Oil sie nicht entdeckt haben. Sie sind extrem winzig«, erwidert Colonel Novak. »Zur Erinnerung: Wir sehen hier eine ganze Kolonie. Aber die einzelnen Organismen sind klein genug, um durch fast jeden Filter zu schlüpfen. Unter dem gewöhnlichen Elektronenmikroskop sind sie kaum zu erkennen. Die Saudis haben dafür ein Feldemissions-Rasterelektronenmikroskop von Philips eingesetzt, um einzelne Organismen aufzuspüren, und zwar bei hunderttausendfacher Vergrößerung. Das größte der Tierchen hier ist vermutlich nicht größer als 0,05 Mikrometer, also nur ein Tausendstel einer normalen Bakterie. Mit einer Standardausrüstung sind sie nur als Kolonie sichtbar. Man erkennt sie erst, wenn es zu spät ist. Sehen Sie sich das an.«

Diesmal scheint das Bild von links statt von oben aufgenommen zu sein.

»Wonach sollen wir denn suchen? Es handelt sich doch um dieselbe Kolonie«, faucht Hauser ungeduldig.

Colonel Novak ist zierlich, hat schwarze Augen, braune Haut und die Körperhaltung einer Tänzerin. »Das ist das Problem, General. Es sieht aus wie dieselbe Kolonie, aber dieses Bild kam vor einer Stunde aus Moskau.«

»O Gott«, seufzt eine große, kräftige Frau mit hübschem Gesicht, die Gerard diagonal gegenübersitzt. Violet Pell vertritt das Energieministerium. »Kaufen die Russen ihr Ol auch bei den Saudis? Ich dachte, die hätten ihr eigenes.«

»Wir warten noch auf eine Antwort darauf«, sagt der CIA-Vertreter Ed Mallory, ein ruhiger Gelehrtentyp, aber starker Raucher mit rasselndem Atem, der während der Sitzung ständig auf seinem Stift herumkaut und keine Gelegenheit auslässt, vor die Tür zu gehen und sich eine Zigarette anzustecken.

»Wenn die Russen ihr Ol *nicht* von den Saudis haben, bedeutet das, dass die Verseuchung an zwei verschiedenen Orten aufgetreten ist.«

»An mindestens zwei«, bemerkt Gerard düster.

Das Bild ändert sich erneut. Colonel Novak scheint am Fuß des Tisches in der Luft zu schweben. »Diese letzte Probe stammt aus meinem 99er Honda Accord, der heute Nachmittag gegen vier Uhr liegengeblieben ist.«

Ein kollektives Stöhnen geht durch den Raum.

Theresa fährt fort: »Ich habe schon einige Untersuchungen durchgeführt, während wir hier auf Nachrichten aus Uebersee warten. Ich habe mir Proben von Tankstellen bringen lassen.«

»Danke für Ihre hervorragende Präsentation, Colonel«, sagt Arnes, während auf dem Bildschirm eine Mercator-Weltkarte erscheint, auf der rote Blinklichter betroffene Gebiete markieren. In den USA leuchten Punkte auf, die in diagonalen Linien von New Jersey und Delaware aus land-

einwärts verlaufen. *Ölraffinerien,* denkt Gerard. In Kanada leuchtet ein einzelner Punkt in Montreal, wo Gerard und Marisa vor fünfzehn Jahren ihre Flitterwochen verbracht haben. Die Karte von Frankreich ähnelt einem Gesicht mit zwei roten Punktaugen.

Arnes lässt den Blick über die Anwesenden schweifen. »Um Dr. Gerard ins Bild zu setzen, würde ich gern auf unsere ersten Empfehlungen zurückkommen, auf die vom Weißen Haus angekündigten Schritte. AI?«

Hauser zählt auf: »Vorübergehende Schließung aller Flughäfen und Tankstellen. Entsendung von Armeeeinheiten zum Schutz von Raffinerien, Öllagern und Pipelines. Unsere Alliierten in Ubersee ergreifen dieselben Maßnahmen. Unterstützung durch die örtliche Polizei beim Schutz der Infrastuktur. Schließung sämtlicher Schulen und Büros am morgigen Tag. Nächtliche Ausgangssperre, bis die Sache ausgestanden ist. Einstellung des kommerziellen Schiffsverkehrs. Einstellung des Betriebs an der Wall Street. Überprüfung aller Aspekte der nationalen Ölversorgung, bis wir wissen, was nicht verseucht ist.«

Arnes sagt: »Identifizieren und neutralisieren. Um fünf Uhr muss ich dem Weißen Haus Bericht erstatten. Irgendwelche Vorschläge?«

Gerard ergreift das Wort. »Ich denke, wir sollten diese Sache wie eine Epidemie behandeln. Wir müssen den Infektionsherd finden und unschädlich machen, bevor sich die Seuche ausbreitet.«

»<Es kann sich nur um eine große Organisation handeln«, wendet Ed Mallory ein, »die über die Mittel verfugt, das Treibstoffsystem zur selben Zeit an verschiedenen Orten zu treffen. Es gibt eine Million muslimische Techniker, Pipeline-Arbeiter und Qualitätskontrolleure im gesamten Nahen Osten. Sobald sich jemand zu dem Anschlag bekennt, werden wir wissen, mit wem wir es zu tun haben.«

Einige Anwesende nicken zustimmend.

»In der Zwischenzeit«, fährt Mallory fort, »halten wir die Augen offen. Wir zapfen alle Quellen an. Wir versuchen, die Gesichter auf dem AI-Dschasira-Video zu identifizieren, die Männer in der Höhle. Ich weiß, dass wir die Höhle gesprengt haben, aber *wer waren die Leute*? Und wer finanziert sie? Beziehungsweise welches Land?«

Gerard zeigt sich beharrlich: »Ich schlage vor, dass wir uns mit Mutmaßungen hinsichtlich der Urheber der Katastrophe zurückhalten. Stattdessen sollten wir einen Vertreter der Ölindustrie herbitten, der uns erklärt, wie das Vertriebssystem funktioniert.«

Arnes nickt zustimmend. »In wenigen Minuten wird ein alter Freund eintreffen, der uns seine Hilfe angeboten hat.«

Erregte Fragen werden laut.

»Wie viele unserer Ölvorräte sind betroffen?«

»Kann man diese Bazillen vernichten?«

»Wie lange werden die Fabriken geschlossen bleiben?«

Es klopft an der Tür. Captain Ross tritt ein.

»Dr. Osborne Preston ist hier, Sir, vom Zentrum für strategische und internationale Studien.«

Dann fügt sie hinzu: »In einem Wagen haben wir keinen Sprit mehr. Können wir es riskieren, ihn ganz normal aufzutanken? Oder sollen wir lieber einen Wagen anzapfen, der noch fährt?«

Arnes stellt den Gast vor, einen robust wirkenden, sonnengebräunten Mann in den Sechzigern. Bürstenhaarschnitt. Glänzendes, frisch rasiertes Gesicht. Stechende, blaue Augen. Gestärktes Button-down-Hemd und gebügeltes Tweedjackett. Notfall oder nicht, der Mann hat sich die Zeit genommen, in tadelloser Aufmachung zu erscheinen. Enweder ist er eitel, denkt Gerard, oder er lässt sich durch nichts aus der Ruhe bringen.

»Os und ich haben uns 2004 bei der Konferenz zur Geopolitik der Energie kennengelernt«, sagt Arnes. »Alle Geheimdienstabteilungen nehmen daran teil, jeden Herbst.«

»Es war mir eine Ehre, mit Ihnen zu arbeiten, Dennis.«

»Ganz meinerseits. Wie geht's Ihren beiden prächtigen Söhnen?«

Bringt es hinter euch. Kommt zur Sache, denkt Gerard.

»Dr. Preston kann auf eine glänzende Karriere in der Privatindustrie zurückblicken«, klärt Arnes die Anwesenden auf. »Er war als Geologe bei Texaco, anschließend Vizepräsident in der Abteilung Energiesicherheit. Zurzeit entwickelt er Strategien in Bezug auf die Ölversorgung. Er antizipiert mögliche Probleme. Vor allem Versorgungsengpässe im Zusammenhang mit terroristischen Anschlägen auf Ölpipelines.«

»Das hat den Preis für eine Gallone auf 4,90 Dollar hochgetrieben«, bemerkt der neue Mann am Tisch.

Arnes sagt: »Sie haben mit Ihrem Hurrikan-Szenario für New Orleans ziemlich richtig gelegen, Os.«

»Es hat mir kein Vergnügen bereitet, Dennis. Ich hätte mich lieber geirrt.«

2 Uhr 28, denkt Gerard. Wahrscheinlich sind zum ersten Mal um diese nachtschlafende Zeit sämtliche Büros in der Hauptstadt erleuchtet, zumindest dort, wo die Leute es bis an ihre Arbeitsplätze geschafft haben, Männer und Frauen an Telefonen oder um Tische versammelt in Besprechungszimmern, in der Senate Energy Commission und bei Homeland Security. Und versuchen, Herr der Lage zu werden.

»Anscheinend hat irgendeine Art Mikrobe einen Teil der Ölvorräte verseucht«, erklärt Arnes Os Preston.

»Eine Mikrobe?« Preston wirkt schockiert, hat sich jedoch schnell wieder im Griff. »Wir hatten an Sabotage gedacht, aber eine *Mikrobe*? Welcher Art?«

»Das wissen wir genauso wenig, wie wir die Ausmaße der Verseuchung kennen. Auch lässt sich bisher nicht sagen, ob

ganze Ölfelder infiziert wurden oder nur einige Tanks oder Pipelines.«

Preston hebt autoritätsheischend die Hand.

»Die Mikrobe kann unmöglich im Erdreich vorkommen. Sie muss nach dem Raffmieren ins Ol gelangt sein, während des Vertriebs.«

»Wieso sind Sie da so sicher?«, fragt Gerard.

Hauser richtet seinen Blick auf Arnes, um festzustellen, ob diesem die Frage unangenehm ist. Preston hat nichts einzuwenden. »Aus verschiedenen Gründen«, antwortet er Gerard. »Zum einen die Ölfelder selbst. Die meisten Leute halten ein Olfeld für einen großen unterirdischen See. Das ist Humbug. Ol ist in Schichten von porösem Felsgestein enthalten, die sich über ein großes Gebiet erstrecken. Die Bohrer brechen das Gestein auf. Der unterirdische Druck treibt das Ol nach oben, und es sammelt sich in den Spalten um den Bohrer herum, wo es dann mit Hilfe von Rohren abgesaugt wird. Also müsste eine Mikrobe, die dort unten vorkommt, so winzig sein, dass sie in porösem Felsgestein existieren könnte.«

»Ist 0,05 Mikrometer klein genug?«, fragt Gerard.

Preston runzelt die Stirn. »Das ist wirklich verdammt klein.«

»*Könnte* eine Mikrobe dieser Größe durch ein Olfeld wandern?«

Preston faltet die fleischigen Hände. »Also, es gibt Mikroben, die in diesen Tiefen existieren, aber der Prozess der Raffmierung tötet sie ab. Keine Mikrobe würde das überleben.«

»Der Prozess der Raffmierung«, wiederholt Arnes.

»Na ja, Sie wissen wahrscheinlich, wie das vor sich geht ...«

»Erklären Sie es dennoch für diejenigen, die es nicht wissen.«

Ich weiß es nicht, denkt Gerard fasziniert.

»Also, Dennis, Ol in seiner Rohform, so wie es aus der Erde kommt, ist völlig nutzlos. Man muss die verschiedenen Kohlenwasserstoffe trennen, um die Endprodukte zu erhalten. Benzin. Kerosin. Heizöl und Schmieröl. Plastik. Eben all das Zeug, ohne das wir nicht leben können.«

»Und wie funktioniert so eine Raffinerie?«, fragt Violet Pell.

»Wie eine Destille, Ma'am. Wie beim Schwarzbrennen. Stellen Sie sich eine Raffinerie vor wie eine Reihe von sechzig Meter hohen Destilliersäulen, die durch Rohre über dem Boden verbunden sind. Hoch aufragende, runde Stahlschornsteine.«

Mit den Händen demonstriert er die Formen der Türme und der Rohre.

»Das Rohöl wird in die Säule gepumpt. Dann erhitzt man es, damit das Ol verdampft. Und zwar bei Temperaturen von mehr als fünfhundert Grad, je nachdem, welches Endprodukt man haben will. Das Rohöl verdampft und steigt in dem Zylinder auf. Je nach Temperatur erreichen die verschiedenen Kohlenwasserstoffe unterschiedliche Höhen und kondensieren wieder zu Flüssigkeit. Bei zweihundert Grad wird Benzin herausgetrennt. Bei dreihundertdreißig Grad erhält man Kerosin. Bei dreihundertsiebzig Grad Schmieröl und bei fünfhundertvierzig Grad Heizöl.«

»Und das ist alles?«, fragt Hauser, der sich Notizen macht.

»Bei vierzig Prozent des Öls ja. Beim Rest hat man es mit chemischen Prozessen zu tun; große Kohlenwasserstoffe müssen in kleinere aufgebrochen werden, kleine müssen zu größeren zusammengefügt und Atome neu angeordnet werden. Ich könnte Ihnen noch mehr erzählen, aber worauf es mir ankommt, ist, dass keine Mikrobe die Chemikalien und die Hitze überleben kann.«

»Die Infizierung muss also während der Lagerung und der

Distribution erfolgen«, folgert Arnes. »In den Tanks und den Pipelines. Die Mikroben werden nach der Raffinierung hinzugefügt.«

»Gott sei Dank«, sagt Preston. »Wenn eine Ol zersetzende Mikrobe durch Ölfelder wandern *und* den Raffmierungsprozess überleben könnte, dann würde uns, je nachdem, wie weit die Epidemie sich ausbreitet, das blühen, was dieser Verrückte im Fernsehen vorhergesagt hat.«

»Und das heißt, Os?«

»Das wäre dann in etwa fünfzig Tagen, gegen Ende Dezember, der Weltuntergang.«

5. KAPITEL

31. Oktober. Früher Morgen. Drei Tage nach dem Ausbruch.

Der Mann, der sich jetzt Clayton Cox nennt - zumindest in Washington -, lenkt seine BMW über die New Mexico Road im Nordosten der Stadt. Es ist 2 Uhr 51, und er ist unterwegs, um eine Familie auszulöschen; die Eltern, falls der Vater zu Hause ist, und die drei Kinder im Alter von siebzehn, fünfzehn und vier Jahren, wenn die Informationen seines Mentors — wie üblich — zutreffen.

Das Motorrad surrt ruhig, — das Geräusch wird keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, — und es verbraucht wenig Benzin. Verreckte Fahrzeuge haben die Straßen in einen Hindernisparcours verwandelt. In seinen Satteltaschen hat er Straßenkarten von Washington, D.C., die er, um falsche Spuren zu legen, später zurücklassen wird, ein Armeekampfmesser mit einer fünfzehn Zentimeter langen Klinge, Einbruchswerkzeug und ein Päckchen Chuekles, seine Lieblingssüßigkeit. Die Glock-17 mit zehn Patronen hat er auf dem Rücken im Gürtel stecken, unter seinem dunkelblauen Anorak.

Das Glück ist auf der Seite desjenigen, der gut vorbereitet ist, sagt sein Mentor immer. Deshalb hat er Clayton angewiesen, 200 Liter Benzin in seiner Garage zu horten.

Das Chaos um ihn herum erregt ihn, und die Fahrt vorbei an den Wracks lässt seinen Puls schneller schlagen; liegengebliebene Abschleppwagen, verwirrte Polizisten, benommene Bürger, die unter Missachtung der nur unzulänglich

bekanntgegebenen nächtlichen Ausgangssperre durch die Straßen irren. Das gleichmäßige Summen der BMW und der sanft laufende Motor sind ebenso wie Claytons heutiger Auftrag ein Anschlag auf die Empfindlichkeiten des Feindes.

Auf seinem Weg vorbei an der American University sieht er zahlreiche Studenten, die einzeln, in Gruppen oder paarweise vom Campus in das grüne Viertel strömen, um Zeugen der Geschichte zu werden, ohne zu ahnen, dass der behelmte Motorradfahrer deren Vollstrecker ist.

Stundenlang ist Clayton in der Stadt herumgefahren, um später über ein verschlüsseltes Handy einen Augenzeugenbericht durchgeben zu können. Kapitol und Weißes Haus sind von einem Schutzkordon aus Polizisten und Soldaten umgeben. In den Botschaften auf der Massachusetts Avenue sind die Fenster erleuchtet. Muslime sind zu Fuß unterwegs zum Gebet in der großen weißen Moschee weiter draußen am Rock Creek Parkway, wohl wissend, dass man die Anschläge von heute Abend dem Islam anlasten wird.

Clayton war auch am Ingomar Place, um sich das Flugzeugwrack anzusehen. Der Brand war bereits gelöscht. Polizisten — diejenigen, die heute Nacht zum Dienst erscheinen konnten - standen hinter gelbem Absperrband, um weiteren Schaden zu verhindern, als könnten sie ein Verbrechen aufhalten, das längst geschehen war. Über der Straße hing der Gestank nach Treibstoff und Holzkohle und der sehr vertraute Geruch nach verbranntem Fleisch. Vor seinen Augen trugen Sanitäter eine zugedeckte Leiche von einer Wiese.

In dem kleinen Ort Chevy Chase, an der Grenze zu Maryland, biegt Clayton in ein Stadtviertel mit viel Grün ein, wo die von Eichen gesäumten Straßen nach amerikanischen Präsidenten benannt sind: Roosevelt Avenue, Truman Place, Coolidge Way und Reagan Lane. Die Häuser liegen im Dunkeln. Fahrzeuge stehen in den Einfahrten, wo sie vorläufig bleiben werden. Von irgendwoher ist Countrymusic

zu hören. Das Haus, das er ansteuert und das er vor zwei Nächten ausgekundschaftet hat, liegt auf einem Grundstück mit dichtem Baumbestand. Es ist ein zweistöckiges Landhaus mit einem Flachanbau, einer mit einem Fliegengitter eingefassten Veranda und einer niedlichen Uncle-Sam-Figur — einem windbetriebenen Spielzeug — auf dem Briefkasten. Die Vorderseite des Hauses ist zur Straße hin durch Büsche gegen Blicke geschützt.

Auf dem Briefkasten steht: FAMILIE NILES, BILL, MARY, MIKE, STEVIE UND ALICE. Soweit Clayton informiert ist, leitet Bill Niles eine Sondereinheit des FBI, die Aktivitäten islamistischer Extremisten in den USA aufspüren soll. Gelegentlich ist er im Fernsehen zu sehen. *Good Morning America. Larry King Five.* Foxs News. CNN.

Clayton stellt die BMW in einiger Entfernung hinter der Thurgood-Marshall-Grundschule ab. Er durchquert ein paar Gärten, bis er das Niles-Grundstück erreicht hat. Einen Moment lang hält er inne, alle Sinne geschärft. Er hört einen Windstoß. Dann ein Eichhörnchen, das sich flink fortbewegt. Menschen hört er keine. Auch keinen Verkehr.

Heute Nacht sind keine normalen Polizeistreifen unterwegs, nur Katastrophenschutzeinheiten. Und alle Autos, die jetzt noch fahren, werden bald tanken müssen.

Was bedeutet, dass bald die nächsten den Geist aufgeben.

Beim Durchqueren des Gartens hinterlässt Clayton in der weichen Erde einen deutlichen Abdruck eines seiner Reeboks Größe elf. In Wirklichkeit trägt er Schuhgröße neun.

Einen weiteren Teilabdruck tritt er in den Boden hinter den Rosenbüschen.

Er streift sich die Latexhandschuhe über.

Im Haus gibt es weder einen Hund noch eine Alarmanlage, wie er herausgefunden hat.

Durch das Schlafzimmerfenster der kleinen Tochter ins Haus einzusteigen, kostet ihn nur ein paar Sekunden.

Leichtsinnige Eltern. Man sollte annehmen, ein FBI-Mann wäre klüger. Verschließen die Türen, aber lassen die Fenster offen.

Der Geruch von Babypuder steigt ihm in die Nase, als er sich über die schlafende Vierjährige beugt. Er sieht die arglos ausgestreckten Gliedmaßen der Kleinen, das Spitzennachthemdchen, das Poster einer Gesangsgruppe namens The Wiggles über dem Kopfteil. Ein Tierlexikon steht auf einem Kindertisch, davor ein roter Plastikstuhl mit dem Konterfei von Elmo aus der *Sesamstraße*.

Ein schallgedämpfter Schuss aus der Pistole in den kleinen blonden Kopf

Der Siebzehnjährige im nächsten Zimmer ist ein Fan der Washington Nationais, denn überall hängen Poster und Baseball-Devotionalien. Clayton entdeckt einen Fängerhandschuh von Wilson. Auf dem Fernseher liegt ein zerknautschtes Highschool-T-Shirt mit dem Aufdruck: THE REBELS.

Der Körper bäumt sich auf, als Clayton feuert. Fast eine halbe Minute lang zuckt der Junge noch. Das Kopfkissen ist blutüberströmt, aber Clayton hat aus sicherer Entfernung geschossen, um keinen Spritzer abzubekommen.

Der mit Teppichboden ausgelegte Flur macht es ihm leicht, sich lautlos zu bewegen. Drei Stufen fuhren vom Anbau in den ersten Stock des Haupthauses. Im nächsten Schlafzimmer ist das Bett leer. Die Decke ist zurückgeschlagen.

Die Laken sind noch warm.

Reglos lauscht Clayton in die Dunkelheit. Er spürt, wie sein Herz schneller schlägt. Nichts regt sich im Haus; kein Atmen ist zu hören, keine Schritte, keine Toilettenspülung oder fließendes Wasser.

Hat er mich hereinkommen hören? Hat er mich irgendwie im Flur entdeckt? Ist es möglich, dass der Junge leiser ist als ich?

Das Fenster steht zwanzig Zentimeter weit offen. Aber er glaubt nicht, dass sich jemand durch einen so schmalen Spalt quetschen kann.

Für alle Fälle wirft er trotzdem einen Blick in den Garten. Im Mondlicht sind Gartenmöbel und ein steinerner Springbrunnen zu erkennen. Die Rückseite des Grundstücks wird von Eichen begrenzt. Keine Spur von einem Jungen.

Der Wandschrank?

Clayton gleitet vorwärts, die Glock-17 in der linken Hand. An der Tür hängt ein Poster des Kennedy Center in nächtlicher Beleuchtung.

Er zieht die Tür auf.

Nichts.

Clayton kniet sich neben das Bett, doch die herunterhängende Bettdecke behindert seinen Blick.

Als er gerade die Hand ausstreckt, um die Decke zur Seite zu schieben, hört er am Ende des Flurs die Toilettenspülung.

Na also.

Kaum hat er sich aufgerichtet, vernimmt er das gedämpfte Geräusch von nackten Füßen auf dem Flur. Clayton drückt sich in die dunkle Ecke neben dem aufrecht stehenden Cellokasten und einem Notenständer mit Notenblättern.

Ein großer Junge in Unterhosen und mit zerzausten Haaren taumelt wie ein Schlafwandler ins Zimmer und fällt ins Bett, ohne Clayton zu bemerken.

Ein Schuss in den Kopf.

Eigentlich widerstrebt es Clayton, Kinder zu töten. Um nicht schwach zu werden, ruft er sich die Worte ins Gedächtnis, die sein Ururgroßvater geschrieben hat und die er in dem zerfledderten Buch, das er auf Reisen ständig bei sich trägt, immer und immer wieder liest.

»Der Wille zur Bestrafung muss mitleidlos sein.«

Offenbar hat sein Vorfahre sich auch mit unangenehmen Pflichten wie dieser auseinandersetzen müssen, in einem anderen Krieg.

Das Elternschlafzimmer liegt am Ende des langen Flurs.

Als er hineinschlüpft, kann er nur einen Körper in dem Doppelbett erkennen. Die andere Hälfte ist unbenutzt. Der Mann ist nicht zu Hause. Wahrscheinlich wurde er in die FBI-Zentrale bestellt, während der nächtlichen Krise.

Kein Problem, sagt sich Clayton Cox, als die Frau im Schlaf etwas murmelt. Sie schlägt die Augen auf.

Ein Schuss in den Kopf.

Jetzt kommt der nächste, hässlichere Teil der Aufgabe, der jedoch unerlässlich ist, wie sein Mentor ihm eingeschärft hat.

Clayton zieht sein gezacktes Kampfmesser hervor.

Als Erstes nimmt er sich die Frau vor. Er packt das Messer mit der linken Hand und sticht wie ein Besessener auf die Leiche ein.

Dann die Kinder, was ihm schwerer fällt. *Bring es schnell hinter dich*, redet er auf sich ein.

Nach vollbrachter Tat entnimmt er einer Plastiktüte ein verstöpseltes Fläschchen und träufelt das Hauptbeweismittel dieser Nacht auf den Rücken der Vierjährigen. Ein paar Tropfen Sperma — der Erguss irgendeines Perversen —, die Clayton heute Nachmittag in der Kabine einer Peepshow in der Georgia Avenue mitgenommen hat.

Zum Schluss legt er eine - mit der linken Hand geschriebene — Notiz auf den Küchentisch. Sein Mentor hat ihm den Text genau vorgegeben.

Das Zitat wird die Amerikaner in den Wahnsinn treiben, vor allem wenn sie herausfinden, woher es stammt.

»Wer seine Geschöpfe liebt, der wird von Gott geliebt.«

»Wie Napoleon schon gesagt hat, es ist leichter, zu täuschen, als eine Täuschung zu durchschauen«, lautet ein Lieblingsspruch seines Mentors. »Nichts macht die Amerikaner wütender als unschuldige Opfer. Und wenn sie wütend sind, machen sie Fehler.«

Um 4 Uhr 13 sitzt er wieder auf der BMW und ist un-

terwegs über die Reno Road zu seinem gemieteten kleinen Haus in der Macomb Street. Die Straßen sind frei. Die Häuser sind dunkel. Es herrscht abnehmender Mond. Um 5 Uhr 30 soll er Bericht erstatten.

Bis jetzt ist alles perfekt gelaufen. Er entspannt sich. Im nächsten Augenblick jedoch entdeckt er die Scheinwerfer in seinem Rückspiegel. Der vermutlich einzige Streifenwagen, der im nordwestlichen Washington noch fahrtüchtig ist, heftet sich an seine Fersen.

Er drosselt das Tempo. Der Streifenwagen ebenfalls. An der nächsten Ecke biegt er ab.

Der Polizeiwagen folgt ihm und schließt zu ihm auf.

Im Pentagon leuchten bisher keine neuen roten Lichter auf der Karte für besondere Vorkommnisse. Weltweit wurden keine weiteren Flugzeugabstürze gemeldet. Kein Mitglied des Krisenstabs ist nach Hause gegangen, und Gerard sitzt immer noch im Konferenzraum, wo zur Stärkung Kaffee und Donuts gereicht werden.

Dr. Preston hat das Wort ergriffen. »Natürlich müssen wir mit enormen Preissprüngen rechnen. Mit Rationierungen, zumindest vorübergehend. Aber in unsere Strategieszenarien sind plötzliche, ernsthafte Versorgungsengpässe bereits einbezogen. Eine Ölkrise infolge eines Umsturzes in Saudi-Arabien, beispielsweise durch fundamentalistische Kräfte. Oder aufgrund eines Embargos oder verursacht durch weitere Hurrikans. Andere Länder werden uns mit Ol beliefern. Ein Engpass wäre ein Problem, aber eins, das sich lösen ließe.«

Der Staatssekretär ist zu einer Sitzung im Weißen Haus aufgebrochen. General Hauser hat das Sagen.

»Was Ihre Aufgabe betrifft«, fährt Preston fort, »wird, nachdem Sie eine Methode gefunden haben, die Mikrobe zu vernichten, Ihr größtes Problem darin bestehen, die Tanks, Pipelines und Transportschiffe zu desinfizieren.«

Klar, wir brauchen bloß die Mikrobe zu vernichten, denkt Gerard, verblüfft über die Vorstellung, die Lösung könnte so einfach sein.

Preston bleibt trotz der vorgerückten Stunde gewissenhaft und optimistisch, sein Glaube an den Triumph der Technik ist ungebrochen. Aber solange keine eindeutigen Beweise vorliegen, wird Gerard sich nicht von beschwichtigenden Erklärungen beeindrucken lassen, denen zufolge die Mikrobe weder im Erdreich existiert — die schlimmste Vorstellung - noch robust genug ist, um den Raffmierungsprozess zu überleben.

Bakterien finden immer einen Weg an Vorsichtsmaßnahmen vorbei.

»Wie viele Ölfelder gibt es auf der Welt?«, fragt er, als er sieht, dass Colonel Novak wieder auf dem Bildschirm erschienen ist. Sie wirkt immer noch frisch und konzentriert.

»Mehr als hunderttausend, die kleinen mitgerechnet. Deren Infrastruktur zu überprüfen wird eine Menge Arbeit«, erwidert Preston. »Die Desinfektion wird einer Menge Bakterien den Garaus machen. Ebenso die Hitze und die Chemikalien. Finden Sie heraus, womit sich das Zeug vernichten lässt, und gehen Sie jeden Tank durch.«

»Angenommen, es kann vernichtet werden«, gibt Gerard zu bedenken.

»Alles kann vernichtet werden.«

»Allerdings«, ergreift Theresa auf dem Bildschirm das Wort, »wollen wir auch gewährleisten, dass das Opfer — das Ol - weiterhin brauchbar bleibt.«

Gerard denkt: *Seit fünfundzwanzig Jahren versuchen wir jetzt schon, Aids zu besiegen, ohne Erfolg.*

Hauser schließt die Sitzung ab und verteilt Aufgaben.

»Energieministerium«, wendet er sich forsch an Violet Pell, als könnten Katastrophen allein durch Selbstvertrauen vermieden werden. »Wir brauchen ein Verzeichnis der Öl-

lager in den USA. Wir brauchen ein schnelles, zuverlässiges Prüfverfahren für Lagerstätten, Pipelines und Raffinerien. Infizierte Gebiete sind zu isolieren und nicht befallene zu schützen. Sie haben die Unterstützung der Olgesellschaften und der Gesundheitsbehörde.«

Violet nickt. »Meine Leute sind bereits aktiv.«

Gerard denkt: *Sobald wir hier fertig sind, muss ich zu Hause anrufen. Wir müssen Lebensmittelwrräte anlegen.*

»Colonel Novak«, fährt Hauser fort, »was ist das für eine verdammte Bazille, und wo kommt sie her? Kann sie Menschen befallen? Kommt sie in der Natur vor? Wie können wir sie vernichten? Kennt sich irgendwer damit aus? Universitäten? Verteidigungsministerium? Ist das verfluchte Ding womöglich aus dem Weltraum eingeschleppt worden? Fort Detrick wird unser nationales Koordinierungszentrum sein. Ich will eine gründliche Uberprüfung unserer gesamten militärischen Ausrüstung. Flugzeuge, Fahrzeuge, selbst Heizsysteme. Wir müssen so schnell wie möglich erfahren, welche Geräte und Maschinen noch einsatzbereit sind.«

»Vielleicht unterschätzen wir die Gefahr immer noch«, wendet Gerard ein. »Wir wissen nicht, ob die Mikrobe nicht doch in den Ölfeldern existiert.«

»Nun, ich denke, Dr. Preston hat diese Möglichkeit ausgeschlossen.«

Wenn keine Autos mehr fahren, kommen die Leute nicht zur Arbeit. Wenn das Heizöl betroffen ist, müssen wir die Restvorräte aus dem Vorjahr rationieren.

Plötzlich kommt es Gerard in dem Raum viel wärmer vor.

Seine Gedanken wandern zu den chaotischen Szenen nach Wetterkatastrophen wie beim Hurrikan Katrina. Die Plünderungen. Die Krankheiten. Polizei und Feuerwehr machtlos.

Aber in diesem Fall kam Hilfe von außen, denkt Gerard. Und

es gab Gegenden, die nicht betroffen waren, wohin die Opfer ausweichen konnten. Weil es Benzin gab. Die Transporte funktionierten. Der Notfall war nur auf ein begrenztes Gebiet beschränkt.

Hauser wendet sich an Mallory. »Frage an die Geheimdienste: Wer steckt dahinter? Ich will jeden Tag auf dem Laufenden gehalten werden. Sie überprüfen alle extremistischen Gruppen; auch die religiösen, die Umweltschützer, die Anti-Ol-Aktivisten. Ich brauche Informationen über die Programme biologischer Kriegsfuhrung im Iran, in Kuba und Nordkorea. Niemand hält Informationen zurück. Die Karriere jedes Einzelnen steht und fällt mit dieser Sache. Machen Sie das Ihren Leuten klar.«

Die Welt geht unter, und der sorgt sich um Karrieren, geht es Gerard durch den Kopf.

Die Teilnehmer packen ihre Unterlagen zusammen und schieben die Stühle zurück.

Gerard ergreift das Wort: »Was ist mit den Centers for Disease Control, General?«

»CDC, richtig! Gesundheitsbehörde und Notfallmanagement. *Sehr* wichtig. Besorgen Sie mir Listen über den Energiebedarf von Krankenhäusern und Labors, landesweit. Das Weiße Haus wird wissen wollen, welche Ressourcen für den Zivilschutz notwendig sind. Energie. Transportwesen. Wie kommen die Ärzte zu den Krankenhäusern? Setzen Sie sich mit den entsprechenden Behörden in Verbindung.«

»Ich glaube, auch meine Leute können dazu beitragen, die Mikrobe zu identifizieren und zu vernichten«, wendet Gerard ein.

Hauser gibt sich unbeirrbar. »Diese Bazille greift Ol an, keine Menschen. Sollte sie sich als gefährlich für Menschen erweisen, ändert sich Ihre Rolle.«

»Sir, das Verhalten von Mikroben ist immer gleich. Wir müssen alle Ölfelder überprüfen. Wenn ich Ihnen eine Ge-

schichte erzählen darf: Vor langer Zeit brach in London die Cholera aus und ...«

Hauser wendet sich den anderen zu. »Von Ihnen allen brauche ich Informationen über notwendige Reisen — Flüge, Kraftstoff etc. Mobilität hat Vorrang, sobald wir wissen, welche Transportmöglichkeiten gesichert sind. Und jeder Missbrauch dieses Privilegs wird härtestens geahndet werden, verstanden? Keine Ausnahmen.«

Gerard fällt ihm ins Wort. »Meine Leute haben Erfahrung darin, Verseuchungsherde überall auf der Welt aufzuspüren.«

Hauser wirft ihm einen wütenden Blick zu. »Das erledigt der Krisenstab, Gerard. Ein eingespieltes Team. Wir können kein Kompetenzgerangel brauchen oder Einzelne, die ihren Aufpolieren wollen.«

Gerard muss sich zusammenreißen, um nicht zu explodieren. In einer Stunde wird er es noch einmal versuchen. Verdammt, auf jeden Fall wird er die CDC-Mitarbeiter auf den Plan rufen. Die Cholerageschichte - die erste Geschichte, die Dr. Larch ihm erzählt hat - scheint ihm ein angemessener Vergleich zur jetzigen Situation. Zunächst jedoch wird er die Listen für Hauser erstellen. Seine Pflicht erfüllen. Aber er wird auch nach Hause gehen und seine Familie dabei unterstützen, sich auf die schwierige Zeit einzustellen, die vor ihnen liegt.

Er hört Colonel Novaks Stimme: »General?«

»Colonel?« Hausers Tonfall ihr gegenüber ist ebenfalls kühl.

»Sir, es gibt Verzögerungen im Kontakt mit unseren Leuten in der Abteilung für biologische Kampfstoffe. Ich habe sie gebeten, mir alles zukommen zu lassen, was sie über Mikroben und Ol haben, aber sie reagieren nicht.«

»In zwanzig Minuten werden Sie eine schriftliche Autorisierung haben. Lassen Sie mich wissen, was Sie brauchen, egal was.«

»In diesem Fall«, erwidert sie vorsichtig, »möchte ich Sie, bei allem Respekt, daraufhinweisen, dass Dr. Gerard unseren Untersuchungen eine wichtige Perspektive eröffnen würde. Ich habe schon mit ihm zusammengearbeitet. Er berücksichtigt Dinge, die andere übersehen. Außerdem würde ich mir gern die Cholerageschichte anhören, Sir.«

In Krisensituationen erweisen sich zwischenmenschliche Konflikte stets als Hemmnis, mag der politische Kontext noch so bedeutsam sein. Alle Anwesenden im Raum hören auf, ihre Unterlagen einzusammeln, und schauen von Novak zu Hauser, der völlig erstarrt ist, weil er genau weiß, dass er in der Zwickmühle sitzt. Gerard spürt, wie sein Pulsschlag schneller wird.

Ihr braucht meine Unterstützung.

»Natürlich, Colonel«, antwortet Hauser. »Wenn seine Mitarbeit Ihnen wichtig ist, wird er Ihnen nach Fort Detrick zugeteilt. Jemand anders kann seinen Job hier übernehmen.«

»Als ich vorgeschlagen habe, das CDC einzubeziehen, meinte ich nicht mich«, wendet Gerard ein.

»Aber ich meine Sie«, erwidert Hauser.

Überden Bildschirm scheint Theresa Gerards Blick zu suchen. Im selben Augenblick hört er jemanden neben sich nach Luft ringen. »Die Karte!«, stöhnt Violet Pell.

Noch ehe er sich umdreht, schwant Gerard, was ihn erwartet. Auf dem Monitor leuchtet ein weiteres rotes Licht.

»Long Beach in Kalifornien ist der größte Ölhafen an der Westküste«, erklärt Os Preston stirnrunzelnd.

»Die Pipelines in Louisiana«, sagt Mallory, der CIA-Vertreter, als gleich daraufein zweites Licht blinkt. Innerhalb der nächsten Minuten tauchen immer mehr rote Lichter auf, an der texanischen Küste, in Teheran, im Irak.

Gerards Magen zieht sich zusammen. Ihm ist klar, warum die Lichter fast gleichzeitig zu leuchten beginnen.

»Das Weiße Haus gibt alle Testergebnisse auf einmal bekannt«, sagt er.

Osborne Prestons Gesicht ist aschfahl. Zum ersten Mal, seit er eingetroffen ist, wirkt er erschüttert.

»Diese Pipelines liefern das Ol in den Süden und den Mittelwesten. Wenn sie betroffen sind, können wir kein Öl liefern.«

Das nächste Licht leuchtet in Chicago auf.

Als Nächstes London.

Blinkblinkblinkblinkblink.

»General Hauser?«

Colonel Novak meldet sich erneut zu Wort.

»Wir bekommen soeben die Ergebnisse von Tests an Bohrkernen«, sagt sie zögernd, als wollte sie nicht laut aussprechen, was sie soeben erfahren hat. Als würde es dadurch erst Wirklichkeit.

»Die Mikrobe steckt in den Olfeldern. *Im Erdreich.*«

Dr. Preston springt auf. »Das ist unmöglich.«

Theresas Gesicht ist angespannt. »Das Ghawar-Ölfeld in Saudi-Arabien ist befallen. Ebenso das in Shayba.«

Prestons Stimme klingt heiser. »Ghawar produziert ein Zwölftel des weltweiten Ölbedarfs.«

Colonel Novak liest Namen von Olfeldern vor, von denen Gerard noch nie etwas gehört hat. »Das Machete-Ölfeld in Venezuela. Schwer nachweisbar, aber bestätigt.«

»Unmöglich ...«, wiederholt Preston kaum hörbar.

Für Gerard ist Prestons Reaktion nichts Neues. Bei jedem Ausbruch, in jeder ernsthaften Notsituation, die er untersucht hat, gab es jemanden in einer fuhrenden Position, der aus Mangel an Vorstellungsvermögen immer wieder dieses Wort stammelte.

»Das Samotlor-Ölfeld in Russland ist verseucht ...«

»Sind Sie sicher, dass die Tests korrekt durchgeführt wurden?«, fragt Preston.

»Der Test ist nicht kompliziert. Man nimmt eine Gesteinsprobe und legt sie unters Mikroskop.«

Gerard hört Mallory stöhnen. »In knapp zwei Monaten haben wir tiefsten Winter. Mein Gott! Und dann kein Ol!«

Dr. Preston stützt den Kopf in die Hände. Er bemüht sich um positive Gedanken. »Wir sind nicht wirklich ohne Ol. Es muss Länder geben, die noch sauber sind. Und die strategische Ölreserve reicht für drei Monate, vorausgesetzt, dass andere Pipelines für den Transport benutzt werden können.«

Theresa liest weiter vor. »Forcados Yorki in Nigeria ...«

Die große Mercator-Weltkarte fängt an, verrückt zu spielen, wie ein Spielautomat in Las Vegas, wenn er einen größeren Betrag ausspuckt.

Blinkblinkblinkblinkblink.

Gerard hat schon öfter solche Karten gesehen. Mal in einem Zelt, mal von Hand angefertigt, ausgebreitet auf der heißen Motorhaube eines Jeeps im Dschungel. Mal als Computerzeichnung in der Gesundheitsbehörde CDC.

Welche Form auch immer eine solche Karte haben mag, immer bedeutet sie Leiden. Die Leuchtpunkte zeigen die Verluste an, die Verbindungslinien die Spur der Verseuchung. Die infizierten Gebiete verteilen sich auf alle möglichen Länder, sie betreffen Luftwege, Schiffsrouten, Karawanenwege und Lastwagenstrecken, breiten sich immer weiter aus, panisch begleitet von allen, die die Punkte beobachten.

Os Preston flüstert: »Kein Lebewesen kann den Raffmierungsprozess überstehen.«

»Was auch immer es sein mag, es ist jetzt auf der Erde«, bemerkt Gerard.

Bei jedem Ausbruch denken wir: Ist es dieses Mal so weit, dass wir es nicht aufhalten können?

Der Vertreter des Heimatschutzministeriums DHS sagt: »Und wie sollen wir vor Ort ermitteln, wenn wir uns nicht einmal von der Stelle bewegen können?«

Alle spüren, dass die Uhr tickt. Allen ist klar, dass, wenn sie das Problem nicht lösen können, alles, was ihnen etwas bedeutet — ihre Familien, ihre Liebsten, ihr Besitz, Millionen von Menschenleben —, innerhalb von fünfzig Tagen dahinsiechen und zugrunde gehen wird.

Gerard spricht die Worte aus.

»Es ist eine neue Form der Pest.«

Und General Hauser fügt erschöpft hinzu: »Vielleicht sollten Sie uns doch die Cholerageschichte erzählen.«

»Sie auf dem Motorrad. Fahren Sie rechts ran«, befiehlt die Stimme über den Lautsprecher des Polizeiwagens.

Clayton Cox reagiert auf der Stelle, wie man es von einem braven Bürger erwarten kann. Der Streifenwagen folgt ihm jetzt schon seit neun Minuten, daher konnte er nicht nach Hause fahren. Er betätigt den rechten Blinker und fährt an den Bordstein. Die Stelle auf der von Eichen gesäumten Reno Road, an der man ihn angehalten hat, liegt nur eineinhalb Kilometer entfernt von der Macomb Street, wo er wohnt.

Der Streifenwagen hält direkt hinter ihm.

In dieser Gegend sind keine Fahrzeuge mehr unterwegs, einige auf der Strecke gebliebene Autos sind an den Straßenrand geschoben, damit sie weder Einfahrten noch die Fahrbahn blockieren. Die Reno Road ist frei. Offenbar funktionieren heute Nacht doch noch einige Abschleppwagen.

Hat irgendein neugieriger Nachbar mich dabei gesehen, wie ich Niles' Haus verlassen habe? Und die Polizei verständigt?

In der feuchtwarmen Luft hört er, wie sich die Türen des Streifenwagens quietschend öffnen, und mit einem Blick über die Schulter sieht er einen, zwei, *drei* uniformierte Cops aussteigen. Einen Weißen und zwei Schwarze, einen Mann und eine Frau.

Denen gehen die Wagen aus, deswegen müssen sie jetzt schon zu dritt Streife fahren.

Clayton spürt die warme, harte Glock.17 in seinem Rücken, fast unmöglich, sie zu erreichen. Die Cops haben sich getrennt und kommen aus verschiedenen Richtungen auf ihn zu; sie werden auf der Stelle reagieren, falls er sich mit der Hand unters Hemd greift.

Auch wenn es nur eine routinemäßige Verkehrskontrolle ist, werden sie in den Satteltaschen die Einbruchwerkzeuge finden. Aber das ist garantiert keine Routine. Mit so was hält die Polizei sich heute Nacht nicht auf

»Guten Morgen, Sir«, sagt die Frau. »Darf ich Ihren Führerschein sehen?«

Clayton schaut sie unter seinem Helm hindurch an. Heute Nacht ist er ein rothaariger Ire. Dichter roter Bart. Roter Schnurrbart. Hellblaue Kontaktlinsen. Ein typischer Junge vom Land.

»Ich war mir sicher, dass ich da hinten angehalten habe«, sagt er.

Sie wollen meinen Führerschein sehen. Das ist eine gute Gelegenheit, nach hinten zu greifen. Wenn ich die Glock erst ziehe, nachdem sie meinen Führerschein über Funk überprüft haben, dann werden andere mich zu Hause erwarten.

Er gibt sich lieber unterwürfig und autoritätshörig. Das hat er als Junge im Lager schon immer so gemacht, wenn er mal wieder etwas gestohlen, jemanden verprügelt oder in Notwehr erstochen hatte.

»Tut mir leid, wenn ich irgendwas falsch gemacht hab, Ma'am.«

»Wissen Sie denn nicht, dass für heute Nacht eine Ausgangssperre verhängt wurde?«, fragt die Frau, jedoch eher erstaunt als unfreundlich. Ein gutes Zeichen.

»Doch, Ma'am. Ich hab's im Fernsehen gesehen. Ich war zu Hause. Ich weiß, dass ich nicht vor die Tür gehen soll-

te. Aber meiner Mutter sind die Medikamente ausgegangen und sie hat mich angerufen. Sie hat Asthma, wissen Sie. Sie braucht ein Inhaliergerät.«

Der jüngste der Polizisten, der Weiße, geht mit Claytons Führerschein in der Hand zum Streifenwagen.

Wenn ich schießen will, tue ich es besser; bevor er anruft.

Clayton faselt irgendetwas von seiner armen Mutter, die kaum noch Luft bekommt. Er sagt: »Und als sie die Flugzeugabstürze im Fernsehen gesehen hat, wie die Leute vom Himmel gefallen sind, hat sie einen solchen Schreck gekriegt, dass ihr die Luft weggeblieben ist ...«

Währenddessen denkt er: *Der verfluchte Schalldämpfer ist nicht aufgeschraubt. Wenn ich schieße, kommt bestimmt irgendein Idiot ans Fenster gestürzt.*

Aber im selben Moment nickt die Polizistin mitfühlend.

»Wo haben Sie eigentlich Ihr Benzin gekauft?«, fragt sie.

»Wie bitte?«

Der schwarze Polizist sagt: »Ihr Benzin, Clay. Wir fragen, damit wir wissen, wo wir morgen früh brauchbaren Sprit kriegen. Der Captain hat uns aufgetragen, jeden zu fragen.«

»Ich heiße Clayton, nicht Clay«, erwidert er. Er kann es nicht leiden, wenn jemand seine falschen Namen nicht richtig ausspricht. Namen bedeuten etwas. Sie sind etwas Besonderes. Seinem Ururgroßvater waren sie auch wichtig.

»Tut mir leid, Clayton«, sagt der schwarze Polizist, während Clayton versucht, sich an *irgendeine* Tankstelle auf seiner Strecke zu erinnern. Auf Anweisung seines Mentors hat er sein Benzin schon vor Wochen gekauft und in der Garage gelagert.

»Ecke Tunlaw und Wisconsin«, sagt er, als ihm eine Tankstelle einfällt, an der er heute Nacht vorbeigefahren ist.

Der weiße Polizist kommt vom Streifenwagen zurück und reicht Clayton den Führerschein, der völlig echt wirkt. Er

ist sauber. Sein Mentor hat ihn ihm besorgt. *Mit einem dilettantisch gefälschten Führerschein geschnappt zu werden wäre unverzeihlich,* hat sein Mentor gesagt.

»Sehen Sie zu, dass Sie nach Hause kommen, und dann lassen Sie Ihr Motorrad stehen«, ermahnt ihn die Polizistin und droht mit dem Finger. »Ab morgen Abend gilt die nächtliche Ausgangssperre, bis wir die Probleme gelöst haben. Heute Nacht gibt's Verwarnungen, ab morgen Strafzettel.«

»Falls wir morgen überhaupt unseren Dienst antreten können«, sagt der Schwarze.

Clayton schlägt das Herz bis zum Hals, als die drei Cops wieder zu ihrem Streifenwagen gehen. Sie kennen seinen Namen. Sie haben seinen Führerschein überprüft. Kann das gefährlich werden?

Vielleicht ein bisschen. Aber nicht sehr. *Scheiß drauf.*

Clayton startet den Motor. Fünf Minuten später ist er zu Hause. Er geht ins Wohnzimmer und schaltet den Fernseher ein. Normalerweise laufen um diese Zeit fürchterlich schwülstige Doku-Soaps.

»Um neun Uhr wird der Präsident sich an die Nation wenden«, sagt die Moderatorin, die erfreulich panisch wirkt.

Er erstattet telefonisch Bericht, dann geht er nach oben, um zu schlafen, denn in den kommenden Wochen wartet eine Menge Arbeit auf ihn. Er träumt vom Flüchtlingslager, er ist elf Jahre alt, umringt von Jungs, die ihn hänseln, Steine nach ihm werfen, Schimpfnamen schreien und sich über seine tote Mutter lustig machen.

Er wehrt sich heftig, tritt mit den Füßen um sich, spürt, wie einer der Jungen hinfällt, aber die anderen stürzen sich auf ihn. Und dann plötzlich scheinen die Jungs von ihm wegzufliegen. Sie werden weggezerrt. Und in dem Traum steht sein Mentor da, lächelt zu ihm herab und beruhigt ihn, erklärt ihm, wer er wirklich ist, wessen Gene er in sich trägt, die Gene eines großen Kriegers. Es ist schon eigen-

artig, wie Träume funktionieren; denn im wirklichen Leben hat er seinen Mentor erst nach seiner Flucht aus dem Lager kennengelernt.

Der Traum findet ein gutes Ende. Er hört damit auf, dass Clayton, sein Mentor und sein Urgroßvater in seinem weiten, weißen Gewand entlang den Klippen hinter dem Haus des Mentors spazieren gehen.

Clayton Cox schläft tiefund zufrieden inmitten des Chaos, bereit, jedem einen Besuch abzustatten, zu dem sein Mentor ihn als Nächstes schicken wird.

6. KAPITEL

31. Oktober. Morgendlicher Berufsverkehr.
Drei Tage nach dem Ausbruch.

Normalerweise säße Gerard jetzt in einem Flugzeug, unterwegs zum Ort der Katastrophe, anstatt kaltgestellt zu sein. Normalerweise fände die Katastrophe an einem fernen Ort statt. Normalerweise würde die Mikrobe wildfremde Menschen befallen.

Nicht meine Familie, denkt er.

Um acht Uhr ist er in der U-Bahn unterwegs vom Pentagon nach Hause. Man hat ihm fünf Stunden Zeit gegeben, »seine Familie vorzubereiten«, bevor ein Van ihn nach Fort Detrick bringen wird. Seit er aus dem Krisenstab abkommandiert wurde, hat er keinen Anspruch mehr auf einen Wagen mit Fahrer. Die werden jetzt für »wichtigere Leute« gebraucht, hat Hauser ihm erklärt.

Zum Glück wird die U-Bahn mit elektrischem Strom betrieben, nicht mit Diesel. Und das Schmieröl ist kein natürliches, sondern ein synthetisch hergestelltes Produkt. Während der Fahrt wundert er sich darüber, dass — genauso wie bei Epidemien in Ubersee - trotz der Katastrophe das normale Leben weitergeht. Er bemerkt zwei Männer in Anzügen auf dem Weg zur Arbeit. Ein Vater sitzt neben seinem kleinen Sohn, der eine riesige Skelett-Maske trägt. *Ach ja, heute ist Halloween,* erinnert sich Gerard. Zwei Frauen unterhalten sich gut gelaunt, als wären sie auf dem Weg zu einem Einkaufsbummel. Warum sind sie nicht zu Hause und horten Vorräte?

ÖLVERSORGUNG UNTERBROCHEN, titelt die hauchdünne Notausgabe der *Washington Post.* Und: TAUSENDE TOTE BEI FLUGZEUGABSTÜRZEN WELTWEIT.

Außerdem: NAHER OSTEN: ALLE FAHRZEUGE EINES MILITÄRKONVOIS NACH AUSFALL DER MOTOREN VERNICHTET.

Auf den Werbeplakaten in der U-Bahn sieht man ein attraktives Pärchen in einem Sportwagen, eine lächelnde Familie, die die Wärme aus ihrer Ölheizung genießt, und Keisende, die winkend ein Flugzeug besteigen. Drei Viertel der Plakate haben etwas mit Öl zu tun. Selbst eine staatliche Einrichtung wie das Energieministerium prahlt in einer Anzeige damit, »alternative Brennstoffe« zu entwickeln, um die Abhängigkeit vom Öl zu reduzieren.

Damit solltet ihr euch besser beeilen, denkt Gerard.

Das Rattern des U-Bahn-Waggons auf den Schienen lässt ihn für einen Moment an die Wohnwagensiedlung zurückdenken, wo er als Junge mit seinem Onkel gelebt hat, auf einem Stück Grasland gleich neben einer Bahnlinie. Sein Vater war damals schon tot, in Vietnam gefallen. Seine Mutter hatte sich abgesetzt, und sein Onkel war meist zu betrunken, um den Jungen im Auge zu behalten. Am Abend nachdem Gerard aus der Jugendstrafanstalt entlassen worden war, läutete es an der Tür, und zu Gerards Überraschung stand Dr. Wilbur Larch vor ihm auf der Stufe.

»Es war gar nicht so einfach, dich zu finden«, sagte Larch. »Du wolltest doch Arzt werden, stimmt's? In meiner Abteilung für Epidemiologie im Center for Disease Control gibt es noch freie Praktikumsplätze.«

»Epi was?«, fragte er. Und als sie sich dann auf die Stufen setzten und der Amtrak Sunshine Express vorbeifegte, erfuhr Gerard von Larch die Geschichte über die Cholera, die er heute Abend Hauser erzählt hat. Sie handelte vom Ursprung

der Epidemiologie. Die Geschichte, von der Gerard glaubt, dass sie jetzt hilfreich sein könnte.

»Die Cholera — *Vibrio Cholerae* — war früher einer der größten Schrecken der Menschheit. In verarmten Ländern tötet sie immer noch Tausende. Sie lebt im schmutzigen Trinkwasser, nistet sich in den Eingeweiden der Menschen ein, fuhrt zuerst zu hohem Fieber und Diarrhö und dann sehr schnell zum Tod. Wer davon befallen wird, kann, selbst wenn er robust ist, innerhalb eines Tages an Dehydrierung sterben.«

Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, so erzählte Larch ihm, habe ein britischer Arzt namens John Snow jedes Mal nur hilflos zusehen können, wenn die Cholera London heimsuchte. Die armen Leute schlossen sich in ihren Häusern ein, um der Verseuchung zu entrinnen. Die Reichen flohen aus der Stadt. Die Leichen wurden zu Tausenden auf Holzkarren in Massengräber geschafft.

Schließlich brach im August 1854 die Seuche erneut aus, nur einige Blocks von Snows Praxis entfernt.

Panik ergriff die Stadt. Die Ärzte machten »schlechte Luft« für die Cholera verantwortlich oder bezeichneten sie als »Gottes Strafe«. Mikroben waren noch längst nicht entdeckt, nicht einmal von Bakterien hatten die Ärzte eine Vorstellung.

»Und dennoch hat Snow herausgefunden, wie die Seuche aufzuhalten ist«, hat Gerard heute Abend im Pentagon erklärt.

»Er kaufte einen Stadtplan und markierte die Orte, wo die Opfer starben. Ihm fiel auf, dass mehr als fünfhundert Menschen in unmittelbarer Nähe einer einzigen Straßenkreuzung in den Slums gestorben waren: an der Kreuzung Cambridge Street und Broad Street. Als er den Ort aufsuchte, stellte er fest, dass Männer, Frauen und Kinder an einem öffentlichen Brunnen Schlange standen, um Trinkwasser zu pumpen.

Konnte der Brunnen die Ursache für die Seuche sein?, fragte sich der einundvierzigjährige Arzt. Wenn ja, warum starben einige Opfer in anderen Vierteln? Weit weg von der Pumpe? Daraufhin suchte Snow die Opfer zu Hause auf«, sagte Gerard. »Und es stellte sich heraus, dass sie alle das Wasser von der Pumpe auf der Broad Street getrunken hatten, weil es besser schmeckte.«

Am 7. September 1854 ergriff Snow bei einer öffentlichen Versammlung im Gemeindesaal der St.-James-Kirche das Wort und überzeugte die verzweifelten Mitarbeiter der Behörden von der Notwendigkeit, die Pumpe stillzulegen. Er wusste nicht, warum der Brunnen verantwortlich war, aber innerhalb weniger Tage war die Epidemie besiegt und die Wissenschaft der Epidemiologie geboren, Gerards Leidenschaft.

»Das ist ja sehr aufschlussreich«, wandte Hauser daraufhin ein, »aber was nützt uns das?«

»Es zeigt uns etwas: Wenn wir wissen, *wie* die Mikrobe sich verbreitet, können wir ihre weitere Verbreitung vielleicht aufhalten, bevor wir in der Lage sind, sie zu identifizieren«, erwiderte Gerard und begann, Dr. Preston zu befragen, während immer mehr Lämpchen auf der Ölfeld-Landkarte aufleuchteten. Zu dem Zeitpunkt galten noch viele Felder offiziell als sauber. Aber ihre Anzahl nahm mit jedem neuen Testergebnis ab.

»Gibt es eine einzelne Ölgesellschaft, die auf allen oder auf vielen der Felder allein die Bohrungen betreibt?«, fragte Gerard.

Worauf Violet Pell vom Energieministerium aufgebracht fragte: »Wollen Sie etwa eine *Olgesellschaft* beschuldigen?«

»Ich versuche nur herauszufinden, wie es der Mikrobe gelingen konnte, so viele nicht miteinander verbundene Orte gleichzeitig zu erreichen.«

Osborne Preston schüttelte den Kopf. »Mehrere Gesell-

schaften operieren auf einigen dieser Felder. Keine einzelne Gesellschaft ist auf allen Feldern tätig. Oder vermuten Sie ein Komplott zwischen *zwei* Gesellschaften, die sich zum Ziel gesetzt haben, ihr eigenes Produkt zu zerstören?«

Violet Pell grinste Gerard an wie eine Zweitklässlerin, die sich über eine dämliche Frage eines Klassenkameraden amüsiert.

Gerard ließ nicht locker. »Haben Sie Kenntnis von einem derzeit durchgeführten Forschungsprojekt - privatwirtschaftlich, wissenschaftlich oder unter UN-Federführung —, in dessen Zusammenhang Fachleute zu all diesen Feldern geschickt werden?«

»Solche Projekte gibt es ständig«, erwiderte Preston höflich. »Hunderte von Leuten auf der ganzen Welt sind daran beteiligt. Das muss ja eine ziemlich umfangreiche Verschwörung sein, würde ich sagen.«

Preston schien zu glauben, dass es Gerard störte, eine negative Antwort zu erhalten. Ihm ging es jedoch einzig und allein darum, eine Möglichkeit zu eliminieren. Gerard fragte weiter: »Gibt es ein derzeit zur Ölförderung notwendiges Produkt, das weltweit von einer einzigen Firma geliefert wird?«

Osborne Preston runzelte die Stirn und wurde nachdenklich.

»Tja, nicht von einer einzelnen Firma ... aber an der Idee könnte etwas dran sein.«

Als andere Anwesende weiter nachbohrten, spürte Gerard, dass sein Herzschlag sich beschleunigte, wie immer, wenn er bei der Erforschung von Ursachen einen Fortschritt erzielte.

»Flüssigkeiten«, sagte Preston, während ein weiteres Lämpchen aufleuchtete, diesmal in der Nordsee. »Flüssigkeiten werden in die Felder gepumpt, um die Förderung zu verbessern. Das Ol im Boden steht unter hohem Druck, der sich über Jahrmillionen aufgebaut hat. Deswegen gab es frü-

her sprudelnde Quellen, wenn man auf Öl traf. Der Druck hat das Ol nach oben getrieben. Mit Hilfe verbesserter Technik werden diese sprudelnden Quellen heutzutage gestoppt, damit kein Öl vergeudet wird.«

»Kommen Sie bitte zu den Flüssigkeiten«, forderte Hauser ihn auf

»Nun, wenn man mit der Ölförderung begonnen hat, lässt der Druck nach, und es wird schwieriger, den Rest an die Oberfläche zu holen. Daher wird durch das Bohrrohr Flüssigkeit eingepresst, um den Druck zu erhöhen und das Bohrklein herauszufordern. Die Flüssigkeiten bestehen zum größten Teil aus Wasser, aber in der Mischung können auch Chemikalien oder Bakterizide enthalten sein. Die Flüssigkeiten werden auf verschiedene Weise eingepresst. Mit ihrer Hilfe lässt sich die Ölförderung maximieren und der Fluss in den Pipelines verbessern.«

Gerard hatte eine historische Lithographie vor Augen, auf der eine Wasserpumpe im alten London dargestellt war. Die einzelne Quelle einer furchtbaren Seuche. Er fragte: »Welche Firmen stellen solche Flüssigkeiten her?«

»Tangier, eine französische Firma, ist eine der größten.«

»Frankreich«, sagte Hauser voller Genugtuung. Ihm schien die Möglichkeit zuzusagen, dass das Problem aus Frankreich kam.

»Dann noch Halliburton in Texas und Schlumberger, außerdem Cougar Energy Services in Nevada«, zählte Preston die riesigen multinationalen Energiekonzerne auf. »Aber auch Hunderte kleinerer Firmen weltweit produzieren Flüssigkeiten und liefern sie in die Ölfelder.«

Violet Pell warf Gerard einen feindseligen Blick zu. »Wollen Sie eine US-Firma beschuldigen, dass sie *unsere eigenen Ölfelder* verseucht?«

»Ich möchte nur darauf hinweisen, dass Unfälle vorkommen. Oder dass es vielleicht Forschungsprojekte gibt, von

denen wir nichts wissen. Ich schlage vor, dass wir diese Firmen — und zwar alle — auf einen möglichen Zusammenhang überprüfen.«

»Welches Motiv sollte eine *amerikanische* Firma haben, unsere eigenen Vorräte zu dezimieren?«, fauchte Violet Pell. Sie war bei Exxon Mobil angestellt, ehe sie ihren Posten im Ministerium antrat.

»Lassen Sie uns nicht über Motive diskutieren«, erwiderte Gerard. »Das einzige Motiv einer Mikrobe besteht darin, am Leben zu bleiben und sich fortzupflanzen.«

Violet Pell wendete sich an alle Anwesenden: »Sollen wir unsere Zeit wirklich mit hirnrissigen Theorien verschwenden?«

»Nun ja«, sagte Osborne Preston ruhig, »Dr. Gerard könnte recht haben.«

Danach gab Hauser — ganz plötzlich kooperativ — dem FBI und dem Heimatschutzministerium Anweisung, ihre Ermittlungen in Bezug auf US-Firmen, Forschungsprogramme, Wissenschaftler und Forschungseinrichtungen, die mit solchen Flüssigkeiten zu tun haben, zu koordinieren.

»Stellen Sie ebenfalls Nachforschungen im Ausland an.«

»Sollte das nicht jemand vom CDC machen?«, fragte Gerard.

»Negativ«, antwortete Hauser. »Das kann Homeland Security übernehmen. Die sind für diese Art Ermittlungen ausgebildet.«

»Ach? Hat es schon einmal Probleme mit Mikroben dieser Art gegeben?«

»Kein Kompetenzgerangel«, beschied Hauser. »Die Sitzung ist beendet.«

Danach nahm er Gerard beiseite, bedankte sich bei ihm und entließ ihn offiziell aus den Diensten des Pentagons.

»Fahren Sie nach Hause. Kümmern Sie sich um Ihre Familie. Sie arbeiten jetzt für Colonel Novak. Ich bin sicher, dass

Sie einen hervorragenden Fußsoldaten abgeben, Gerard. Das scheint doch Ihre Leidenschaft zu sein. Bazillen in Schützengräben aufzuspüren.«

Hauser schüttelte ihm fest die Hand. »Um Nevada und Texas werden sich fähige Leute kümmern. Sie werden Antworten erhalten.«

»Schicken Sie mich hin, Sir. Ich bin Feldforscher, kein Labortechniker.«

»Machen Sie das Beste aus Ihrer berühmten Intuition. Vielleicht hat ja Colonel Novak eine Verwendung dafür. Ich jedenfalls nicht, Gerard.«

Sein Herz schlägt schneller, als der U-Bahn-Aufzug die Straßenebene erreicht. Auf der normalerweise viel befahrenen Connecticut Avenue sind keine Verkehrsgeräusche zu hören. Als er ins Sonnenlicht tritt, wundert er sich, Les Higuera zu treffen, der neben einem Zeitungsautomaten wartet. Les, gestützt auf ein knallrotes Tandemfahrrad, wirkt pummelig in seinem babyblauen Trainingsanzug. Die Higueras haben sich das Tandem im vergangenen Jahr für Ausflüge in den Rock Creek Park gekauft. Ein kleines Transistorradio baumelt am Lenker.

Les grinst wie der Fahrer einer Limousine, der seinen lange erwarteten Fahrgast kommen sieht. Er hebt ein Schild mit der Aufschrift: GERARD.

Aber sein Lächeln erstirbt, als er die Worte des Nachrichtensprechers vernimmt. »Der Prince of Wales ist gestern Abend beim Absturz seines Hubschraubers in Schottland ums Leben gekommen. Ebenfalls bestätigt wurde eine Meldung, nach der der UN-Generalsekretär beim Absturz des Privatjets des saudi-arabischen Königs ums Leben gekommen ist.«

Die gleißende Sonne wird von weißen Apartmenthäusern reflektiert. Es ist ein warmer Tag. Normalerweise hört Gerard auf der Connecticut Avenue während der Stoßzeit

kein Vogelgezwitscher, aber heute schon. Ein einzelner Privatwagen fährt langsam vorbei, drinnen sitzen vier Männer in dunklen Anzügen.

»Weißt du was? Ich bin für unseren Sender nicht wichtig«, sagt Les, als Gerard auf den hinteren Sitz steigt. »Man hat mir gesagt, ich kann zu Hause bleiben.« Kurz darauf radeln sie die sechsspurige Connecticut Avenue entlang, vorbei an liegengebliebenen Autos und Bussen. »Nach deinem Anruf hat Marisa alle Nachbarn zusammengetrommelt«, sagt Les über die Schulter. »Alle sind bei euch zu Hause, um zu beraten, was zu tun ist.«

Gerard hat den Eindruck, dass sie nur langsam vorankommen. In beiden Richtungen sind Radfahrer unterwegs, viele mit dem Ohr am Radio. Gerard fühlt sich an den Stoßverkehr in chinesischen Städten erinnert. Die Geschäfte sind geschlossen. Ebenso der Van-Ness-Campus der Columbia-Universität. Gerard bemerkt einen SUV an einer Tankstelle und erkennt am goldenen Logo, dass es sich um einen Laborwagen der Georgetown University handelt. Offenbar ist er im Zuge des Programms zur Bekämpfung biologischer Anschläge unterwegs. Zwei Gestalten in Schutzanzügen — die hinter einer Zapfsäule hervorkommen — sind wahrscheinlich Techniker, die Kraftstoffproben entnehmen. Die Anzüge schützen vor Ansteckung, für den Fall, dass die Mikroben für Menschen gefährlich sein sollten.

Kommen Menschen als Überträger in Frage?, denkt Gerard.

Es müssen Teams von Tankstelle zu Tankstelle gehen und überprüfen, wo das Benzin verseucht und wo es noch brauchbar ist.

»Die Ansprache des Präsidenten ist aufhalb zwölf verschoben worden«, sagt Les. »Das Weiße Haus hat angekündigt, dass sich das Ölproblem möglicherweise einen Monat lang hinziehen wird. Ist da was dran?«

»Es könnte auch noch viel länger dauern.«

Mehr Menschen als gewöhnlich sind in den ruhigen Stra-

Ben unterwegs. Andere liegen in den Fenstern und blicken ängstlich oder verwundert auf die Straße. Es werden die Überängstlichen und die besonders Intelligenten sein, die als Erste das reale Ausmaß der Gefahr begreifen, egal wie beschwichtigend die Rede des Präsidenten ausfällt.

An der Ecke Albermarle Street und Connecticut Avenue entdeckt Gerard einen kleinen Menschenauflauf vor dem 7-Eleven, wo er meist seinen Kaffee kauft. Aus dem Laden strömen die Leute mit vollgepackten Einkaufstüten: Lebensmittel, Toilettenartikel, Taschenlampen, Bier.

Noch herrscht keine Panik. Man stellt sich auf die Situation ein. Trotz der gespannten, erwartungsvollen Atmosphäre herrschen Ruhe und Ordnung.

Die Connecticut Avenue steigt steil an, was Gerard bisher nie aufgefallen ist. In der Fessenden Street radeln sie auf eine Ansammlung von Menschen zu, die sich an den offenen Hecktüren eines liegengebliebenen Kühltransporters zu schaffen machen. Beim Näherkommen erkennt Gerard das Logo der Safeway-Kette auf dem Wagen, der offenbar den anderthalb Kilometer entfernten Supermarkt auf der Chevy Chase beliefern sollte. Auf der Ladefläche wird geschubst und gedrängelt, aber es geht friedlich zu. Einige springen herunter und laufen mit rohen Fleischstücken nach Hause.

Geht es jetzt schon mit den Plünderungen los?

Unter den Leuten entdeckt Gerard auch Gordon und Teddie Dubbs, die eine Kühltasche zwischen sich tragen. Officer Danyla ist ebenfalls da, allerdings in Zivilkleidung. Sie kann das Treiben nur hilflos beobachten. Gordon erblickt Gerard und wirft ihm einen durchdringenden Blick zu, bevor er sich abwendet.

»Der Fahrer meinte, sie könnten die Lebensmittel mitnehmen«, erklärt Danyla Gerard. »Das Zeug würde sonst nur vergammeln. Die Kühlung funktioniert nicht, wenn der Motor aus ist.« Aber die Polizistin ist besorgt. Sie befürchtet,

dass beim nächsten Mal, wenn ein Transporter liegenbleibt, niemand die Erlaubnis des Fahrers abwartet.

Hinter dem Lastwagen steigt die Straße erst an und fällt wieder ab, sie fahren durch baumgesäumte Straßen mit Geschäftshäusern und Wohnblocks und passieren die Einmündung der Nebraska Street. In diesem Viertel wohnt Gerard. An der Seniorenresidenz »Sunrise Assisted Living Home« sitzen die Bewohner auf der Veranda, den Blick auf die Connecticut Avenue gerichtet. Das Tor der Feuerwache steht offen, und eins der beiden Löschfahrzeuge fehlt.

Zum ersten Mal fällt Gerard auf, dass es sich bei drei von einem Dutzend Läden in diesem Block um Tankstellen handelt.

Nur St. Paul's lutherische Kirche ist geöffnet, und Gerard sieht ein paar Leute hineingehen.

»Hier in der Gegend war es nicht mehr so ruhig, seit Fort Reno auf diesem Hügel stand«, bemerkt Les in Anspielung auf die größte Signalstation der Haupstadt zu Zeiten des Bürgerkriegs, die sich an der jetzigen Ecke Connecticut und Nebraska Avenue befand, wo bei Alarm rote Flaggen gehisst wurden. Heute wären sie wahrscheinlich auch gehisst.

Kurz bevor sie in die Connecticut Avenue einbiegen, bemerkt Gerard die offene Tür seines Lieblingsrestaurants,, Angler's Feast, ein kleines, familiäres Fischrestaurant. Hier haben er und Marisa an ihren Jahrestagen schon oft gegessen, mit Vorliebe die große Hummerplatte mit Dillsauce.

Der stämmige Besitzer — Jack Angler — ist gerade dabei, seinen auf der Busspur geparkten Toyota-Pick-up zu beladen. Auf der Ladefläche stapeln sich Kühltaschen und Tüten.

Jack winkt die beiden zu sich heran.

»Wir haben zu Hause nichts mehr zu essen«, sagt Jack. »Ich sehe mir dauernd auf BBC die Nachrichten aus Europa an. Das meiste Ol scheint unbrauchbar zu sein. Irgendeine Ol fressende Mikrobe ist außer Kontrolle geraten. In Deutsch-

land und Frankreich wurde der private Straßenverkehr verboten, um den noch brauchbaren Treibstoff zu sparen. Ich habe nur noch ein paar Kanister in der Garage, und wenn ich die Lebensmittel nicht sofort abhole, habe ich vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu. Wir werden unseren Gefrierschrank im Keller damit auffüllen.«

Jack grinst. »Wollen Sie den Rest kaufen? Sie können alles haben, was ich nicht brauche. Zu Speisekartenpreisen. Kein Extraaufschlag.«

»5p*eisekartenpr*eise?«, ereifert sich Les. *»Speisekartempreise* beinhalten die Zubereitung und das Servieren. Sie wollen uns Restaurantpreise für Lebensmittel abknöpfen, die wir bei Safeway kriegen können? Sie Halsabschneider!«

Jack wirkt verwirrt. »Ich pack noch Salat drauf«, versucht er zu scherzen, dann wird er wütend. »Sie sind beim Fernsehen angestellt. *Sie* werden bezahlt, auch wenn Sie nicht zur Arbeit gehen. Ich zahle Miete für diesen Laden. Ich zahle die Versicherung. Meine beiden Kinder gehen aufs College. Wissen Sie was? Sie können mich mal. Ich hab's mir anders überlegt. Verhungern Sie doch, oder gehen Sie zu Safeway, wenn der Laden überhaupt noch offen hat. Nächste Woche werden sich die Leute gegenseitig die Augen auskratzen, um an eine Dose Thunfisch zu kommen. Dann können Sie froh sein, wenn Sie noch eine für zehn Dollar kriegen.«

Jetzt packt auch Gerard die Wut, auf Jack, auf Hauser, auf Dubbs, auf die ganze Welt. Seine Kämpfernatur ist wieder erwacht. Wäre er fünfzehn, würde er den Mann jetzt verprügeln oder ihm einen Stein ins Fenster werfen. Doch während der Ausbildung bei Dr. Larch hat er gelernt, sich zu beherrschen. Und in diesem Moment ist ihm klar, dass die Leute in der Marion Street die Lebensmittel brauchen werden. »Jack, akzeptieren Sie Kreditkarten?«, fragt er knapp.

Jack blickt von einem zum anderen und wischt sich den Schweiß von der Stirn. »Gold wäre mir lieber«, antwortet er.

»Also gut, die Lebensmittel kann ich sowieso nicht retten, und wenn die MasterCard nichts mehr wert ist, geht auch alles andere zum Teufel. Nichts für ungut, Amigo«, sagt er zu Les. »Wir können die Sachen mit meinem Pick-up rüberfahren. Den Sprit berechne ich nicht. Und kommen Sie bei mir essen, wenn's wieder Benzin gibt. Okay?«

»Es wird stündlich schlimmer«, sagt Theresa Novak, als sie Gerard zwanzig Minuten später auf dem Handy anruft. Jack Anglers Lebensmittel - im Wert von siebenhundert Dollar - sind schon geliefert, und die Nachbarn haben sich in Gerards ausgebautem Keller versammelt. Der Anruf hat die Versammlung unterbrochen.

Gerard werde abgeholt und um fünf Uhr mit anderen Wissenschaftlern nach Fort Detrick gebracht. Er solle einen Koffer packen, er werde dort vielleicht einige Nächte verbringen müssen.

»Die saudischen Ölfelder sind fast ausnahmslos befallen«, erklärt Theresa. »Der Iran ist betroffen. Ebenfalls die OPEC-Länder. Selbst China. Pipelines. Tankschiffe. *Die Mikrobe ist überall, sie breitet sich aus, auch wenn sie noch nicht überall ihre zersetzende Kraft entwickelt hat.* Fast neunzig Prozent der Ölvorräte weltweit sind verseucht.«

»Wie konnte das so schnell geschehen?«

»Vielleicht befindet sich Delta-3 schon seit einer geraumen Weile in den Ölfeldern. So wird die Mikrobe mittlerweile von den Medien genannt, nach dem ersten Flugzeug, das abgestürzt ist. Das Zeug ist irgendwie da reingekommen und vermehrt sich seitdem unaufhaltsam. Oder vielleicht löst auch der Raffmierungsprozess erst das Wachstum aus, Greg. Egal ob es sich um einen Anschlag handelt oder um eine biologische Waffe, es gibt auf jeden Fall eine Inkubationszeit zwischen der Einführung und der Wirkung, so dass sich die Herkunft der Mikrobe nicht zurückverfolgen lässt. Ich hätte

mir gewünscht, dass Hauser Sie zu den Ölfeldern schickt. Sie sehen Dinge, die anderen entgehen.«

Gerard legt den Hörer auf und blickt in die Runde, in Gesichter, die noch am vergangenen Abend fröhlich waren und jetzt angespannt, blass und verängstigt wirken. Normalerweise sieht er sich mit den Nachbarn hier unten die Spiele der Redskins an. Heute ist der Fernseher auf Les' Sender eingestellt. In Kairo sind Aufstände ausgebrochen, nachdem die Muslim-Bruderschaft den Stopp des Ölflusses als Strafe Allahs bezeichnet und zum Umsturz des Regimes aufgerufen hat.

»Die Aufstände scheinen koordiniert zu sein«, sagt der Nachrichtensprecher, ein Ersatzmann. Der reguläre Sprecher konnte seinen Arbeitsplatz nicht erreichen.

Auf dem Bildschirm erscheint ein Satelliten-Wetterbild, auf dem man einen gewaltigen Wirbelsturm erkennt, der vom Atlantik her zur Küste von Florida unterwegs ist. Schwarze Punkte bezeichnen ein halbes Dutzend Schiffe, die infolge des Orkans gesunken sind, nachdem die Motoren nicht mehr liefen. Anschließend wird ein Foto eingeblendet, zu sehen ist eine Ansammlung kleiner Blockhütten hinter einem Stacheldrahtzaun, während ein Mann mit seiner Schrotflinte vor der Kamera herumfuchtelt. Die Bildunterschrift lautet: SURVIVALISTS IN IDAHO BEREIT.

Der Keller ist klein, mit Holzpaneelen verkleidet und mit Polsterstühlen und Sofas möbliert. Auf dem Tresen stehen Krüge mit Wasser und Orangensaft. An den Wänden hängen Familienfotos: Ferien am Strand von Rehoboth, die Kinder als Babys, die Hochzeitsreise von Gerard und Marisa, Gerard im Dschungel bei der Bekämpfung einer Epidemie. An den Fotos lässt sich die normale Entwicklung einer Familie ablesen: Paulos Fußballpokale, Annies Auszeichnungen für ihre Arbeit im Zoo, Marisa als Ski-Champion an der Uni, Gerard als junger Navy-Soldat neben dem stolzen Wilbur

Larch, durch dessen Empfehlung er zur militärischen Ausbildung gelangt war.

Gerard hat jahrelang bei Epidemien in Zaire, auf den Philippinen, in Gabun und Brasilien Sitzungen geleitet und verängstigte Menschen beraten, wie sie sich verhalten können.

Jetzt leitet er eine solche Sitzung in seinem eigenen Haus.

Er erklärt den Nachbarn, was im Weißen Haus vor sich geht und dass sie einen Plan für das Viertel brauchen, um die nähere Zukunft sicher zu überstehen.

Er rät ihnen, die Lebensmittel zu rationieren und aufzuteilen, und zwar am besten ab sofort. Wie sie nächtliche Patrouillen organisieren können, »für den Fall, dass die zivile Ordnung zusammenbricht«.

»Ist das nicht ein bisschen paranoid?«, fragt Julie Dent, eine der »Sirenen«, ein Stewardessen-Trio von American Airlines, das sich im kleinsten Haus der Straße eingemietet hat.

»Es kann nicht schaden, auf Nummer sicher zu gehen«, entgegnet Gerard.

Er bittet die Familien, sich mit Handzeichen zu melden. Wer hat zu Hause ein Mikroskop, vielleicht als Teil eines Wissenschaftsbaukastens der Kinder? Paulo hat eins. Falls das Benzin in einem Auto verseucht sei, erklärt Gerard, werde, man bis zum nächsten Tag selbst unter einem schwachen Mikroskop Hinweise dafür finden, da das Wachstum der Mikroben ausgesprochen schnell vor sich gehe.

»Dann wissen wir, welche Autos wir noch benutzen können, bis der Tank leer ist.«

Gerard fragt, ob irgendwer ein Auto besitzt, dessen Tank nicht erst kürzlich befüllt wurde. Dieses Auto müsse eigentlich funktionieren. Damit solle man zu Safeway fahren und Vorräte besorgen. Paulo ist schon am Morgen um acht mit dem Fahrrad dort gewesen, und der Filialleiter hat ihm gesagt, er habe seine Angestellten telefonisch angewiesen,

mit der U-Bahn zur Arbeit zu kommen. Der couragierte Filialleiter will den Laden um elf Uhr aufmachen.

Bob Cantoni meldet sich zögernd. »Wir haben unseren Suburban seit einem Monat nicht mehr benutzt. Aber Joanna und ich haben uns überlegt, die Kinder in den Wagen zu laden und in unser Landhaus in der Nähe von Winchester zu fahren. Wenn's hart auf hart kommt, kann man vom Land leben.«

Les Higuera bekommt einen Lachanfall.

»Vom *Land* leben? Du könntest doch noch nicht einmal eine Tomatenpflanze ziehen, wenn du eine Tüte Samen hättest«, prustet er.

Bob betrachtet seine Wampe, die ihm über den Gürtel quillt. »Stimmt. Nach einer Woche würde ich verhungern. Also gut, fahren wir zu dem Laden.«

Der Pastor ergreift das Wort. »Sollte sich das Problem bis zum Winter hinziehen, wird die Kirche sicherlich mit Heizöl versorgt werden.«

»Ich kann ja die Kinder hier bei uns unterrichten«, schlägt Marisa vor, »bis die Schule wieder öffnet. Das wird sie beruhigen.«

Annie macht ein Gesicht, als würde sie gleich losheulen. »Und wer kümmert sich um die kleinen Geparden im Zoo? Die brauchen eine besondere Pflege. Die *kennen* mich. *Ich will zum Zoo, und zwar sofort!*«

Plötzlich reden alle durcheinander.

»Ich hab schon immer gesagt, wir brauchen alternative Kraftstoffe!«

»Der Präsident hat bestimmt einen Plan.«

»Ich kann jedem beibringen, mit einer Schusswaffe umzugehen«, sagt Bob Cantoni. »Nur für den Fall der Fälle.«

Um halb zwölf stehen Gerard und Les vor dem Safeway-Supermarkt in einem Meer aus Fahrzeugen und Menschen, die

sich über die ganze Connecticut Avenue und selbst auf dem Rasen des Chevy Chase Circle verteilen. Zwei Polizisten versuchen halbherzig, für Ordnung zu sorgen. Die Öffnung des Ladens hat sich verzögert, weil die Angestellten Schwierigkeiten hatten, durch die Menge ins Innere zu gelangen. Mindestens achthundert Personen warten auf den Einlass.

Bob Cantoni hat den Suburban zwei Blocks weiter geparkt und ist beim Wagen geblieben. Autos stehen kreuz und quer herum. Die Fahrer haben die Motoren abgestellt, um Sprit zu sparen. Auch wenn es sich bei der Menge um gut situierte Bürger handelt, wird Gerard hin und her geschubst von Spitzenanwälten, Verwaltungsangestellten, Lobbyisten und Journalisten aus Washington. Die Leute halten sich Radios ans Ohr, und die Rede des Präsidenten schallt aus Hunderten offener Autofenster, selbst aus Ghettoblastern.

»Wir sind von einer unvorhergesehenen Krise überrascht worden.«

Der Filialleiter steht tapfer vor der Tür und wedelt um Ruhe bittend mit den Händen. Gerard kennt den Mann. Ali Mohammed ist pakistanischer Immigrant, ein junger Mann mit Familie, der ein gut gehendes Geschäft leitet und sicherlich schon bedauert, großherzig die Öffnung des Ladens angekündigt zu haben.

Gerard entdeckt im Inneren Angestellte an den Kassen, die ziemlich nervös wirken.

»Ich habe heute die Freigabe der strategischen Ölreserven angeordnet«, fährt der Präsident fort, »die sich in den Lagern der Salzbergwerke am Golf von Mexiko befinden. Dieses Öl ist sauber. Die Vorräte für den landesweiten Bedarf reichen etwa für zwei Monate, wenn wir umsichtig damit umgehen.«

Aber wenn die Pipelines ebenfalls verseucht sind, haben wir nicht einmal zwei Monate, denkt Gerard. *Dann können wir das Öl nicht transportieren.*

Die Menschen sind unruhig und angespannt.

»Ich habe die leitenden Behördenmitarbeiter angewiesen«, sagt der Präsident, »Listen der wesentlichen Einrichtungen und Personen zu erstellen, die mit Ol versorgt werden müssen. Wir werden nichtverseuchte Tanklastzüge vorübergehend requirieren, ebenso neue, vom Werk in Detroit kommende, um dieses Ol zu transportieren. Bei Bedarf werden wir das Ol rationieren.«

»Wir öffnen in drei Minuten!«, verkündet der Filialleiter. »Bitte stellen Sie sich in einer geordneten Schlange an.«

Der Präsident sagt: »Ich möchte Ihnen versichern, dass unsere Spitzenwissenschaftler Tag und Nacht daran arbeiten, diese Mikrobe zu vernichten. In der Zwischenzeit rufe ich alle Mitbürger dazu auf, Opfer zu bringen und dafür zu beten, dass wir eine Zeit lang mit weniger auskommen können.«

Wieder ist die Stimme des Filialleiters zu vernehmen. »Leider haben wir im Moment nicht das komplette Sortiment auf Lager. Unsere Transporter sind heute Nacht liegengeblieben.«

Aus der Menge schreit jemand: »Mach endlich auf, du Penner!«

Gerard erkennt Gordon Dubbs' Stimme.

Der Präsident weiter: »Jetzt ist die Zeit für uns gekommen, Stärke zu zeigen; die Familien und Nachbarn müssen zusammenhalten und sich gegenseitig unterstützen. Bilden Sie Fahrgemeinschaften. Reduzieren Sie die Heizleistung. Nehmen Sie ältere Verwandte bei sich auf. Ich rufe Betriebsleitungen und Angestellte von Fabriken, die weiterarbeiten, dazu auf, partnerschaftliche Vereinbarungen über Arbeitszeitbegrenzung und Drosselung der Produktion zu treffen ...«

Dem Filialleiter ist mittlerweile der Schweiß ausgebrochen. »Wenn ich die Türen öffne«, kündigt er an, »werden immer nur zwanzig Leute auf einmal in den Laden gehen.

Jeder kann maximal zehn Artikel kaufen. Sobald einer das Geschäft verlässt, wird der Nächste eingelassen. So kann jeder bedient werden.«

Die Menschen in diesem gutbürgerlichen Viertel sind es nicht gewohnt, klaglos hinzunehmen, dass man ihnen etwas verwehrt oder von ihnen verlangt, dass sie Anordnungen Folge leisten. Einige Männer gehen nach vorn und reden lautstark auf den Filialleiter ein, er solle gefälligst alle Leute einlassen. Oder fünfzig auf einmal. Oder nur den Kauf von sechs Artikeln erlauben. Oder die zuerst bedienen, die als Erste da waren.

»Gott, o Gott, genauso fing es 2003 in Kinshasa an«, raunt Les Gerard zu.

Jemand aus der Menge ruft: »Ich warte hier schon seit zehn Uhr darauf, dass geöffnet wird! Andere sind gerade *eben erst* gekommen.«

»Bis ich dran bin, gibt's nichts mehr!«

Der Präsident hebt die Stimme: »Normalerweise könnte unser Land einfach zusätzliches Ol kaufen. Aber fast alle Länder — auch die großen Ol exportierenden — befinden sich in derselben Situation wie wir. Soweit wir das im Moment beurteilen können, gibt es nur noch wenige kleinere Ölfelder in Ubersee, die möglicherweise sauber sind. In Gabun. In Sri Lanka. Indonesien. Wir werden versuchen, von diesen Ländern Ol zu kaufen. Aber alle anderen Länder werden es ebenfalls versuchen.«

Eine Stimme aus der Menge ruft dem Präsidenten zu: »Dann schick doch die Armee hin! Wir holen es uns!«

Ein anderer brüllt: »Und wie soll die Armee da hinkommen?«

Die Menge beginnt zu skandieren: »Auf-mach-en! Auf-mach-en!«

Der Präsident: »Ich möchte Sie alle daran erinnern, dass Amerika schon andere harte Zeiten gemeistert hat ...«

Der Manager schreit: »Wenn Sie nicht zurücktreten, werde ich mein Geschäft nicht öffnen!«

Les stößt Gerard an: »Lass uns von hier verschwinden.«

Der Präsident sagt: »Ich bin davon überzeugt, dass wir uns alle verantwortungsbewusst verhalten werden.«

Aus der Menge fliegt ein Stein ins Schaufenster und lässt die Scheibe zerbersten.

Ein Keuchen geht durch die Menge.

Und ein Mob von mehreren hundert Leuten stürmt in Richtung Eingang.

7. KAPITEL

31. Oktober. Nachmittags. Drei Tage nach dem Ausbruch.

Die *Pride of Denmark* würde dem Hurrikan normalerweise mühelos ausweichen können. Aber die Schiffsmotoren versagen den Dienst.

Das Flaggschiff der größten Kreuzfahrtreederei Floridas schlingert hundertfünfzig Kilometer westlich der Bahamas durch zwanzig Meter tiefe Wellentäler, verkündet der Nachrichtensprecher. Es gibt keine Möglichkeit, den Ort des Geschehens mit Kameras zu erreichen, daher kann Gerard an seinem Fernseher im Arbeitszimmer nur bestürzt ein Foto der *Pride* betrachten, die sich in einen unmanövrierbaren Kasten mit einem Gewicht von 79000 Tonnen verwandelt hat. Ihre Motoren sind ausgefallen. Der schwimmende Fünfsternepalast beherbergt 811 Crewmitglieder und 2031 Passagiere, von denen die meisten unter Deck im Dunkeln sitzen, denn die Stromgeneratoren werden ebenfalls mit Diesel angetrieben.

»Mayday. Mayday«, krächzt die Stimme des Kapitäns. Offenbar hat er für den Notruf ein batteriebetriebenes UKW-Funkgerät benutzt, dessen Signal vom TV-Sender ABC aufgefangen wurde. Die üblichen Bord-Land-Verbindungen sind außer Betrieb, ebenso wie die gesamte Steuerung, das Radar, die Pumpen und die Stabilitätskontrolle.

Zehn Stunden zuvor war die *Pride* mit voller Kraft unterwegs in Richtung Miami gewesen, um den Wirbelsturm zu umgehen, als die Motoren plötzlich zu jaulen und zu stottern

begannen. Sie kamen endgültig zum Stillstand, als das Auge des Hurrikans auf die *Pride* zuraste.

»Wir brauchen sofort Hilfe«, drängt der Kapitän.

»Läuft Wasser ins Schiff?«, fragt der Einsatzleiter der Küstenwache.

»Wir rollen entsetzlich.«

Das Meer sei schwarz, sagt der Nachrichtensprecher. Die Wetterstation sei vom Brückenhaus gerissen worden, als der Sturm mit einer Geschwindigkeit von mehr als zweihundert Kilometern pro Stunde die *Pride* erwischt habe. Soeben habe eine riesige Welle das Schiff in eine Schräglage von 34 Grad gebracht und beinahe das tödliche »Rollmoment« herbeigeführt, das ein Schiff unweigerlich zum Kentern bringt.

Der Sprecher der Küstenwache sagt: »Unsere Hubschrauber sind nicht einsatzfähig, Sir.«

O *Gott*, denkt Gerard, *die armen Leute*, während er sich ausmalt, wie die Besatzung versucht, das Schiff in der Balance zu halten. Die Panik in den Kabinen. Herumfliegendes Gepäck. Zerschellendes Geschirr in den Bordrestaurants. Familien, die sich orientierungslos und schreiend aneinanderklammern und die Wände nicht mehr vom Boden unterscheiden können.

Der Zweite Offizier, so der Nachrichtensprecher, sei vor zwanzig Minuten auf der Brücke erschienen und habe berichtet, dass Blackjacktische in Spielautomaten geschleudert wurden. Angetrunkene Passagiere seien dabei, die Lagerräume für Alkoholika im Starlight Nightclub aufzubrechen und sich beim Schein von Feuerzeugen über den Scotch herzumachen.

Der Kapitän hat offenbar angeordnet, die Rettungsboote klarzumachen. Aber niemand weiß, wie sie bei dem Sturm von Hand gewassert werden können.

Im Hintergrund schreit jemand: »O Gott, wir rollen auf sechzig Grad! Vorsicht, Riesenwelle!«

Ein Mann brüllt: »Mutter!«

Dann hört man nur noch Rauschen. Und der Mann von der Küstenwache, der die Frage wiederholt: »Können Sie mich hören?«

Gerard schaltet den Fernseher ab und versucht sich zu konzentrieren. In den vergangenen zwei Stunden hat er seine Koffer gepackt und Marisa dabei geholfen, eine Einkaufsliste zu erstellen. Batterien. Tiefkühlgemüse. Brot. Verbandsmaterial. In seinem Arbeitszimmer studiert er eingehend die Akten über die »merkwürdige Mikrobe«, während er auf die Ankunft des Transporters aus Fort Detrick wartet. Er bemüht sich, den pochenden Schmerz in seinem Kiefer zu ignorieren, wo ihn eine Frau im Gewühl des Supermarkts mit einer Packung Tiefkühlfleisch getroffen hat. Die Wunde schmerzt, ist jedoch sauber. Marisa hat sie mit Alkohol desinfiziert. Eine kleine Platzwunde, nichts Schlimmes.

Die ganze Szenerie hat mich an die Bandenkriege in meiner Jugend erinnert. Die Leute benutzen alles als Waffe, was sie in die Finger kriegen.

Er muss an die erwachsenen Männer denken, die wütend Schläge ausgeteilt haben, während er und Bob Cantoni den Filialleiter von Safeway in Sicherheit brachten, und daran, wie Gordon und Teddie Dubbs sich mit prall gefüllten Einkaufstüten davonmachten.

Einige von Washingtons Spitzenanwälten und Politikberatern haben den Laden fluchtartig verlassen, die Arme voller Spaghettipackungen und Cornflakesschachteln. *Genau wie meine Kumpels damals weggerannt sind, kaum dass die Polizei aufgekreuzt ist.*

Gerard wendet sich wieder den Texten zu, Büchern und Artikeln aus CDC-Zeitschriften, Wissenschaftsmagazinen, sogar Ausgaben des *National Geographie*, die unter seiner Schreibtischlampe gestapelt sind.

Vielleicht finde ich ja irgendwo einen Hinweis.

Er betrachtet Fotos von erst kürzlich entdeckten Bakterien, deren Existenz noch vor zehn Jahren von der Wissenschaft für unmöglich gehalten wurde.

»Deinococcus radiodurans in Dosenfleisch entdeckt«, liest er. »Der Kokkentypus überlebte Strahlungsdosen, die bisher alle Bakterien vernichtet hatten. Dieser zähen Kämpfernatur gelang es sogar, ihre Genome wieder zusammenzuflicken - sie hat sich sozusagen selbst repariert -, nachdem aufgrund der Bestrahlung die Zellmembran zerstört war.«

Er blättert eine Seite weiter. »In einer holländischen Hefefabrik sind Ammonox-Bakterien aufgetaucht. Ihre Zellwände enthalten sackartige Taschen, die mit giftigem Hydrazin gefüllt sind, einer Art Raketentreibstoff. Stellt sich die Frage, warum das Gift die Bakterie nicht tötet. Dafür hat niemand eine Erklärung. Sie existiert nicht nur unter Bedingungen, die die meisten Bakterien vernichten würden, sie ernährt sich darüber hinaus von Ammoniak. Bis vor zehn Jahren war diese Bakterie völlig unbekannt. Neueren Forschungsergebnissen zufolge existiert sie überall im Meerwasser. Dieses >unmögliche< Lebewesen gibt den Wissenschaftlern Anlass, die Funktionsweise des Stickstoffzyklus der Erde völlig neu zu überdenken.«

Gerard ist schon auf zahllosen Dinnerpartys in Washington Forschern begegnet — Akademiker, die nie miterlebt haben, welch qualvollen Tod Ebola-Opfer sterben —, die Bakterien als »Wunder der Natur« preisen. Gerard dagegen studiert Bakterien eher so, wie ein General sich mit Raketen beschäftigt. Statt zu Jugendgang-Zeiten gegen andere Menschen kämpft er nun gegen Bakterien.

Bakterien sind lebende Waffen, denkt er. *Sie entwickeln sich weiter. Immer wiederfinden sie einen Weg, plötzlich Millionen von Menschenleben auszulöschen. Aber meine Familie wird diesmal nicht dazugehören.*

Die Art von Bakterien, mit denen Gerard sich beschäftigt, gehört nicht zu der nützlichen Sorte, die den Brauern bei der Herstellung von Bier oder den Käseproduzenten bei der Produktion von schärferem Cheddar hilft. Sie gehört zu der Sorte, die aus gesunden Menschen Blinde macht oder ein menschliches Gehirn innerhalb von zwei Tagen in Brei verwandelt.

Gerard blättert weiter, bis er auf eine Schlagzeile stößt: HITZERESISTENTE MIKROBEN ENTDECKT.

Aufgeregt liest er den Artikel. »Labors benutzen Druckapparate, um Instrumente bei 100 Grad Celsius zu sterilisieren. Kein Lebewesen konnte bisher eine solch hohe Temperatur überleben. Dann entdeckten Ozeanographen das Bakterium *Thermus aquaticus* in unterseeischen Schloten — erloschenen Vulkanen —, das die Druckapparate überlebte.«

Gerard bemerkt, dass jemand das Zimmer betreten hat.

»Noch schockierender ist die Geschichte des Naturwissenschaftlers Paul Brown, der die Rinderseuche BSE studierte, die von Prionen, eine Proteinart, verursacht wird. Brown unterzog ein mit BSE infiziertes Kuhgehirn der Gefriertrocknung, erhitzte dieses eine Stunde lang auf 350 Grad Celsius und verfutterte es später an einen Hamster. Der Hamster wurde von dem Erreger befallen.«

»Dad? Ich weiß jetzt, wie sich die Mikrobe vernichten lässt.«

Paulo steht in seinem Fußballtrikot in der Tür, unter dem Arm einen Stapel Computerausdrucke und *Science-Kid*-Magazine. Gerard bedeutet dem Jungen mit einer Handbewegung, auf einem Stuhl Platz zu nehmen. Paulo sagt: »Mit Bleichmittel.«

»Meinst du das gute alte Clorox? Aus der Drogerie?«

Der Junge nickt eifrig und wedelt mit seinen Papieren. »Mom hat gesagt, dass Bleichmittel Bakterien töten. Dann könnte man doch auch Bleichmittel ins Benzin tun, bevor

es in den Tank kommt? Das Bleichmittel wird die Bakterien töten, oder?«

Gerard legt seinem Sohn einen Arm um die Schultern und wünscht sich, die Lösung wäre so einfach. Er erzählt ihm, was er von Os Preston erfahren hat, als das Thema Desinfektion zur Sprache kam. »Du bist ein kluger Junge, Paulo. Aber leider ist im Bleichmittel Chlor, und Chlor würde das Öl zersetzen. Vielleicht gibt es ja noch eine andere Chemikalie, mit der man die Mikrobe vernichten kann. Die Ölgesellschaften versuchen das mit allen Mitteln herauszufinden. Die Regierung ebenfalls. Alle arbeiten fieberhaft daran.«

»Dann wird das Problem also bald gelöst sein, oder?«

»Ich hoffe es«, erwidert Gerard so ehrlich wie möglich. »Aber selbst wenn wir eine Chemikalie finden, die Delta-3 vernichtet, müssen wir sie erst gründlich testen, um sicherzustellen, dass es auch wirklich funktioniert. Wir werden Monate brauchen, um die nötigen Labors einzurichten. Über acht Milliarden Barrel Ol müssen desinfiziert werden. Und Tausende von Kilometern von Pipelines.«

Paulo wirkt betroffen. »Aber der Mann im Fernsehen hat gesagt, dass wir nur fünfzig Tage, also ab heute nur noch siebenundvierzig Tage Zeit haben.«

Gerard wendet sich wieder den Büchern zu.

»Deshalb werden du und ich dabei mithelfen, herauszufinden, wie sich die Mikrobe vernichten lässt. Ich werde dich jeden Abend aus Fort Detrick anrufen.«

»Weil Wissenschaftler ihre Erkenntnisse austauschen sollen, stimmt's?«

»Ich werde dir so viel erzählen, wie ich kann.«

»Ach ja. Das hab ich ja ganz vergessen. Da ist eine Frau von Fort Detrick, um dich abzuholen. Colonel Novak sieht echt gut aus.«

Gerard springt auf. Ihm ist plötzlich heiß. Und er fühlt sich schuldig. Er will sie nicht hierhaben.

Warum kommt sie zu mir nach Hause, anstatt jemand anderen zu schicken?

»Ich habe gehört, wie sie Mom erzählt hat, dass alle wichtigen Pipelines verseucht sind«, sagt Paulo. »Das ist schlimm, oder?«

Bakterien.

Sie sind der Grund für alle wichtigen Entscheidungen in Gerards Leben. So klein, dass man sie ohne Mikroskop nicht erkennen kann, klein genug, um übersehen zu werden, dennoch groß genug, um Leben zu vernichten.

Bakterien sind der Grund, warum Gerard Paulo und Anne adoptiert hat.

»Es tut mir leid. Sie können keine Kinder zeugen«, hatte ihm der Arzt nach der jährlichen Gesundheitsuntersuchung gesagt — er war damals fünfundzwanzig.

Es war an einem kalten, verschneiten Märznachmittag. Gerard, Medizinstudent an der Universität Georgetown und gleichzeitig CDC-Mitarbeiter, war gerade von einem Einsatz im Amazonasgebiet zur Bekämpfung der Malaria zurückgekehrt, die viele Ölarbeiter das Leben gekostet hatte. Er selbst war davon verschont geblieben, hatte sich jedoch eine Mumps-Orchitis eingefangen, eine Nebenhodenentzündung, die mit hohem Fieber, geschwollenen Drüsen und schmerzenden Hoden einherging.

»Weniger als ein Prozent der Männer, die sich die Orchitis zuziehen, werden steril«, erklärte ihm der Arzt ausgesprochen freundlich.

»Was einem leider nichts nützt, wenn man der eine von hundert ist«, erwiderte Gerard.

Er setzte sich auf und ließ die Beine vom Untersuchungstisch baumeln, bemüht, sich den Schock nicht anmerken zu lassen. Über einem Stuhl lag seine Hose, aus deren Tasche eine Ecke der kleinen ledernen Schachtel mit den Ringen

hervorlugte. Gerard blickte an sich hinunter. Alles sah aus wie immer, aber plötzlich war alles anders.

»Sie können sich weiterhin eines lustvollen Sexuallebens erfreuen«, versicherte ihm der Arzt.

»Allein das Geld, das ich spare, weil ich keine Kondome mehr kaufen muss.«

»Abgesehen davon sind Sie gesünder als ein Pferd. Wollen Sie sich vielleicht mit einem Psychologen unterhalten, Greg?«

»Nein.« Gerard stand auf und griff nach seiner Hose. Gegenüber Fremden ließ er sich schmerzliche Gefühle nicht anmerken. Das hatte er schon als Kind gelernt, wenn er in Klügeleien verwickelt, von seinem Onkel geschlagen worden oder verängstigt in einer Zelle gelandet war. Man beißt die Zähne zusammen. »Ich hatte immer Angst, dass ich mir irgendwann von einem meiner Einsätze was mitbringe. Aber es ist schon merkwürdig, als Kind hatte ich nie Mumps«, sagte er.

»Das ist wirklich Pech. Es hätte Sie immun gemacht.«

Er verließ den Campus und überquerte die M Street in einem heftigen Schneesturm. Er lief den alten Treidelpfad am Potomac entlang und spürte das Gewicht der Schachtel mit den Ringen in seiner Hosentasche. Am Morgen hatte er schon für zwanzig Uhr einen Tisch im Palermo reserviert, Marisas Lieblingsrestaurant. An dem Abend standen ihre Lieblingsgerichte auf der Speisekarte. Spinat-Garganelli mit einer Sauce aus gelbem Pfeffer und Tomatenstückchen. Hauchdünnes sardisches Brot mit Bohnenpaste. Apfelpastetchen mit Zimt. Dazu einen Grauburgunder und als Höhepunkt schließlich der mit Smaragden verzierte Weißgoldring.

Steril.

Und *Kinder*, dachte er, als er eine Stunde später immer noch den Pfad entlangging und einem Vater mit zwei klei-

nen Jungs auf einem Schlitten begegnete, die dick eingepackt vor Vergnügen quietschten.

Sie will Kinder. Daran hat sie von Anfang an keinen Zweifel gelassen.

Also gut, sagte er sich. Ihre Familie hat Geld, und ich habe geklaut, um etwas zu essen zu haben. Ihr Vater hat als Skiläufer an einer Olympiade teilgenommen, während ich meinen nicht einmal gekannt habe. Sie ist aus dem Norden, ich stamme aus Georgia. Wahrscheinlich hat sie schlechte Angewohnheiten, die mir noch gar nicht aufgefallen sind. Wieso überhaupt heiraten? Die Hälfte aller Ehen wird sowieso wieder geschieden.

Okay. Das Leben geht weiter, halt dich nicht lange an Problemen auf. Man soll seine Zeit nicht damit vergeuden, über Dinge zu jammern, die man nicht ändern kann.

Ich mach Schluss mit ihr, dachte er, und an dem Abend, als er ihr eigentlich einen Heiratsantrag machen wollte, ließ er sich erst gar nicht in dem Restaurant blicken. *Ich will nicht, dass sie Mitleid mit mir hat.*

Also sagte er ihr, er hätte eine andere kennengelernt, und redete sich ein, er würde schon über sie hinwegkommen. Doch danach - noch Monate später - hatte er immer ihren Geruch in der Nase, obwohl sie gar nicht da war. In einem Labor oder beim Aufwachen auf dem Kopfkissen. Eine überraschende Duftspur von Marisa in einem Restaurant. Auf der Straße. Bei einem verdammten Air-India-Flug am anderen Ende der Welt.

Es war mehr als nur die Vertrautheit, die ihm fehlte. Ihm fehlten ihr Selbstbewusstsein und ihr Pragmatismus. Und das Wissen, dass sie ebenso wie er die bewusste Entscheidung getroffen hatte, Geben zu einem entscheidenden Wert in ihrem Leben zu machen. Dass sie, wenn sie sich einer Sache verschrieben hatte, unerschütterlich dazu stand. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich Gerard unvollständig.

Der einzige Mensch, dem er sich anvertraute, war Dr. Larch, als dieser im Juni zu einer Sitzung nach Washington kam. Sie trafen sich auf ein Bier in einer Kneipe.

»Sie hätten ihr die Entscheidung überlassen sollen«, sagte Larch.

»Was hätte sie denn da noch entscheiden sollen?«

»Auch ich habe einmal jemandem die Entscheidung abgenommen«, antwortete Larch so wehmütig, wie Gerard ihn noch nie erlebt hatte. »Ich hatte Angst. Wie Sie. Und ich habe mein Glück verspielt.«

»Ich kenne Marisa besser als Sie«, ereiferte sich Gerard.

Aber eine Woche später, als er spätabends nach Hause kam, saß Marisa im Flur vor seiner Wohnung. Die Beine ausgestreckt. Die Hände in Fäustlingen. Das hübsche Gesicht vor Wut funkelnd, Tränen in den Augen.

»Larch hat mich angerufen. Wie kannst du es wagen, über meinen Kopf hinweg eine Entscheidung zu treffen? Es gibt genug Waisenkinder auf der Welt, die Eltern brauchen. Das solltest du eigentlich wissen, du Idiot. Du bist selbst mal eins gewesen.«

Vierzehn Jahre Ehe, denkt er jetzt. Einige waren wunderbar, andere weniger, aber während all der Zeit hat er nie eine andere Frau ernsthaft begehrt — abgesehen von Theresa. Aber er hat der Versuchung nie nachgegeben. Sie beide respektierten die Ehe als Institution und seine Ehe im Besonderen. Theresas Exmann hatte sie betrogen, und sie hatte nicht vor, einer anderen Frau dasselbe anzutun. Aber manchmal sind die Begierden einfach da, und während jener Nächte auf den Philippinen hielt sich seine Begierde so hartnäckig wie eine Mikrobe.

»Colonel Novak«, begrüßt er sie förmlich und schüttelt ihr die Hand. Er spürt ihre warme Haut und ihre langen Finger und blickt ihr in die dunklen Augen, während Marisa sie

beide beobachtet. »Ich dachte, Sie müssten im Fort bleiben.« Seine Worte sind eine Warnung: Siehst du nicht, was mir meine Familie bedeutet? Nichts hat sich geändert.

Sie duftet nach Vanille. »Sie waren derjenige, der mir auf den Philippinen geraten hat: Bleiben Sie nicht im Labor hocken, gehen Sie an die Front. Vielleicht finden Sie dort Hinweise, die Ihnen Wochen im Labor ersparen.«

Zu Marisa sagt sie: »Tut mir leid, dass ich Ihren Ehemann entfuhren muss.« Dann fragt sie Gerard: »Was ist denn mit Ihrem Gesicht passiert?«

Marisa sagt Gerard dasselbe wie jedes Mal, wenn er aufbricht, um eine Epidemie zu bekämpfen.

»Töte das Biest, Greg, und komm heil wieder nach Hause.«

Er nimmt auf dem Rücksitz des Vans Platz. Theresa setzt sich nach vorn. Er nennt sie Colonel. Sie ihn Commander. Unter ihrer Förmlichkeit spürt er die Anspannung. Ihre gegenseitige Anziehung auf den Philippinen hatte damit begonnen, dass sie jeden seiner Gedanken zu Ende zu denken schien. Wenn er nach einem Werkzeug langte, hielt sie es schon bereit. Das hatte nichts mit Flirten oder Koketterie zu tun. Es lief nicht einmal bewusst ab. Sie waren einfach auf der gleichen Wellenlänge.

Möchte wissen, wie es bei Safeway nach den Ausschreitungen aussieht, denkt er.

Sie sagt: »Wir sind vorhin bei Safeway vorbeigekommen. Der Laden ist völlig demoliert.«

Wie viele Fahrzeuge es wohl im Fort gibt, die noch funktionieren?

»Die meisten Autos in Detrick fahren noch«, sagt sie, während der Van sich durch die liegengebliebenen Wagen auf der Connecticut Avenue in Richtung Chevy Chase schlängelt. In allen Wohnungen brennt Licht, da die Leute zu Hause bleiben. Auf der Straße fährt ein Streifenwagen.

Über einen Nachrichtensender, der im Hintergrund läuft, werden sie ständig auf dem Laufenden gehalten. Bei Epidemien, weiß Gerard, kann es üble Folgen haben, wenn einem wichtige Informationen entgehen. Jetzt gerade wird Os Preston bei sich zu Hause interviewt.

»Die Katastrophe wird sich wahrscheinlich in Etappen ereignen«, sagt er. »Zuerst wird die Treibstoffversorgung zusammenbrechen. Dann die Lebensmittelversorgung. Die Fabriken werden ihren Betrieb aus Mangel an Schmierstoffen einstellen. Zwischenzeitlicher Stromausfall. In einem Stadtviertel gibt es vielleicht noch Strom, in einem anderen nicht. In einer Gegend werden die Telefone funktionieren, in einer anderen nicht. Schließlich überlappen sich die Gebiete, und dann geht nichts mehr.«

Die Temperaturen sinken. Die Marion Street braucht Heizöl.

»Sieht aus, als könnte es schneien. Ich hoffe, Sie haben genügend Heizöl.«

Ich hoffe, sie weiß auch, woran ich im Moment denke.

Denn der erste Schnee erinnert ihn jedes Jahr wieder daran, wie er Marisa kennengelernt hat.

Er war Medizinstudent und entdeckte sie auf einer Party. Es war eins dieser Samstagabendgelage in Adams Morgan mit voll aufgedrehter Rapmusik und beiseitegeschobenen Möbeln, mit Pizzaschachteln und Weinflaschen auf Tischen und Kommoden, selbst auf dem Fußboden. Ein Feuer aus Kiefernholz knisterte im Ofen. Draußen tobte der erste Schneesturm des Jahres, weshalb die Nachtschwärmer nicht wegkamen. Zum Glück hatte Gerard am nächsten Tag keine Seminare und auch beim CDC frei.

Und dort, quer durch den überfüllten Raum, wie sie seither unzählige Male gewitzelt hatten, knüpfte er Blickkontakt mit einer schlanken, langhaarigen Blondine in Jeans und einem schwarzen, ärmellosen T-Shirt. Von der Uni her kannte er sie nicht.

Ehe er sichs versah, war es zwei Uhr morgens. Sie hatten stundenlang geredet. Ihr Begleiter war schon gegangen. Gerard konnte den Blick nicht von ihr wenden. Von ihren schräg stehenden grünen Augen bekam er ganz weiche Knie und Herzklopfen. Die Art, wie sie tanzte, erregte ihn. Er hatte Erfahrung mit Frauen. Seit dem vierzehnten Lebensjahr hatte er Sex. Aber er war noch nie einer Frau begegnet, die ihm - anfangs - so aufregend und zugleich so vertraut erschien, anders und doch ihm ähnlich, offen für alles, aber mit beiden Füßen fest auf dem Boden.

»Hast du Lust, noch woanders hinzugehen?«, hatte er sie nach einer ganzen Weile gefragt.

Anstatt ihm eine Antwort zu geben, musterte sie seine Schuhe. »Größe zehneinhalb, stimmt's?«

»Bist du Fußfetischistin oder so was?«

»Komm mit«, kicherte sie, und eine halbe Stunde später, nach einem Fußmarsch durch hohe Schneewehen, war er mit ihr die drei Treppen zu ihrer Wohnung hochgestiegen, die sie mit zwei anderen jungen Frauen teilte, Absolventinnen der Columbia University und jetzt Mitarbeiterinnen bei Teach-for-America. Was er erwartet hatte, traf nicht ein. Sie öffnete einen Wandschrank im Flur und holte ein Paar Langlauf-Skistiefel Größe zehneinhalb heraus. Und eine wasserfeste Jacke mit Pelzkragen. Und Skihandschuhe, Gamaschen und lange Glasfiber-Skier, alles von einem Mann.

»Die Sachen müssten dir eigentlich passen, Greg.«

»Mir wär's lieber gewesen, du wärst Fetischistin.«

»Komm, wir leisten dem guten alten Abraham ein bisschen Gesellschaft. Der arme Kerl sitzt da draußen ganz allein in der Kälte auf seinem Stuhl fest.«

»Wessen Stiefel sind das eigentlich?«

»Schon eifersüchtig?« Aber es gefiel ihr, und sie hatte richtig getippt.

Washington kommt schon allein bei der Erwähnung des

Wortes »Schnee« zum Stillstand. Seine Einwohner planen /war Kriege, lassen aber das Auto stehen, sobald die ersten Schneeflocken fallen. Gerard glitt durch frischen Pulverschnee hinter der Blondine her, vorbei am beleuchteten Weißen Haus, über den Paradeplatz zur schneebedeckten Mall am Potomac. Sie sei in Middlebury ein Langlaufski-Ass gewesen, erzählte sie ihm, und habe sogar für die Olympischen Spiele trainiert, sei allerdings nicht ins Team aufgenommen worden. Aufgewachsen sei sie in Manchester, Vermont, wo ihr Vater sie als Kind sogar in Schneestürmen zum Skifahren mitgenommen habe.

»Eines Tages möchte ich dasselbe auch mit meinen Kindern machen. Ich hätte gern eine Tochter und einen Sohn«, sagte sie ihm.

Bisher hatte das Wort »Kinder« für Gerard stets das Ende einer Beziehung signalisiert. Genau genommen hatte es ihn in der Meinung bestärkt, dass die betreffende Frau nicht die richtige für ihn war. Aber als er neben dieser langbeinigen jungen Frau dahinglitt, klang das Wort »Kinder« in seinen Ohren plötzlich ganz anders. Er war ein entschlossener Typ, der wusste, was er wollte, wenn er es sah. Und nun hatte er soeben den Heimathafen gesichtet.

Ganz abgesehen davon, sah sie in diesem magischen Schneetreiben so verdammt schön aus mit ihrem wehenden Pferdeschwanz und dem Schnee auf den Wimpern. Die schlanken Schultern, die sich unter den Schneeflocken auf ihrem roten Anorak abzeichneten. Und diese schräg stehenden Augen, die unter der heruntergezogenen Pudelmütze hervorfunkelten.

»Ich möchte Lehrerin werden«, erklärte sie ihm auf den Stufen des Lincoln Memorial, wo sie völlig durchnässt unter den großen traurigen Augen Abraham Lincolns Whiskey Soda aus einem Bocksbeutel tranken. »Ich möchte Kindern helfen.«

»Ich möchte bei der Bekämpfung von Epidemien helfen.«

Das hatte er schon oft gesagt. In diesen Worten lag nichts Spektakuläres. Aber ihre Anwesenheit verwandelte das Normale in etwas Außergewöhnliches, stachelte seinen Ehrgeiz an, verlieh ihm Energie. Gerard hatte nie davon geträumt, reich oder berühmt zu werden. Materielle Werte bedeuteten ihm nichts. Er spürte, dass diese Frau seine grundsätzliche Lebensauffassung teilte. Und er brachte den Mut auf, sich von Anfang an einzugestehen - um nur ja keinen Fehler zu machen -, dass er sich nach Beständigkeit sehnte.

Als sie zur Morgendämmerung wieder in ihre Wohnung zurückkamen, wusste Gerard, dass er gerade eine seiner großartigsten Nächte erlebt hatte. Er fror, war hungrig und glücklich. Sie backten Omeletts in ihrer Miniküche, hackten Pilze, rote Paprikaschoten und Cheddar. Der gemeinsame Rhythmus der beiden Messer sorgte für eine anheimelnde Stimmung. Zum Nachtisch gab es eine Scheibe Sauerteigbrot mit Apfelkraut und Kakao mit Sahne.

Sie schliefen gemeinsam auf einem Sofa ein, aber zu mehr kam es nicht.

Später jedoch verbrachten sie immer wieder ganze Wochenenden im Bett.

Du bist schön, Theresa, denkt er jetzt, *aber zwischen uns wird nichts passieren. Ich hoffe, das ist dir klar. Ich hoffe, das wird kein Problem. Denn du bist jetzt mein Boss.*

Im Autoradio wird eine Pressekonferenz aus Chicago übertragen, bei der die Bürgermeisterin erklärt, dass sie den weißen Vierteln nicht mehr Kraftstoff zuteilen wird als den schwarzen. Der für Chicago rationierte Kraftstoff werde allerdings vorrangig Mitarbeitern wichtiger Einrichtungen zugeteilt, damit sie Fahrgemeinschaften bilden können, um zu ihren Arbeitsplätzen in Krankenhäusern, Kraftwerken, bei

den Behörden und der Polizei zu gelangen. Solange noch sauberer Kraftstoff zur Verfugung stehe, werde es in den Gebieten außerhalb des Einzugsbereichs der Innenstadthochbahn »El« eingeschränkten Busverkehr geben.

»Die Panikmache um das Ol ist ein Schwindel. Wetten, dass die Juden dahinterstecken?«, sagt ein Mann, der auf der Straße interviewt wird. »Bald werden sie verkünden, dass sie ein Gegengift gefunden haben, und einen horrenden Preis dafür verlangen.«

Theresa sagt zu Gerard: »Ich weiß, dass Sie sich darüber ärgern, im Fort festgenagelt zu werden. Aber Hauser rückt keinen Millimeter von seiner Position ab. Sie dürfen nicht reisen. Sie haben Zugang zu allen Labors. Und einen Mitarbeiterstab, der Sie bei der Forschung unterstützt.«

Aufgrund einer aktuellen Meldung wird die Pressekonferenz im Radio unterbrochen. »Als der leitende FBI-Mitarbeiter Bill Niles heute Morgen von einer Sitzung im Weißen Haus nach Hause zurückkehrte, fand er seine Frau und seine drei Kinder ermordet vor. Laut Aussage eines FBI-Sprechers wurde am Tatort eine Notiz hinterlassen, die Koranzitat und einen Hinweis auf eine Verbindung zu Delta-3 enthält.«

Mein Gott, eine ganze Familie!

»Ein Stab?«, fragt Gerard. »Wie groß?«

»Ursprünglich hatte ich sechs Leute eingeplant.« Plötzlich wirkt sie verlegen. »Spezialisten des Verteidigungsministeriums für die Uberprüfung von Lieferwegen. Olexperten des Energieministeriums. Softwarespezialisten der Umweltbehörde. Ein komplettes Team.«

»Was meinen Sie mit >ursprünglich<? Was hat sich geändert?«

Theresa dreht sich zu ihm um und sieht ihn an, während der Van vom East West Highway in ein bewaldetes Vorortviertel fuhrt und kurz darauf in eine halbkreisförmige Auf-

fahrt eines modernen Apartmentblocks einbiegt. Der Fahrer steigt aus und geht in das Gebäude.

»Hauser hat Leute abgezogen, die die Morde untersuchen sollen«, sagt Theresa. »Das hat für ihn Priorität.«

»Und aus wie vielen Leuten genau besteht mein >Team< jetzt noch?«

»Aus dem Experten für die Überprüfung von Lieferwegen. Er wohnt hier.«

»Eine einzige Person?«

»Soweit ich gehört habe, ist er sehr gut.«

»Und was ist mit den Leuten, die die Flüssigkeitshersteller überprüfen sollen? Hat Hauser die auch nach Washington beordert? Das wäre ein großer Fehler.«

»Alle Teams müssen jetzt neu eingeteilt werden.«

Der Fahrer kommt wieder zurück, gefolgt von einem bleichen braunhaarigen Mann mit der Statur eines Linebackers beim Football. In seiner riesigen Hand wirkt der Seesack wie ein Spielzeug. Massige Schultern zeichnen sich deutlich unter einem Rollkragenpullover ab. Als der Mann einsteigt, bemerkt Gerard die roten Ränder um seine blassblauen Augen. Entweder ist der furchteinflößende Typ krank, oder er hat geweint. Seine Stimme ist leise und angespannt.

»Hallo, Sir. Ich bin Jim Raines.«

Der Van fährt zurück auf den East West Highway, um den nächsten Fahrgast abzuholen, einen Spezialisten für Umweltgifte, der von der Umweltbehörde nach Fort Detrick abgestellt worden ist.

In Bezug auf Menschen vertraut Gerard seinen Instinkten. Jim Raines dünstet aus jeder Pore Probleme aus.

»Was fehlt Ihnen?«, fragt Gerard.

»Sir?« Der gequälte Blick bestätigt Gerards Vermutung.

»Wenn Sie mit mir zusammenarbeiten und ein Problem haben, möchte ich darüber Bescheid wissen. Und zwar jetzt gleich.«

Raines rückt mit seiner Geschichte heraus. Seine Frau ist hochschwanger, sie steht kurz vor der Niederkunft. Aber wie soll sie ins Krankenhaus gelangen? Die Familie ist erst kürzlich nach Washington gezogen. Sie haben noch keine Freundein der Stadt. Ihr Mazda ist liegengeblieben. Alle Taxiunternehmenhaben den Betrieb eingestellt, es fahren keine Vorortbusse. Zu allem Unglück sitzt Mrs Raines' Arzt in Hawaii fest, wo er seinen Urlaub verbracht hat.

»Wir haben es bei der Polizei versucht«, sagt Raines. »Die meinten, wir sollten 911 anrufen, sobald das Baby kommt. Aber die meisten Krankenwagen und Streifenwagen sind außer Betrieb. Niemand kann einem sagen, ob sie ersetzt werden.«

»Haben Sie versucht, einen anderen Arzt für Ihre Frau zu finden?«

»Ich hatte eigentlich vor, Sie zu fragen, ob wir sie ins Krankenhaus bringen können, aber dort hat man mir gesagt, sie würden keine Patientinnen mehr annehmen, es sei denn, die Geburt hat bereits eingesetzt. Ein Krankenhaus sei schließlich kein Hotel.«

Kurz vor Gerards Ankunft, fährt Raines fort, sei er verzweifelt von Tür zu Tür gegangen und habe die Nachbarn gefragt, ob irgendjemand noch über ein funktionierendes Auto verfuge und seine Frau ins Krankenhaus bringen könne, wenn die Wehen einsetzten.

Gerard fordert den Fahrer auf zu wenden. »Holen Sie Mrs Raines ab.«

Raines sagt: »Aber, Sir, die Leute im Krankenhaus haben gesagt —«

»- was sie in einer Katastrophensituation immer sagen. Wir werden versuchen, einen Ort zu finden, wo Ihre Frau bleiben kann. Und außerdem, Raines, möchte ich, dass Sie gute Arbeit leisten. Sie sind mein ganzer Stab.«

Dem Hünen treten Tränen der Erleichterung in die Au-

gen, und das tun sie eine halbe Stunde später erneut, als eine Krankenschwester im Krankenhaus erklärt, Mrs Raines könne bis zum Einsetzen der Wehen in ihrer Wohnung auf der anderen Straßenseite bleiben. »Ist ja wohl das Mindeste, was ich tun kann, um Delta-3 zu bekämpfen«, sagt sie.

»Sobald es um meine Familie geht, bin ich ein Weichei«, gesteht Raines, als sie wieder im Van sitzen. Im Radio macht ein ehemaliger General den Vorschlag, die Stadt in »Benzinzonen« einzuteilen, um die Funktionsfähigkeit der Behörden zu gewährleisten, auch wenn das bedeute, dass andere Gebiete kein Benzin bekämen. »Ich bin der verdammt beste Fahnder im Verteidigungsministerium. Wenn es irgendwelche Unstimmigkeiten in den Frachtpapieren gibt, dann finde ich sie. Wenn die krumme Dinger drehen, bin ich fast so gut wie ein Augenzeuge. Ich bin Ihr Mann, Sir. Nach allem, was Sie für mich und Elizabeth getan haben, bin ich bis an mein Lebensende Ihr Sklave.«

8. KAPITEL

1. November. Vormittag. 4 Tage nach dem Ausbruch.

Als Clayton Cox seinen heißen Kaffee, das zwei Tage alte Blaubeerteilchen und die magere Ausgabe der *Washington Post* bezahlt, die nur noch in begrenzter Auflage erscheint, schießt das gepanzerte Einsatzfahrzeug des FBI einen halben Block entfernt um die Ecke und rast auf ihn zu.

Ausgezeichnet, denkt er. Genau im richtigen Moment!

Es ist 7 Uhr 59, und er befindet sich auf dem Kapitolshügel in einem Eckcafe mit Zeitungs- und Süßigkeitenverkauf gegenüber dem alten Eastern Market, in Fußnähe zum Senat und zum Repräsentantenhaus. Offenbar durch die Nähe zur U-Bahn hat der Eigentümer es bewerkstelligt, Nachschub zu beschaffen. Vielleicht verkauft er aber auch nur die Vorräte, die er gebunkert hat, zum doppelten Preis an seine Stammkunden, die heute zur Arbeit gehen.

PRÄSIDENT ORDNET WIEDERAUFNAHME DES BEHÖRDENBETRIEBS AN, titelt die *Post.* IN EINGESCHRÄNKTEM UMFANG.

Der sich nähernde schwarze Ford jagt im letzten Moment knapp an Clayton vorbei und kommt mit quietschenden Bremsen vor einem ärmlich wirkenden ehemaligen Geschäft auf der anderen Straßenseite zum Stehen. Auf einem handgemalten Schild im Schaufenster steht in schwarzen Buchstaben: »Neue Ibrahim-Moschee«.

Macht sie fertig, denkt Clayton.

Das FBI, weiß Clayton aus dem Video der vergangenen

Nacht, das sein Mentor aufgezeichnet hat, wird zu dieser Stunde gleichzeitig Razzien in Moscheen im ganzen Land durchfuhren, außerdem in Abteilungen für Arabistik an den Universitäten, bei arabischsprachigen Zeitungen und in den Wohnungen von Immigranten aus dem Nahen Osten. Sie werden jeden verhaften, der auf ihren Beobachtungslisten verzeichnet ist.

Nach dem Gemetzel im Haus der Familie Niles dürsten sie nach Rache.

Die anderen Kunden in Mickie's Market haben noch gar nicht bemerkt, dass eine Razzia bevorsteht. Sie sind damit beschäftigt, die Zeitungen zu lesen, die - so befürchten sie - möglicherweise nicht einmal auf dem neuesten Stand sind.

Weitere Schlagzeilen lauten: UNBRAUCHBARE PIPELINES LASSEN DEN MITTLEREN WESTEN HUNGERN und AUSBLEIBENDE KOHLELIEFERUNGEN SORGEN IN MARYLAND FÜR STROMAUSFALL.

Ein Sondereinsatzkommando des FBI springt aus dem Ford, blaue Jacken, kugelsichere Westen, automatische Waffen im Anschlag. Knallende Stiefelabsätze.

Hinter Clayton keucht ein Kunde: »Herr im Himmel! Sie stürmen die Moschee!«

Cox nippt an dem schalen, überzuckerten Kaffee und vermisst das starke Getränk, das er als Soldat in der Wüste aufgebrüht und bei Sonnenaufgang aus kaputten Tassen geschlürft hat. Aber man muss mit dem auskommen, was man hat. Man macht sich nicht zum Sklaven seiner Gewohnheiten, wie sein Ururgroßvater schrieb. Man isst tagelang nichts, obwohl man hungrig ist. Wenn man satt ist, stopft man sich mit Essen voll, das man nicht ausstehen kann. Man fügt sich Verbrennungen zu, man gewöhnt sich an Schmerz, Veränderung, Schlafmangel.

Und jetzt entdeckt Clayton Scharfschützen mit Zielfernrohren auf den Dächern gegenüber, während eine zweite

Sondereinheit aufmarschiert: eine veritable Zurschaustellung amerikanischer Polizeimacht. Schwarze FBI-Chevrolets mit zwei Meter langen Antennen. Weiße Streifenwagen mit dem goldfarbenen Logo der Hauptstadt.

Bei dieser besonderen Razzia will jeder dabei sein.

Was seine Schlussfolgerungen aus dem Sex-und-Info-Video bestätigt, das er sich letzte Nacht angesehen hat: Das FBI hat die Spuren, die Clayton am Niles-Tatort zurückgelassen hat, identifiziert - Erde von dem Bauprojekt außerhalb der Neuen Ibrahim-Moschee und mit Naturfarben gefärbte Stofffasern, die die Computer der Moschee zugeordnet haben, denn natürlich hat das FBI die Datenbanken über Moscheen durchforstet, deren Existenz immer wieder abgestritten wird.

Diese Moslems wissen gar nicht, wie ihnen geschieht.

Das kann Clayton nur recht sein. Er verabscheut alle Religionen gleichermaßen. Seine Erinnerung schweift kurz zurück, er spürt, wie sich dicke Finger in seine Schulter bohren, riecht Tabak und Testosteron und sieht zwei Männer mit Gesichtsmasken, die im Zelt des Flüchtlingslagers seine Mutter niedergedrückt halten und ihren Kopf an den langen Haaren hochreißen. Der dritte Mann - der das Messer hält - sagt auf Arabisch: »Du hast dich von dem Olmann schänden lassen. Du hast Gott beleidigt.«

Der kleine Clayton kann sie nicht aufhalten. Er ist erst acht.

Aber den Letzten von den dreien habe ich an meinem achtzehnten Geburtstag getötet, in Amman. Er konnte sich sogar an mich erinnern.

Clayton wendet sich wieder der Neuen Ibrahim-Moschee zu, wo er an einem Mittwochmorgen vor drei Wochen von der Koranstudien-Gruppe willkommen geheißen wurde, als er — wie viele blonde Flüchtlinge aus Tschetschenien oder Bosnien vor ihm - die Moschee betrat. Ein Pilger. Ein Freund. Ständig tauchen Fremde auf und gehen wieder.

Der Imam der Moschee predigt gegen die Terroristen.

Nach dieser Razzia wird er nicht mehr so moderat sein.

Die Gäste im Cafe telefonieren aufgeregt und machen mit ihren Handys Fotos von der Razzia, um sie gleich zu versenden. Einige Passanten bringen sich ängstlich im Cafe in Sicherheit. Andere drängen hinaus, um einen besseren Blick zu haben.

»Schnappt euch die Araber!«, schreit ein Weißer im Regenmantel.

Eine kleine Schießerei würde wieder mehr Bewegung in den Laden bringen, denkt Clayton, als ginge es um ein höhepunktarmes Footballspiel.

Prompt geht sein Wunsch in Erfüllung. Aus dem Innern der Moschee hört er einen Schuss. Klingt wie eine M-16.

Es ist wie beim Angeln. Man braucht nur einen Köder ins Wasser zu werfen.

»He, Sie da!«, ruft eine Frau. »Runter mit Ihnen!«

Als Cox sich umdreht, wundert er sich, wo die anderen Gäste geblieben sind. Alle haben sich zu Boden geworfen. Ein harmloser Schuss, und schon wähnen sie sich im Krieg.

Ich habe einen Fehler gemacht. Sie starren mich an, und ich falle auf weil ich stehen geblieben bin.

Also spielt er den Naiven und sagt: »Das war doch gar kein Schuss, das war bloß eine Fehlzündung, mehr nicht.«

»Hören Sie, ich war in der Armee. Das war definitiv ein Schuss!«

»O mein Gott.«

Clayton wirft sich ebenfalls zu Boden. Jetzt ist er einer von ihnen.

Cox, »der Pendler«. Heute »der Büroangestellte«. Wie mehrere tausend angeblich wichtige Angestellte, Anwälte, Lobbyisten, Kongressmitarbeiter und Cafeteriaangestellte, die ihre Tage damit verbringen, Uncle Sam zu dienen, und zur Arbeit einbestellt worden sind, hat er die U-Bahn zum

Kapitolshügel genommen, die mittlerweile seltener verkehrt, aber noch in Betrieb ist, zumindest vorläufig noch.

Genau wie mein Mentor es vorhergesagt hat.

Der gestrige freie Tag, als weder Banken noch Tankstellen geöffnet waren, ist vorüber. Seit sechs Uhr früh sind wieder Privatfahrzeuge unterwegs, zumindest so lange, bis ihnen der Sprit ausgeht. Und anschließend werden die Leute sich mit den Versicherungen anlegen - auf jeden Fall wird niemand den Politikern vorwerfen, sie hätten das Autofahren verboten.

Cox ist begeistert von der Weitsicht seines Mentors, der - wie üblich — die Reaktion der Behörden vorhergesehen hat:

»Zuerst werden sie in Panik geraten und den Benzinverkauf stoppen. Sobald sie festgestellt haben, welche Vorräte noch brauchbar sind, werden sie die Restriktionen wieder erleichtern. Den Amerikanern kann man das Autofahren nicht verbieten. Das wäre so, als würde man ihnen das Essen untersagen. Sie glauben, Gott hätte ihnen die Autos gegeben.«

Aus der Moschee ertönt noch ein Schuss.

»Das war eine Pistole«, schreit der »Waffenexperte« auf dem Boden. »Sehen Sie bloß! Sie kommen in unsere Richtung!«

Cox sieht zwei Männer — Zivilisten — aus der Moschee auf die Polizisten und FBI-Leute zulaufen.

Einer der beiden bleibt plötzlich stehen und reißt die Hände hoch. Als der andere trotzdem weitergeht, fallen Schüsse, und der Mann zuckt, wird nach hinten geschleudert und schlägt gegen einen Hydranten, von wo er auf den Boden rutscht.

Für Clayton nichts sonderlich Aufregendes. Hunderte Male hat er mit angesehen, wie Menschen erschossen wurden. Dennoch täuscht er Erschütterung vor. »Großer Gott.« Um sich herum spürt er schockiertes Schweigen. Die Aktion ist beendet. Schreckensbleich beginnen die Kunden sich aufzurappeln.

Auf der Straße bildet sich eine Menschenmenge, als die Nachbarn aus ihren Häusern strömen, um den Ort des Geschehens zu inspizieren.

Die Cafegäste machen sich eiligst auf den Weg in die Sicherheit ihrer Büros im Dirksen- oder Rayburn-Gebäude. Sie können es nicht erwarten, durch den schützenden Ring aus bombensicheren Betonbarrieren in ihre erbärmlichen Schlupflöcher zu gelangen — ins Ministerium für Panik, ins Büro für faule Ausreden, in die Geschäftsstelle der Inkompetenz und in die Unterausschüsse der Verwirrung.

Beim Hinausgehen fragt Cox den Ladenbesitzer, ob er später noch weitere Zeitungen erwartet, die *Times*, die *London Telegraph* und andere Tageszeitungen aus aller Welt, die normalerweise seine Regale füllen.

»Wir kriegen nichts mehr«, erwidert der Mann. »Die *Post* haben wir nur deshalb, weil das Cafe direkt neben der U-Bahn liegt. Verdammt, selbst Radio WTOP sendet nicht. Die haben keine Leute, weil kein Mensch mehr weiß, wie er an seinen Arbeitsplatz gelangen soll.«

Höchste Zeit für Clayton, das nächste Sex-und-Info-Video abzuholen.

»Das wird sich wieder einrenken«, versichert Clayton ihm, »jetzt, wo Homeland Security die Verbrecher unschädlich macht. Ich habe Vertrauen in unsere Wissenschaftler. Amerika gewinnt immer.«

Fort Detrick wurde fünfzig Kilometer außerhalb von Washington errichtet, in Frederick, Maryland, in den Ausläufern der Catoctin Mountains, um die Labors im Falle eines Nuklearkrieges zu schützen. Falls eine Bombe die Hauptstadt träfe, so die Planer, würden die tödlichen Bakterien, die in Detrick gelagert sind — Cholera, Ebola und Anthrax —, nicht entweichen können.

»Unsere bisherigen Erkenntnisse habe ich für Hauser auf

eine CD-ROM gebrannt«, sagt Theresa. »Setzen Sie sich zu mir, Commander. Sehen Sie sich das an.«

Auf dem Weg hierher auf der Interstate 270 sind sie an Soldaten vorbeigefahren, die die Konvois aus Lebensmitteltransportern und Tanklastzügen in Richtung Washington, D.C., schützen sollen. Fort Detrick wirkt eher wie der Campus einer Forschungsstätte als eine militärische Festung, Zivilisten und Soldaten arbeiten hier gemeinsam. Die Labors sind in roten Backsteingebäuden untergebracht, durch deren Fenster man einen Blick auf Rasenflächen hat, Eichen mit herbstlich orangefarbenem Laub, einen Fußballplatz, auf Wohntrakte für Soldaten und jede Menge Baustellen. Jeep-Konvois verlassen regelmäßig das Fort, um neue Mitarbeiter abzuholen. Konvois mit Ausrüstungsgegenständen treffen aus der Umweltschutzbehörde oder den TIGR-Labors für Gentechnik in Baltimore ein. Wenn der Sprit knapp wird, müssen die beteiligten Organisationen auf dem Gelände einer einzigen Einrichtung zusammengefasst werden, hatte Theresa erklärt, bevor am vergangenen Abend der Strom ausfiel. Der diensthabende General ließ die dieselbetriebenen Stromgeneratoren abschalten, um den Kraftstoff für den Fuhrpark zu sparen.

Gerard und Raines haben die Nacht bei Kerzenlicht in einem Doppelzimmer des Soldatentrakts verbracht. Ihr Abendessen bestand aus einer kalten Pizza aus dem Gefrierschrank.

Um acht Uhr wurde der Strom wieder eingeschaltet.

Gerard staunt über die Größe des Hauptlabors. Ein Dutzend Wissenschaftler und ihre Assistenten sind an hell erleuchteten Arbeitsplätzen mit der Sequenzierung von DNA-Strukturen beschäftigt, arbeiten an Elektronenmikroskopen und Computern oder beraten sich telefonisch mit Kollegen in anderen Labors.

KEINE UNIFORMEN IN ÖFFENTLICHEN GASTSTÄTTEN, besagt ein Schild.

Als Gerard seinen Teller mit dem Egg McMuffm und den kalten Kaffee an Theresas Arbeitsplatz abstellt, erkennt er Teile von Theresas transportablem Labor wieder, das sie schon beim Katastropheneinsatz auf den Philippinen benutzt hat: ein *Geno/Grinder 2000*, ein kleiner weißer Kasten, der Bruchstücke der DNA zerstückelt, ausliest und das Ergebnis zusammensetzt; ein *Multitube Vortexer*, ein Mischgerät, bei dem der Inhalt von mehreren Teströhrchen durch Schütteln gemischt wird; eine kleine Gefriertrocknungskammer und ein *Microtiter Plate Incubator* zur Vermehrung der DNA. Und dazu eine Maschine, die die DNA mit fluoriszierender Farbe markiert.

Außerdem entdeckt er eine schwarze PCR-Einheit von der Größe eines Schuhkartons, mit dem sich Teile der DNA von mikrobischen Proben extrahieren und einzelne Sequenzen reproduzieren lassen, um millionenfache Kopien erstellen zu können, die man analysieren, testen und dechiffrieren kann.

»Diese Probe«, erklärt Theresa mit Blick auf den Computerbildschirm, auf dem eine dunkle Masse zu sehen ist, in der ein halbes Dutzend der vertrauten Stäbchen an die Oberfläche schwimmt, »stammt aus einer infizierten Raffinerie in New Jersey. Sie wurde isoliert und in nicht befallenes Rohöl gegeben. Wir sehen den Zustand nach sechs Stunden Wachstum.«

Klick

Eine dichte Masse schäumender Stäbchen füllt den Bildschirm aus.

»Sehen Sie sich den Unterschied an. Bei dieser Probe wurde eine Bakterie in raffiniertes Ol eingeführt. Ein enormes Wachstumstempo«, sagt sie mit belegter Stimme. »Aus einer Bakterie werden innerhalb von vierundzwanzig Stunden zwanzig Millionen.«

»Das heißt, irgendetwas im Rohöl verlangsamt das Wachs-

tum. Raffiniertes Öl ist für die Bakterie leichter zu verdauen.«

»Zweitens«, sagt Theresa, die schwarzen Augen vor Entsetzen und Aufregung geweitet, »wollte Os Preston wissen, wie die Bakterie die Hitze übersteht. Sehen Sie mal, was geschieht, wenn wir infiziertes Rohöl in einem Autoklav erhitzen.«

Wie im Zeitraffer lässt sich auf dem Bildschirm die Veränderung der Stäbchen verfolgen: Sie werden dunkel, rechteckig, undurchdringlich. Wie kleine Kapseln.

»Sporenbildung«, sagt Gerard mit heiserer Stimme, während er die Bildung der Schutzhülle beobachtet.

Ihre Schultern berühren sich. Raines taucht hinter ihnen auf.

»Die Transformation setzt ein, sobald die Temperatur 65 Grad Celsius erreicht«, erklärt Theresa. »Wie Sie wissen, benötigen sporenbildende Bakterien normalerweise Stunden, um sich zu verändern. Aber Delta ...« Sie drückt auf eine Taste. Gerard erkennt keine Stäbchenformen mehr, nur noch dunkle Kugeln, wo zuvor die Stäbchen waren.

»Weniger als dreißig Sekunden«, sagt sie fassungslos.

Verschiedene Bakterienarten, die Gerard erforscht hat, bilden unter lebensfeindlichen Bedingungen Sporen. Botulismus-, Tetanus- und Anthrax-Bakterien werden ebenso passiv, bis die feindlichen Bedingungen vorüber sind.

Danach werden sie wieder tödlich.

Sporen sind die zähesten Lebensformen auf der Erde. Sie können tausend Jahre lang untätig verharren und dann durch den Kontakt mit Feuchtigkeit, zum Beispiel mit dem Speichel auf der Zunge eines Schweins, oder durch eine winzige Temperaturschwankung reaktiviert werden. Gerard runzelt die Stirn. »Mir sind keine Sporen bekannt, die eine Temperatur von 540 Grad Celsius überleben. Die Bakterie Clostridium botulinum, die für Botulismus verantwortlich ist,

kann eine Stunde in kochendem Wasser überleben und die Anthraxspore sogar eine Explosion, allerdings nur einige Sekunden lang. Was zum Teufel ist das für ein Organismus?«

Theresas Hand berührt zufällig seine, als sie die Maus bewegt.

Klick. Auf dem Bildschirm erscheinen jetzt acht kleine Fotos, auf denen dunkle gewölbte Oberflächen zu sehen sind. Die oberen vier sind bakterienfrei, während es in den unteren von Bakterien nur so wimmelt.

Theresa tippt mit einem rot lackierten Fingernagel auf den Bildschirm. »Auf den oberen Fotos sind Teile einer Pipeline, eines Benzintanks und von Flugzeugmotoren vor der Einfuhrung der Mikroben abgebildet. Auf den unteren sieht man dieselben Teile sieben Stunden später.«

Gerard überlegt. »Die Bakterie gerät also irgendwie in ein Ölfeld, überlebt den Prozess der Raffmierung in Sporenform, bildet sich anschließend wieder zurück, verbindet sich mit dem Metall in den Tanks und fängt an, wie ein Weltmeister zu fressen.«

»Unsere Leute im Energieministerium sagen, das sei typisch flir Bakterien, die weit unter der Erdoberfläche leben: Energie zu sparen, indem sie sich an einen Felsen hängen. Es gibt da unten nicht viel zu fressen. Sie warten, bis die Nahrung zu ihnen kommt. Wir vermuten, dass es sich bei der Ol zerstörenden Bakterie zum Teil um ein Extremophil handelt, das tiefunten in der Erde lebt. Aber sie stammt eindeutig aus einem Labor. Die erste Phase der Sequenzierung ist geschafft. Ein geringer Teil des Genoms entspricht *Clostridium tetani* — dem Tetanusbakterium, das sich im Boden von Entwicklungsländern findet. Wenn man geimpft ist, kann man problemlos damit arbeiten. Aber der Hauptbestandteil von Delta-3 ist noch unbekannt. Wie zum Teufel haben sie dieses Ding fabriziert?«

Gerard, bestürzt über die Verbindung aus Seuchen ver-

ursachender und Öl fressender Bakterie, betrachtet das Gewimmel aus Mikroorganismen. Die grüne Färbung ist wieder da.

»Fazit ist also, dass der Raffmierungsprozess besonders günstige Bedingungen für dieses Ungeheuer schafft.«

Theresa stößt einen Seufzer aus. »Was auch immer sein Wachstum im Rohöl verhindert, ist nach dem Raffmieren verschwunden. Es gibt Theorien, nach denen Mikroben überhaupt erst dazu beigetragen haben, Ol *zu erzeugen.* Dass die ältesten Ölfresser schon vor der Atmosphäre da waren. Ich wette zehn Dollar, dass der dominante Organismus in diesem Hybrid sehr alt ist und irgendwo aus der Tiefe stammt.«

»Zehn Dollar? So viel wollen Sie riskieren, Colonel?«

Sie lächelt. Ein liebenswertes Lächeln. Es stört ihn, ebenso wie ihre eng sitzende Uniform und ihr angenehmer Duft und die Tatsache, dass sie anfangen, miteinander zu scherzen.

Gerard schiebt das Gefühl von sich weg. Auf dem Bildschirm ist nun eine dunkle wabernde Masse voller kristalliner Formen zu sehen. Das Bild ähnelt dem, das er im Pentagon zum ersten Mal gesehen hat.

»Das Abfallprodukt?«

»Die anfängliche Theorie hat sich als irrig erwiesen.« Sie schüttelt den Kopf. »Die Mikrobe produziert kaum Ausscheidungen. Sie ist effizient. Sie verändert den Kraftstoff. Normalerweise verlängert der Raffmierungsprozess bei Ol die Wasserstoffkette, wodurch es leichter zu verbrennen ist. Die Ol fressende Bakterie verkürzt die Kette wieder. Oder in Laiensprache: Sie macht zwei Schritte rückwärts, dreht die Raffmierung um und verwandelt das saubere Produkt wieder in Teer.«

»Wie viel braucht man, um ein Auto fahruntüchtig zu machen?«

»Na ja, eine Handvoll Zucker dürfte reichen«, antwortet

sie. »Drei Stunden im Tank, und Delta-3 verwandelt Ihren neuen BMW in eine dekorative Grünflächenskulptur. Also! Ideen? Fragen? Intuition?«

Sie treten ans Fenster. Das Gebäude ist zu niedrig, als dass man einen Uberblick über Fort Detrick erhalten könnte. Aber Gerard erinnert sich, dass auf den Straßen keine Autos gefahren sind. Die Menschen standen auf Parkplätzen Schlange, um Feuerholz zum Vierfachen des normalen Preises zu erstehen, das sie anschließend in Kinderwagen und Handkarren abtransportierten. Auf der Interstate 270 hat er sogar einen Mann auf einem Pferd gesehen.

»Vielleicht wissen wir ja mehr, wenn wir mit der Sequenzierung durch sind«, sagt er. »Vielleicht gelingt es uns ja, den anderen Organismus in der Mischung zu identifizieren.«

»Oder *die Organismen,* Plural«, fugt Theresa hinzu.

»Was genau bedeutet eigentlich Sequenzierung?«, fragt Raines.

Auf dem Fernsehbildschirm in der Ecke wird über Massenproteste wegen der Lebensmittelknappheit in Moskau berichtet. Soldaten feuern über die Köpfe von Demonstranten. Tränengas wird eingesetzt.

»Eine Sequenzierung«, setzt Gerard an, »ist quasi die Blaupause der Zell-DNA. Alle Zellen setzen sich aus Desoxyribo-Nuklein-Säuren zusammen, und jede DNA besteht aus denselben Bausteinen, den Nukleotiden. Aber verschiedene Organismen verschlüsseln Nukleotide in unterschiedlichen Kombinationen. Anhand der Sequenzierung erfahren wir die exakte Kombination in einem Organismus.«

»Und was haben wir davon?«, will Raines wissen.

Theresa nimmt den Faden auf. »Nun ja, unsere Erkenntnisse teilen wir der GenBank mit, der größten Sequenzdatenbank. Das Tetanus-Bakterium wurde bereits vom Computer als Bestandteil von Delta-3 identifiziert.«

»Erfahren wir durch die Sequenzierung, wie die Mikrobe das Ol zersetzt?«

»Wir erfahren, welche Gene mit von der Partie sind, aber nicht notwendigerweise, welches Gen dafür verantwortlich ist, dass die Bakterie das Ol angreift«, gesteht Theresa ein.

»Erfahren wir denn durch die Sequenzierung, wie wir die Mikrobe *vernichten* können?«

»Wenn wir erfahren, womit sie sonst noch verwandt ist, vielleicht«, erwidert Theresa. »Sonst nicht.«

Raines lässt nicht locker. »Wie viel Prozent der auf der Erde bekannten Mikroben sind von GenBank erfasst, um mal eine Vergleichszahl zu haben?«

Theresa seufzt. »Weniger als ein Hundertstel von einem Prozent. Und bei denen handelt es sich generell um solche, die für den Menschen schädlich sind. Allerdings haben wir bei den meisten Bakterien*familien* einzelne Mitglieder sequenziert, daher erwarten wir uns davon Hinweise. Außerdem sind die Ölgesellschaften schon lange damit beschäftigt, Bakterien zu sequenzieren, die ihre Pipelines angreifen, und herauszufinden, wie sich diese abtöten lassen. Wir können nur hoffen, dass sie uns ihre Erkenntnisse mitteilen.«

Gerard gefällt diese Unbestimmtheit nicht. Vielleicht. Wahrscheinlich. Hoffentlich.

»In maximal zwei Wochen müssten wir ein komplettes Bild des Genoms haben«, sagt Theresa.

»Und danach?«, fragt Gerard. »Wie lange könnte es dauern, das Gen zu identifizieren, das das Ol zersetzt?«

Theresa runzelt die Stirn. »Nun ja, selbst bei den Genomen, die wir kennen, wissen wir eigentlich nicht, was die Gene tun. Bei einem ganz neuen Genom müssen wir die einzelnen Gene oder Genkombinationen isolieren, um herauszufinden, welches das Öl zerstört.«

»Wie lange kann das dauern?«

Theresa seufzt schwer. »Das geht nur in mühsamer Hand-

arbeit. Das könnte Jahre in Anspruch nehmen, es sei denn, wir landen einen Zufallstreffer.«

Im Fernsehen wird eine Pressekonferenz des FBI-Chefs übertragen, der Fragen zu den Morden an den Mitgliedern der Familie Niles beantwortet.

»Die Täter könnten mit El Kaida in Verbindung stehen«, sagt er. »Der Fall hat höchste Priorität. Wir konzentrieren uns auf Terroristen, die wir als die Verantwortlichen für diese Tragödie und den Angriff auf das Ol betrachten.«

»Ich kann nur hoffen, dass ihr euch auch um die Firmen kümmert, die die Flüssigkeiten produzieren«, sagt Gerard leise zu dem Mann auf dem Bildschirm.

4. November. 7 Tage nach dem Ausbruch.

Die Halloween-Dekorationen im Fort sind noch nicht wieder entfernt. DIE MONSTER KOMMEN, verkündet ein Reklameposter für einen Horrorfilm, auf dem klauenartige Hände zu sehen sind, die einen Hals umklammern. Das Städtchen Frederick erinnert Gerard bei Spaziergängen außerhalb des Forts an andere Garnisonsstädte, in denen er schon gewesen ist. Einkaufszentren, Fast-Food-Ketten und jede Menge Motels; das Dutch Girl ist geöffnet, während das Quality Inn und das Holiday Inn ebenso geschlossen sind wie eine Shell-Tankstelle. Eine Amoco-Tankstelle ist noch geöffnet, und unter Bewachung durch Militärpolizei werden Armeefahrzeuge, Ambulanzen und Autos mit MD-Kennzeichen betankt.

Warum haben manche Ölgesellschaften sauberen Sprit und andere verseuchten? Kommen die Lieferungen aus verschiedenen Ländern oder Raffinerien oder beides?

Gerard blickt über Raines' Schulter auf den Computerbildschirm in seinem Büro, das im Keller neben der Hei-

zungsanlage untergebracht ist. Von den Wänden blättert grünliche Farbe. Die besseren Büros, hat Theresa ihm bedauernd erklärt, sind für Wissenschaftler reserviert.

Für Leute aus dem Labor, die hierher gehören. Nicht für Feldforscher wie mich.

Auf dem Bildschirm erscheint eine Aufstellung der wichtigsten Öl produzierenden Länder, ihrer Reserven und der bis zum Ausbruch der Katastrophe geschätzten täglichen Fördermenge. Einige Ölfelder sind noch sauber. Da jedoch die Pipelines oder Raffinerien, die von diesen Olfeldern bedient werden, verseucht sind, ist keine Lieferung möglich.

Land	Reserve in Barrel	Tägl. Fördermenge
Saudi-Arabien	261 Milliarden	7,5 Millionen
Irak	112 Milliarden	5,0 Millionen
Kuwait	94 Milliarden	1,7 Millionen
Abu Dhabi	92 Milliarden	1,6 Millionen
Iran	89 Milliarden	3,5 Millionen
Venezuela	72 Milliarden	2,8 Millionen
Russland	48 Milliarden	6,0 Millionen
Libyen	29 Milliarden	1,3 Millionen
Mexiko	28 Milliarden	2,9 Millionen
Nigeria	22 Milliarden	1,9 Millionen
USA	21 Milliarden	5,9 Millionen

»Versuchen Sie's noch mal mit Halliburton«, sagt Gerard.

Ein Wassertropfen platscht auf den Schreibtisch. Am Heizrohr über ihnen hat sich Kondenswasser gebildet und es riecht modrig. Während der letzten drei Tage haben sie eine Ölgesellschaft nach der anderen überprüft, indem sie anhand der Daten des Energieministeriums die Material- und Flüssigkeitslieferungen zu verseuchten Olfeldern verglichen und so die Wege der Mikroben zurückverfolgt haben. Gerard hat

Originalberichte von Flüssigkeitslieferanten und Bohrfirmen angefordert. Daten über Rohöl und Ölverarbeitung. Akten der Geheimdienste, die über den genauen Zeitpunkt Aufschluss geben, an dem die Verseuchung festgestellt wurde. Und den Zeitpunkt der Verseuchung, den das Energieministerium auf der Grundlage des Verseuchungsgrades ermittelt hat.

»Die von Halliburton belieferten Felder sind zu siebenundzwanzig Prozent verseucht«, sagt Raines mit Blick auf den Bildschirm. »Normalerweise verfolge ich Waffenlieferungen, Geldtransfers, Bankkonten oder Auslandsüberweisungen zurück. Aber das System ist dasselbe.«

»Versuchen Sie's auch noch mal mit Schlumberger. Und Tangier. *Irgendetwas* wird sich abzeichnen. *Irgendein* gemeinsamer Faktor muss die Verseuchungen verursacht haben.«

Raines wirkt unermüdlich, und Gerard hat bereits jetzt großes Vertrauen zu ihm. »Sechsundzwanzig Prozent der von Schlumberger belieferten Felder. Dasselbe bei Cougar Energy Services und bei BP«, verkündet Raines eine Stunde später. »Sie alle sind im gleichen Maße betroffen.«

»Ich werde noch verrückt in diesem Scheißkeller«, flucht Gerard.

Im Fernsehen wird berichtet, dass der Kongress gerade ein neues Notstandsgesetz verabschiedet, das den Präsidenten ermächtigt, Privateigentum zu beschlagnahmen und notfalls das Kriegsrecht auszurufen, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Homeland Security erstellt Rationierungspläne, um die landesweite Verteilung der Lebensmittel zu organisieren, sagt ein Sprecher.

Marisa geht beim ersten Klingeln ans Telefon. Sie ist gerade mit den Kindern von einem gemeinsamen Mittagessen mit den Cantonis - Brot und Margarine - nach Hause gekommen.

»Alles in Ordnung«, sagt sie ein bisschen zu fröhlich.

»Stimmt was nicht?«

Sie seufzt. »Gail ist sturzbetrunken. Bob ist immer noch völlig fertig von dem Aufstand am Supermarkt. Er meint, es ist noch viel schlimmer gewesen, als du gesagt hast.«

»Aber am Ende hatte die Polizei die Lage doch im Griff.«

»Bob behauptet, der Mob hätte den Filialleiter gelyncht, wenn du ihn nicht aus der Schusslinie gezogen hättest.«

»Ach was, sie hätten ihn nur ein bisschen herumgeschubst.«

»Sag mal, wer von uns betreibt hier eigentlich Schönfärberei?«

»Du bist hinreißend, wenn du wütend wirst.«

Als sie das Gespräch für einen Moment unterbricht, hört er sie mit Paulo schimpfen: »Es ist mir egal, ob dein Freund bloß zwei Blocks weg wohnt«, sagt sie. »Abends gehst du erst wieder auf die Straße, wenn die Polizei normale Streife fährt.«

»Ach, Mom, die Straßen sind sicher. Außerdem haben wir doch gar keine Schulb.«

»O doch, und zwar in unserem Esszimmer, und der Nachmittagsunterricht beginnt um vierzehn Uhr. Also, mach dich an die Arbeit, Freundchen!«

Paulo ruft so laut, dass Gerard ihn hört: »Dad, sie ist keine Mutter. Sie ist eine Sklaventreiberin!«

»Gut, dass du das endlich gemerkt hast«, entgegnet Marisa.

Dann ist sie wieder in der Leitung. »Wie geht's Colonel Novak?«, fragt Marisa. »Sie sieht aus wie ein Model für Badeanzüge und nicht wie eine Soldatin.«

»Ich habe nur Augen für dich. Was hast du gerade an? Wir hatten schon seit zwei Monaten keinen Telefonsex mehr.«

Sie lacht. »Gut reagiert.« Dann berichtet sie noch einige Neuigkeiten. Alice Lee fürchtet sich nachts allein in ihrem

Haus, und Marisa hat ihr angeboten, bei ihr zu übernachten.

»Gut. Sie kann bleiben, so lange sie will«, sagt Gerard.

Annie besteht darauf, am nächsten Tag zum Zoo zu gehen und sich um die Gepardenbabys zu kümmern. Sie will mit der U-Bahn fahren.

»Das wird sie ablenken«, sagt Gerard. »Sie hängt an den Kleinen.«

Alle Leute machen sich Sorgen um Familienmitglieder, die derzeit irgendwo unterwegs sind, sagt Marisa. Die Studenten können nicht nach Hause fahren. Alte Leute sitzen in irgendwelchen Städten fest. Marisa versucht, ihre Eltern in Vermont dazu zu überreden, sich aus den Bergen nach Manchester zu begeben, weil die Lebensmittelversorgung dort draußen schwierig werden könnte.

»Ich werde sie anrufen und ein bisschen Druck machen«, verspricht Gerard.

»Übrigens, kennst du jemanden namens Clayton Cox? Er hat angerufen und behauptet, er würde dich von der Uni her kennen. Er ist hier in der Stadt und hängt in seinem Hotel fest.«

Gerard versucht sich zu erinnern. Er war mit vielen Leuten an der Uni. Clayton muss einer davon gewesen sein.

»Ich habe ihm gesagt, du wärst eine Weile weg«, sagt Marisa. »Er wollte noch mal anrufen und hat gefragt, womit du dich zurzeit beschäftigst. Vielleicht lade ich ihn zu uns ein, wenn er allein in der Stadt ist. Er hat mir irgendeine komische Geschichte von der Uni erzählt. Du hättest im Studentenwohnheim Swing Sock Baseball gespielt.«

»Lass dir seine Nummer geben, falls er noch mal anruft. Aber lad ihn nicht nach Hause ein«, sagt Gerard. »Ich kann mich an keinen Clayton Cox erinnern.«

Um 17 Uhr ertönt draußen der Zapfenstreich. Gerard braucht nicht aus dem Fenster zu sehen, um zu wissen, dass jetzt alle Fahrzeuge stillstehen und alle im Fort Haltung annehmen, den Blick so ehrfürchtig auf die US-Flagge gerichtet, wie sich die Muslime nach Mekka hin verbeugen. Die Fanfarenklänge, die über Lautsprecher übertragen werden, verstärken noch den Eindruck eines historischen Ereignisses - als wäre Amerika der Krieg erklärt worden.

Von einem Feind, den man ohne Mikroskop nicht einmal sehen kann.

Als Marisa wieder anruft, sagt er: »Ich bin hier nutzlos. Ich kann den Wissenschaftlern nicht helfen. Raines und ich stellen Nachforschungen an, die gleichzeitig an hundert anderen Orten durchgeführt werden. Ich muss mir was anderes einfallen lassen, um diese Mikrobe zu vernichten.«

»Es wird dir gelingen. Wie immer.«

Dann ruft er Theresa an, fragt, ob er für einen Abend nach Hause fahren kann, um mit anzupacken, mit den Kindern zu reden, sie zu beruhigen.

»Für private Fahrten gibt es kein Benzin. Lass uns zusammen zu Abend essen. Zumindest versorgt uns Uncle Sam hier im Fort mit drei Mahlzeiten pro Tag.«

7. *November. 10 Tage nach dem Ausbruch.*

»Wir haben einen zweiten Übeltäter in dem Mix identifiziert«, verkündet Theresa triumphierend am Telefon. »Verlasst euren Kerker, edler Ritter. Kommt her und seht ihn euch an.«

Sein Weg zum Labor führt ihn vorbei an Büros, in denen über Radio und Fernsehen von Kraftwerksausfällen in New England berichtet wird. Ein fürchterlicher Schneesturm mit Temperaturen weit unter null Grad tobt über den Rocky

Mountains. Tausende haben kein Heizöl mehr und können ihre Häuser nicht verlassen.

Im Labor steht Theresa gemeinsam mit Wissenschaftlern über zwei Ausdrucke mit Sequenzdaten gebeugt. Auf beiden ist jeweils ein großer Kreis gezeichnet, der in Tortenstücke unterteilt ist. Der erste Kreis stellt Delta-3 dar, der zweite Kreis die neu entdeckte Mikrobe. Alle Tortenstücke auf beiden Ausdrucken sind mit den Buchstaben ACBG gekennzeichnet - die Ribosomen repräsentieren -, allerdings in unterschiedlicher Anordnung. Der Computer hat die Kombinationen miteinander verglichen und bei einigen Kuchenstücken eine Übereinstimmung entdeckt, die durch Schraffierung hervorgehoben sind.

»Es handelt sich um einen Kohlenwasserstoff-Fresser aus Usbekistan«, erklärt Theresa. »Er wurde vor sieben Jahren in einer Ölquelle entdeckt, aber erst heute hat man uns darüber informiert. Die hatten schon Angst, wir könnten sie für Delta-3 verantwortlich machen. Aber die Vernunft hat sich schließlich doch durchgesetzt. Mikrobe zwei ist zwar nicht dominierend, aber immerhin ein weiteres Teilstück.«

»Wem gehört das Ölfeld?«, fragt Gerard.

»Crescent Oil.«

»Hat es denen auch schon vor sieben Jahren gehört?«

»Keine Ahnung.«

Gerard ruft Raines an und nennt ihm die Ölquelle. Er soll herausfinden, wer die Quelle vor sieben Jahren betrieben und wer seither Flüssigkeiten oder Bakterizide dorthin geliefert hat.

»Usbekistan? Da können wir ja nur hoffen, dass wir die versprochene schnelle Unterstützung bekommen.«

Einer der Wissenschaftler hinter Gerard bemerkt: »Usbekistan ist doch ein islamisches Land, oder?«

»Ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse«, erwidert Gerard.

Zehn Minuten später ruft Raines zurück. »Exxon war der

Eigentümer. Cougar Energy hat das Öl gefördert und Bakterizide geliefert. Jetzt werden die Flüssigkeiten von Firmen vor Ort geliefert. Meistens nur Wasser.«

»Cougar«, sagt Gerard tonlos. Aber Raines spricht nur aus, was sie beide längst vermutet haben.

»Diese Mikrobe kann während der letzten sieben Jahre in jedes Ölfeld der Welt gelangt sein. Man kann sie mit Cougar in Verbindung bringen. Mit Exxon. Mit Crescent oder dem usbekischen Ölministerium. Mit tausend Wissenschaftlern und Arbeitern. Wir wissen jetzt, wo sie herkommt. Aber nicht, wie sie sich von dort ausgebreitet hat.«

Gerard hat das Gefühl, als tobte ein Krieg zwischen zwei Endprodukten der Evolution. Den intelligentesten Menschen und den widerstandsfähigsten Mikroben der Welt. Oder vielleicht bedienen sich ja die intelligentesten Menschen der zähen Mikroben, vermischen eine Mikrobe aus einer tiefen Quelle in Asien mit einer, die Tetanus verursacht.

»Das große Rätsel - der wesentliche Teil des Genoms - ist nach wie vor ungelöst«, sagt Theresa seufzend.

»Schick mich raus, an den Ort des Geschehens.«

»Hausers Befehl lautet: Du bleibst hier.«

»Der will mich doch bloß aus dem Weg haben.«

»Ich weiß. Mach das Beste daraus. — Hast du Hunger? Komm, lass uns was essen gehen.«

Sie stehen allein draußen im Flur. Der Wetterdienst sagt Frost voraus. Gerard fragt sich, wie viel Heizöl in der Marion Street noch zur Verfugung steht.

»Du hättest nicht darum bitten sollen, dass man mich hierherbeordert«, sagt er.

»Was willst du damit sagen?«

»Warum bist du bei mir zu Hause gewesen?«, will er wissen.

Im ersten Moment hat er den Eindruck, dass sie vor Verlegenheit errötet. Dann wird ihm klar, dass es Wut ist.

»Warum müssen Männer eigentlich immer annehmen«, sagt sie langsam und eisig, »dass sie der Grund für das sind, was Frauen tun? Weißt du, Greg, meine Mutter ist zu Besuch bei ihrer Schwester in Montana. In dem Haus funktioniert die Heizung nicht mehr. Es schneit. Als ich das letzte Mal angerufen habe, sind Soldaten zu Fuß mit Megafonen herumgelaufen und haben die Bevölkerung aufgefordert, Ruhe zu bewahren.«

»Ich habe dich nicht nach deiner Mutter gefragt.«

Sie kann sich kaum noch beherrschen. »Mein Bruder ist Diplomat, er hängt in Algerien fest. Ich habe keine Ahnung, wann er wieder nach Hause kommen kann. Und ich? Ich habe ein Pferd, das ich futtern müsste. Ich muss mich darauf verlassen, dass ein Nachbar sich um mein Haus kümmert. Aber ich bin natürlich nicht nach D.C. gekommen, um mich mit dem Problem auseinanderzusetzen, um an der Front dabei zu sein, wie du es gern ausdrückst. Mein ganzes Trachten gilt einzig und allein dir.«

»Tut mir leid«, erwidert Gerard beschämt.

»Ob du's glaubst oder nicht«, empört sich Theresa, »ich will dich auch nicht hierhaben. Du vergeudest hier nur deine Zeit. Da hast du ganz recht.«

»Dann tu uns beiden einen Gefallen und versetz mich.«

»Hauser hat soeben einen Major der Air Force ins Leavenworth-Gefängnis geschickt, weil er einen Wagen für private Zwecke genutzt hat, und das weniger als eine halbe Stunde. Ich nehme nicht an, dass du einen Mann wie Hauser gegen dich aufbringen möchtest.«

Sie stampft davon, und Gerard kommt sich vor wie ein Idiot.

9. KAPITEL

8. November. 11 Tage nach dem Ausbruch.

Die Frau ist schön und sexy, aber nicht Claytons Typ. Nackt ist sie zu weich. Zu weiß und rund. Nur Hüften und Brüste. Aber andere Männer finden sie unwiderstehlich.

Zumindest nach der Videoaufzeichnung zu urteilen.

»Ich hatte schon Angst, du kommst nicht«, flüstert sie dem Mann zu, der neben ihr in dem luxuriösen französischen L3ett liegt. »Dass sie dich bei der Arbeit festhalten.«

In ihrem Penthouse gibt es reichlich chinesische Vasen, Lacktischchen, spanische Wände aus orientalischer Seide, japanische Drucke. Das kleine Schwarze, das zerknautscht auf dem Boden liegt, ist von Armani. Die Halskette mit schwarzen Diamanten ist ein Einzelstück von Katherine Wallach aus New York. Sie lässt ihre Zunge über die Brust eines sportlichen, dunkelhaarigen Mannes gleiten, der sich auf den Ellbogen stützt.

Wenn man auf Frauen steht, ist sie wirklich scharf.

»Du siehst müde aus«, sagt die Frau lasziv und sexhungrig. Sie blickt in die versteckte Videokamera. Ebenfalls ein teures Stück.

Claytons Mentor spart weder am Geld noch an Vorsichtsmaßnahmen. Eines Tages, das weiß er jetzt schon, wird er die Frau ebenso töten wie den Mann, der sie für diese Aufnahmen rekrutiert hat.

»Meine Frau verbringt die Nacht bei ihrer Mutter in Reston«, sagt der Mann, als wäre seine Anwesenheit ein

Geschenk. Er fährt mit der Fingerkuppe über den flachen Bauch der Frau bis zum sorgfältig getrimmten schwarzen V der Schamhaare.

»Deshalb kann ich länger bleiben als sonst«, fügt er hinzu.

Mir wär's lieber; ihr würdet mehr reden, denkt Clayton, angewidert von dem unreinen Körperkontakt, und spürt gleichzeitig, dass ihn der Anblick des Mannes erregt und animalische Triebe in ihm weckt.

Schon ziemlich lange her, denkt er und öffnet den Reißverschluss seiner Hose.

»Dann bleibst du ja die ganze Nacht bei mir!«, ruft die Frau aus und klatscht in gespielter Entzückung in die Hände.

»Du weißt doch, dass das nicht geht.«

Sie zieht einen Schmollmund. »Nie bleibst du.«

Großartige Schauspielerin, denkt Clayton, während er sich im Wohnzimmer seines gemieteten Hauses selbst streichelt. Von früheren Bändern weiß er, dass die Frau, kaum dass der Mann verschwunden ist, unter die Dusche springen und sich gründlich abschrubben wird. Sie wird die Bettwäsche in die Waschmaschine werfen, sich die Zähne putzen und die Zahnbürste anschließend wegwerfen. Sie wird sich von seinem Schweiß, dem Sperma und seinen Berührungen reinigen.

»Ich hab's dir doch erklärt, Schätzchen«, sagt der Mann. »Ich muss zu Hause sein, wenn Ann anruft, sonst wird sie misstrauisch. Sie ruft absichtlich an, weil sie glaubt, ich hätte eine Geliebte in D. C.«

»Misstrauisch? Bei dir?« Die Frau lacht und nimmt seinen erigierten Penis in die Hände. »Wo du doch so ein *treuer* Ehemann bist ...«

Sie drückt den Mann auf den Rücken.

»Ein *liebender* Ehemann ...«

Sie leckt ihn, nimmt ihn in den Mund. Sie streckt ein Bein über seine Hüfte, stöhnt vor gespielter Lust auf und lässt ihr Gesäß kreisend auf seine muskulösen Schenkel sinken.

»Ein Ehemann, dem seine Rechte verweigert werden«, sagt sie, schiebt sich vor und zurück, während er immer heftiger keucht. Das Gesicht des Mannes ist verzerrt vor Lust.

Eigenartig, dass Freude und Schmerz manchmal gleich aussehen, denkt Clayton.

Sein Ururgroßvater hatte über Sex geschrieben: *»Die Männer waren jung und kraftvoll; ihr heißes Blut verlangte unbewusst sein Recht und peinigte den Leib mit unbestimmtem Verlangen.«*

Außer dass mein Ururgroßvater dieses Verlangen gewiss nicht für unbestimmt gehalten hat, denkt Clayton. Und ich auch nicht.

Schließlich ist man in einem neuen Land, umgeben von Fremden. Man muss sich Erleichterung verschaffen, und wenn es nur für einige Sekunden ist. Käufliche Frauen sind, wie sein Ururgroßvater schon sagte, »verbraucht und nicht verträglich für einen gesunden Mann«.

Clayton gönnt es sich, für einige kurze zuckende Augenblicke seinen Körper zu verlassen und sich ganz der fleischlichen Ablenkung hinzugeben, während er den Mann beobachtet.

Ah.

Danach wirkt das Pärchen schmutziger und erregt nur noch seine professionelle Neugier. Die Frau spielt gerade die Beleidigte.

Der Mann sagt: »Du weißt doch, dass ich nicht über meine Arbeit sprechen darf.«

»Aber ich habe Angst. Erzähl mir wenigstens so viel, dass ich beruhigter sein kann.«

Und der Mann kapituliert. Ein hochrangiger Offizier, aber ein bisschen Lecken an der richtigen Stelle reicht, um sein Gehirn in Gemüse zu verwandeln. Clayton greift in die Chuckles-Packung und schiebt sich ein Zitronenbonbon in den Mund.

»Du darfst aber mit niemandem darüber reden«, sagt der Mann.

»Das würde ich nie tun.«

»Wahrscheinlich wird das, was ich dir jetzt sage, nie eintreten. Ich bin sicher, dass es unseren Wissenschaftlern gelingt, Delta-3 rechtzeitig zu vernichten …

In den nächsten Wochen könnte das Gerücht aufkommen«, erzählt General Hauser seiner Geliebten, »dass Washington in Zonen aufgeteilt wird.«

Die Augen der Frau weiten sich. »Aber du hast doch gesagt, das Problem wär bald gelöst.«

»Ich habe gesagt, wahrscheinlich. Außerdem liegt deine Wohnung südlich der Calvert Street Bridge, da bist du in Sicherheit, egal was außerhalb deiner Zone vor sich geht.«

»Was meinst du mit Zone? In Sicherheit?«

Clayton wischt sich das Sperma mit einem Papiertaschentuch ab.

»Bleib einfach in deiner Straße.«

Clayton ist begeistert. *Wenn sie vorhaben, die Städte in Zonen einzuteilen, heißt das, sie können ihr sauberes Ol nicht transportieren. Die Situation ist also erheblich schlimmer; als sie der Öffentlichkeit weismachen.*

Leider gelingt es der Frau nicht, dem General weitere Einzelheiten zu entlocken. Es kommt auf den richtigen Zeitpunkt an. Also muss Clayton eine weitere Runde Lecken und Küssen über sich ergehen lassen. Er könnte kotzen.

Nach einer Weile zündet General Hauser sich eine Zigarre an und bläst blaue Rauchringe in die Luft. Das Aufnahmegerät überträgt sogar das Klicken des Feuerzeugs, das Geräusch der Bettfedern und das Ausatmen des Rauchs.

Die Frau sagt: »Wenn du mir nichts Wichtiges erzählen willst, dann erzähl mir was Unwichtiges. So hab ich wenigstens das Gefühl, zu deinem Leben zu gehören. Du erzählst mir nie was.«

»Macht's dir keinen Spaß mit mir?«

»Erzähl mir noch was von dem Mann, den du aus dem Komitee geworfen hast. Der dich so genervt hat. *Der* ist doch nicht wichtig.«

»Wer? Gerard? Ach der, der ist noch in Detrick. Er glaubt tatsächlich, eine amerikanische Firma hätte das Zeug in die Welt gesetzt. Kannst du dir das vorstellen? Terroristen ermorden Familien von FBI-Angehörigen, und Gerard will die Zeit damit vergeuden, Agenten nach Nevada und Texas zu schicken. Einige Leute aus dem Energieministerium waren auch dafür. Ich habe den Unsinn natürlich unterbunden«, brüstet er sich.

Clayton springt auf. Er kennt die Wohnanschriften sämtlicher Mitglieder des Krisenstabs. Er hat die Sicherheitssysteme ihrer Wohnungen ausgekundschaftet für den Fall, dass er ihnen einen Besuch abstatten muss. Nur Gerard hat er wegen seiner Versetzung nach Fort Detrick davon ausgenommen.

»Was ist denn mit Nevada und Texas?«, fragt die Frau pflichtgemäß.

»Nichts. Das hab ich dir doch gerade erklärt.«

Clayton kann seinen eigenen Atem hören. Hauser ist ein aufgeblasener Trottel, aber Gerard scheint gewissenhaft und gefährlich zu sein. Wird er sich von Nevada fernhalten lassen?

Nachdem der Mann gegangen ist, spricht die Frau direkt in die Kamera und bittet um einen neuen Ubergabeort für die Bänder. Nicht im Rock Creek Park, weil die Polizei dort keine Streife mehr fährt und der Park unsicher ist. Spaziergänger sind überfallen worden. Ob man ihr einen anderen Ort vorschlagen kann?

Clayton zerstört das Band, wie jedes Mal.

Ich muss mehr über Gerard und seine Familie erfahren, denkt er. *Nur für alle Fälle.*

10. November, 13 Tage nach dem Ausbruch.

»Tut uns leid, aber alle Telefonleitungen sind vorübergehend außer Betrieb.«

Gerard wählt die Nummer in Texas erneut.

»Dies ist eine automatische Ansage. Aufgrund von Energieeinsparungen ...«

»Mist!«

Er legt auf. Seit Stunden versucht er, bei Halliburton anzurufen, aber im gesamten Westen gibt es keine Verbindung. Nur die Telefonansagen funktionieren rund um die Uhr.

Raines, der am Computer nebenan sitzt, ruft aufgeregt: »Ihre Idee war genial, Boss.«

Auf den Bildschirmen sind die Firmenwebsites von Tangier und Cougar Energy Services zu sehen. Gerards Idee — da bereits unzählige andere Ermittler den Transportwegen des Öls auf der Spur sind - bestand darin, das Problem von einem anderen Ansatz anzugehen. Gestern meinte er zu Raines: »Wir fangen noch mal ganz von vorne an. Wir nehmen uns die Hauptlieferanten für Flüssigkeiten und Bakterizide vor und versuchen, möglichst viel über sie in Erfahrung zu bringen. Wann sie gegründet wurden, wer im Vorstand sitzt, welche Informationen sie öffentlich verbreitet haben. Simple Fakten.«

»Öffentliche Informationen?«, fragt Raines verwirrt.

»Nun ja, wenn eine Firma etwas groß rausbringen will, bewirbt sie das doch öffentlich, oder? Vielleicht sind die Informationenja noch nicht bei den offiziellen Stellen gelandet. Oder vielleicht werden sie gerade erst rausgegeben. Warum sollten die Statistiken des Energieministeriums die einzigen relevanten Kriterien enthalten? Lassen Sie uns ein bisschen auf den Busch klopfen und die Firma nervös machen.«

»Sie meinen, wir sollten etwas über Änderungen in den Geschäftsstrategien herausfinden?«

»Geschäftsabschlüsse. Pläne. Solche Dinge. Das lässt sich leicht in Erfahrung bringen. Und solche Informationen können genauso wertvoll sein wie Dinge, die nur mit viel Mühe zu ermitteln sind.«

Auf der Website von Tangier entdeckt Gerard Nachrichten über einen Streik, aufgrund dessen die französische Abteilung für die Produktion von Ölfbrderflüssigkeiten im August geschlossen wurde.

Raines hat auf seinem Bildschirm die Website von Cougar vor sich, auf der eine Ankündigung besonders hervorgehoben ist.

Anlässlich des Streiks bei Tangier hat Cougar eine Reihe von Verträgen der Firma übernommen. »Außerdem«, fugt Raineshinzu, »haben sie diesen Monat kostenlose Proben eines neuen Bakterizids verschickt. Nach meiner Berechnung« - er gibt Ziffern ein und wird noch aufgeregter angesichts der Ergebnisse — »haben wir im August bei den später verseuchten Ölfeldern eine 42-prozentige Überschneidung mit Cougar-Produkten, bei den verseuchten Pipelines eine 67-prozentige. Das kann selbst Hauser nicht mehr ignorieren, Boss! Die Zahlen sind *enorml«*

Zehn Minuten später befindet sich Gerard oben in Theresas Wartezimmer. Seit ihrem Streit hat sie die täglichen Besprechungen ausgesetzt. Es ist schwieriger geworden, sie zu erreichen. Sie behandelt ihn wie einen Aussätzigen. *Aber ich kann ihr nur raten, mich jetzt ausreden zu lassen*, denkt er.

Im Fernseher des Laborvorraums werden gerade Plünderungen von Supermärkten in Tampa, Omaha und Dallas gezeigt. UNRUHEN BREITEN SICH AUF ZWANZIG STÄDTE AUS. LEBENSMITTELVERSORGUNG WIRD STAATLICH ORGANISIERT, besagt der Untertitel, während Theresas mürrische Sekretärin ihn hereinwinkt.

Mit versteinerter Miene hört Theresa ihn an. Anschlie-

ßendverkündet sie, sie werde Gerards Theorie »an Hauser weiterleiten«.

»Colonel, irgendwer muss diese Fabriken auf Delta-3-Rückstände überprüfen. Das ist absolut elementar. Und logisch. Finden Sie zumindest heraus, ob das FBI das schon überprüft hat. Oder schicken Sie mich zu Hauser, damit ich es ihm erklären kann.«

»Sind Sie taub, Commander? Sie bleiben hier.«

Als er wütend in den Keller zurückkommt, empfängt ihn Raines in Jubelstimmung.

»Es ist ein Mädchen! Ein Mädchen«, strahlt Raines und drückt Gerards Hand. »Wir werden sie Emily nennen, nach meiner Mutter. Sie wiegt 2600 Gramm! Und die Krankenschwester sagt, dass Lizzy noch eine Weile bei ihr bleiben kann. Das ist sicherer. *Sie* haben dafür gesorgt, Sir. *Sie* haben uns geholfen. *Ihretwegen* werden sie etwas zu essen haben und …«

Dann verstummt Raines, denn er spürt, dass Gerard an die eigene Familie denkt. Das Gesicht des Hünen wird ernst.

»Sie müssen in den Außendienst, Boss. Die Arbeit am Computer kann ich auch allein machen. Wir können uns per Telefon abstimmen.«

Als Gerard zu Hause anruft, hört er Annie im Hintergrund schluchzen. Eine ihrer Freundinnen ist im Rock Creek Park von zwei Männern vergewaltigt worden, die anschließend unbehelligt entkommen konnten. Paulo sagt, der Vater eines Freundes, der in Deutschland stationiert sei, habe angerufen und berichtet, dass die amerikanischen Soldaten meutern und verlangen, nach Hause fahren zu dürfen. Marisa erzählt, dass sie auf dem Nachhauseweg nach dem Gottesdienst Gordon Dubbs gesehen hat, der gemeinsam mit anderen Männern Kisten in die Oase geschleppt hat. »Einer von ihnen hat irgendetwas über Waffen gesagt. Die Männer sahen brutal aus. Ich kenne sie aber nicht, Greg. Das macht mir Angst.«

13. November. 16 Tage nach dem Ausbruch.

»Die Sequenzierung ist beendet. Wir haben jetzt die endgültigen Ergebnisse.«

Gerard steht inmitten deprimiert wirkender Wissenschaftler im Labor. Durch das Fenster kann er auf die menschenleeren Straßen von Fort Detrick blicken. Das Heizöl geht allmählich aus, selbst hier.

»Wir haben keine Ahnung, welches der dominierende Organismus ist. Wir sind ratlos«, gesteht der leitende Wissenschaftler ein. »Wie alle anderen auch.«

Seine Mitarbeiter schweigen, sie sind mit den Gedanken bei ihren Familien. Die Hoffnung verwandelt sich in Angst.

»Wir werden uns Gen für Gen in mühevoller Kleinarbeit ansehen und können nur hoffen, das Biest zu finden, dem wir dieses Desaster zu verdanken haben«, sagt der Wissenschaftler in dem Versuch, sich selbst aufzumuntern. »Wir lassen nicht locker.«

Gerard rennt ein Stockwerk höher und stürmt in Theresas Büro, aber die Sekretärin erklärt ihm, dass Theresa nicht da ist. Beim Anblick der Fernsehbilder im Wartezimmer erstarrt er. Atlanta ist zu sehen, die Stadt, in der er aufgewachsen ist. Die Lullwater Road in der Nähe der Emory University. Eine von Bäumen gesäumte Vorortstraße, auf der einen Seite ein Park, auf der anderen teure Villen. Eine der Villen steht in Flammen. Diebstahl von Lebensmitteln ist in Atlanta inzwischen an der Tagesordnung, sagt der Nachrichtensprecher. Gerards Gedanken wandern in die Vergangenheit, er sieht sich vor dreiundzwanzig Jahren auf dem Rücksitz eines Chevy Impala zwischen den Kumpels seiner Gang, während sie das Haus in Augenschein nehmen, ein Backsteinhaus im Kolonialstil mit einem Säulenvorbau.

»In fünf Minuten sind wir wieder draußen«, sagt einer der Jungs.

»Ich will keine Häuser mehr ausrauben«, erklärt Gerard.

»Feige Schwuchtel. Die Familie ist im Urlaub.«

»Ich will Arzt werden.«

Sie warfen ihn aus dem Auto. Während er sich davonmachte, brachen seine Kumpels in das Haus ein, später erfuhr er, dass sie den Eigentümer überrascht und erstochen haben. Sie wurden nach dem Erwachsenenstrafrecht wegen Mordes verurteilt und wanderten ins Gefängnis.

In jener Nacht suchte Gerard zu Fuß Dr. Larch auf, der keine Fragen stellte, sondern ihm ein Glas Orangensaft einschenkte, über den Bedarf an Ärzten sprach und ihm nachschaute, als er wieder ging.

Theresa betritt das Büro und bleibt wie angewurzelt stehen. Gerard reißt sich von seinen Erinnerungen los.

»Was machen Sie hier?«, herrscht sie ihn an.

»Die Sequenzierung ist fehlgeschlagen.«

»Ich weiß. Und ich möchte Sie darüber informieren, dass das FBI alle Firmen, die mit Flüssigkeiten handeln, überprüft hat«, erwidert sie steif und offensichtlich bedrückt über diese Nachricht. »Es wurde keine Verbindung zu der Mikrobe gefunden. Hauser hat diesen Ermittlungsstrang zu den Akten gelegt.«

»So schnell?«

Sie starrt aus dem Fenster, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Irgendjemand muss Hauser dazu bringen, die Untersuchungen weiterzuführen. Soll unser Streit etwa unsere Arbeit behindern?«

»Es war kein Streit. Den war es nicht wert.«

»Ich weiß, ich hab mich wie ein Arschloch aufgeführt. Trotzdem — in diesem Punkt habe ich recht.«

Sie seufzt. Ihre Haare sind nicht wie sonst im Dienst gebändigt, ihre Haltung verrät Stolz. Offenbar versucht sie, ihren Ärger in den Griff zu bekommen.

»Also gut«, sagt sie schließlich. »Machen Sie ein paar Tage Urlaub. Kümmern Sie sich um Ihre Familie. Nehmen Sie ihren Dienstausweis mit, aber treiben Sie damit keinen Missbrauch, verstanden?«

Was sie wirklich meint, ist: *Versuch von mir aus, zu Hausers Büro vorzudringen, aber lass mich aus dem Spiel, verstanden?*

Im Keller verspricht Raines Gerard, sich täglich zu melden und seine Anweisungen zu befolgen.

Gerard sagt: »Ich gehe Klinken putzen und versuche, die entscheidenden Leute dazu zu überreden, die Ermittlungen in Bezug auf die Flüssigkeiten weiterzuführen. Und Ihrer Frau werde ich bei der Gelegenheit aus der Cafeteria etwas zu essen besorgen.«

»Füttern Sie Elizabeth und Emily, und Sie dürfen bis ans Ende meines Lebens über mich verfugen.«

An diesem Abend wird Gerard von einem Van in die Marion Street gefahren.

Wenigstens kann ich meine Familie unterstützen, solange ich hier bin, denkt er voller Dankbarkeit, zu Hause zu sein, als Marisa ihm die Tür öffnet.

10. KAPITEL

15. *November. 18 Tage nach dem Ausbruch.*

Am nächsten Morgen um fünf Uhr ist Gerard auf den Beinen, noch bevor der Wecker klingelt. Er muss sich beeilen, wenn er noch einen guten Platz in der Schlange vor der Grundschule bekommen will, wo um acht Uhr die Lebensmittelausgabe beginnen soll.

Denn wenn das nicht klappt, haben wir nichts mehr zu essen.

»Die Militärtransporter wurden gestern durch das schlechte Wetter aufgehalten«, sagt Marisa im Dunkeln. Sie klingt erschöpft. Sie hat die ganze Nacht unruhig geschlafen. Der Dauerregen prasselt aufs Dach und gegen die Fenster, und das Haus ächzt in Erwartung des Winters.

»Der Regen ist heute noch schlimmer, Greg.«

Die Temperatur ist auf fünf Grad Celsius gefallen, stellt Gerard mit einem Blick auf das Außenthermometer fest.

Eine einzelne Gestalt im Regenmantel mit Kapuze stapft zum Schutz die Straße entlang. Bob Cantoni, früher bei den Marines, läuft Streife zwischen seinem Honda, der die eine Zufahrt zur Marion Street blockiert, und Gerards Subaru am anderen Ende.

Wir haben die Straße gesperrt, um Fremde fernzuhalten. Die Polizeipatrouillen wurden reduziert, also müssen wir uns selbst schützen.

Gerards Patrouillenschicht endete um Mitternacht.

»Sind neue Leute aufgetaucht?«, fragt Marisa, die noch im Bett liegt, sie vermeidet das Wort »Flüchtlinge«.

Seine Gedanken wandern zu einem Mann, einer Frau und zwei kleinen Kindern, die gestern Abend durch den Regen gelaufen sind. Das Paar hat sich gestritten. Die Frau schimpfte: »Ich hab dir *gesagt,* wir hätten unsere Vorräte rationieren sollen!«, woraufhin der Mann giftig erwiderte: *»Was* denn rationieren? Du hast dir doch jeden Abend was bestellt. Wann hatten wir denn jemals Vorräte im Haus?!«

So ein Streit zwischen Mann und Frau wäre unter normalen Umständen nichts Besonderes gewesen. Ein kurzes Wortgefecht von der Sorte, die man von vielen Paaren kennt und in jeder Mall unfreiwillig miterlebt.

Gerard erzählt Marisa: »Sie sind aus Reston gekommen und hatten gehört, dass es im RFK-Stadion noch Schlafplätze gibt. Also sind sie mit der U-Bahn hingefahren, obwohl das Stadion längst überfüllt war. Der Mann hat mir tausend Dollar dafür angeboten, in der Marion Street bleiben zu können. Ich habe sie zu St. Paul's geschickt.«

»Du hast ihnen dein ganzes Abendessen gegeben, stimmt's?«

»Nein, das Erdnussbuttersandwich habe ich selbst gegessen«, flunkert er.

Jede Nacht kommen mehr Leute aus den Vororten in die Stadt. Weil sie da draußen von der Versorgung abgeschnitten sind. Ohne Auto geht dort gar nichts.

Er kleidet sich im Dunkeln an, um Energie zu sparen, Cordhose, wasserdichte Wanderschuhe, einen dicken irischen Pullover. Der Thermostat ist auf fünfzehn Grad Celsius eingestellt, um Heizöl zu sparen. Marisa zieht sich einen Frotteebademantel über den Flanellpyjama und dicke, wollene Skisocken an die Füße. Alle haben abgenommen.

Die morgendliche Dusche ist gestrichen, um Heizöl zu sparen.

»Tut mir leid, dass Hauser sich geweigert hat, sich mit dir zu treffen«, sagt Marisa.

Zumindest ist Gerard wieder bei seiner Familie. Während er Bargeld für die Lebensmittel einsteckt, überschlägt er im Kopf, was sie brauchen. Vom Vorjahr haben sie noch einen halben Tank Heizöl übrig, zusätzlich stehen ihnen gut hundert Liter aus Alice Lees Haus zur Verfügung. Alice ist bei ihnen eingezogen.

Alle außer Gail rücken enger zusammen, um Ol zu sparen.

»Greg? Denk dran, deinen Ausweis mitzunehmen. Und überprüf noch mal, ob alle Nachbarn ihre Vollmachten richtig ausgefüllt haben.«

Er gibt ihr einen Kuss. Sie weiß eigentlich, dass er bestens vorbereitet ist, aber es nimmt ihr etwas von der Anspannung, wenn sie sich selbst vergewissert, dass alles seine Ordnung hat.

Denn jeder, der nicht nachweisen kann, dass er im Umkreis von einer Meile von der Verteilstelle wohnt, geht heute leer aus.

Er riecht an sich immer noch den Sex der vergangenen Nacht. Das ist das einzig Gute daran, nicht duschen zu können. Von unten ist das leise Geräusch des Fernsehers im Wohnzimmer zu hören, und als er in der Tür erscheint, sitzt Alice Lee unter einer Steppdecke auf dem Velours-Teppichboden, die dünnen Arme um die Beine geschlungen, und sieht sich die Nachrichten an.

»Früher konntest du Nachrichtensendungen nicht ausstehen, Alice.«

»Jetzt kann ich gar nicht mehr aufhören. Es sind die Nachrichten, die mir nicht gefallen.«

Auf dem Bildschirm ist zu sehen, wie Soldaten einen Lastwagen mit Lebensmitteln vor einer Highschool in Los Angeles entladen. »Ein Versuchsprogramm für die Verteilung von Lebensmitteln wird heute auf Washington, Tampa und New Orleans ausgedehnt«, verkündet der Nachrichtensprecher. »Dieses Programm soll dazu dienen, die schrumpfenden

Lieferungen zu schützen, die Versorgung zu garantieren und Kraftstoff zu sparen.«

Paulo schnauft leise auf dem Sofa, wo er neuerdings schläft, seit Alice eingezogen ist. Auf seinem Bauch liegt eins von Gerards Büchern, *Bakterien, die die Welt verändert haben.* Gerard quält das Gefühl, dass er versagt und den Jungen mit seiner Rückkehr von Fort Detrick enttäuscht hat. Paulos Vertrauen in die Fähigkeiten seines Vaters, Probleme zu lösen, hat gelitten, und auch seine Zuversicht, dass die Probleme sich überhaupt lösen lassen.

»CBS stellt jetzt seine Sendung ein«, erklärt der Nachrichtensprecher. »Schalten Sie um auf ABC, dort wird die Berichterstattung fortgeführt. Um zwölf Uhr mittags werden die Nachrichten schließlich von CNN übernommen. Wir sind dann um achtzehn Uhr wieder auf Sendung. Auf Wunsch des Präsidenten, der eine konzertierte Energiesparpolitik gefordert hat, haben sich die Sendeanstalten gemeinsam zu einer Rotation ihrer Berichterstattung entschlossen. Ich wünsche Ihnen einen sicheren Tag, vor allem unseren Zuschauern in den von heftigen Stürmen heimgesuchten Rocky Mountains.«

Die Speisekammer hat seit dem Tag, als sie das Haus gekauft haben, nicht mehr so trist ausgesehen. In den Regalen liegen neun folienverpackte PowerBars, eine Packung Makkaroni und ein halbes Dutzend Dosen grüne Bohnen, die Alice mitgebracht hat.

Alice hat fast keine Herzmedikamente mehr.

»Daddy?« Annie steht in eine Decke gehüllt in der Esszimmertür. »Kommst du heute mit mir in den Zoo?«

»Sicher, Liebes. Nach der Schule.«

»Das ist doch überhaupt keine richtige Schule. In der Kirche ist es eher wie in einer alten Landschule, wo alle Kinder in einem Raum sind. Mom unterrichtet Bruchrechnen für Drittklässler.«

»Du kannst die Kleineren beruhigen, Liebes. Sie haben Respekt vor dir.«

Annie kuschelt sich an ihn, derweil er sein Frühstück, bestehend aus einem Vanille-PowerBar, in heißem Wasser auflöst. Während Paulo mehr auf Distanz geht und Marisa sich mehr auf Einzelheiten konzentriert, wird Annie seit der unaufgeklärten Vergewaltigung ihrer Freundin immer kindlicher und bedürftiger.

»Eins der Gepardenbabys ist gestern krank geworden, Daddy.«

Marisa stellt die letzten Cornflakes vor Annie auf den Tisch, angerührt mit Leitungswasser.

»Iss etwas, sonst wirst du auch noch krank.«

Annies Augen füllen sich mit Tränen. »Und was ist, wenn das Kleine stirbt?«

Nie spricht sie über die Olkatastrophe, das knappe Essen oder die Vergewaltigung ihrer Freundin. Immer nur über die Gepardenbabys.

»Wir kümmern uns heute darum, einverstanden?«, beruhigt Gerard sie.

Ist es erst sechzehn Tage her, seit das Flugzeug auf dem Ingomar Place abgestürzt ist? Plötzlich muss er daran denken, dass man in Fort Detrick nachts spazieren gehen konnte. Es gab drei Mahlzeiten am Tag, außerdem Automaten mit Süßigkeiten, Medikamente und sogar DVDs mit Hollywoodfilmen.

Wahrscheinlich ist das der Grund, warum so viele Leute sich in Dritte-Welt-Ländern der Armee anschließen. Um zu überleben.

Es klingelt, dann wird die Haustür zugeschlagen. Bob Cantoni und Les Higuera stapfen durchnässt und streitend in die Küche.

Les ereifert sich: »Die Kontrolle über die Lebensmittelversorgung durch die Regierung ist der erste Schritt zum Staatsstreich!«

Er wird von Tag zu Tag nervöser, seit er bei ABC beurlaubt ist.

»Hast du eine bessere Idee? Willst du vielleicht noch mehr Plünderungen?«, faucht Bob, der mittlerweile auch schneller die Ruhe verliert.

In ihren Öljacken wirken Gerards Freunde eher wie Hummerfischer aus Massachusetts denn wie hohe Tiere aus der Hauptstadt.

Übertrieben gut gelaunt trällert Marisa: »Nehmt euch auch einen PowerBar, Leute.«

»Ich hab schon gefrühstückt«, lügt Les, obwohl sein Magen knurrt.

Marisa bereitet dennoch beiden eine Portion.

»Bis heute Abend haben wir wieder richtige Lebensmittel. Da könnten wir doch ein Thanksgiving-Abendessen für die ganze Straße organisieren!«, sagt sie.

Gerard erledigt seinen morgendlichen Anrufbei Raines in Fort Detrick. Sein einziger Mitarbeiter wirkt deprimiert.

»Der jüngste Versuch, die Pipelines zu desinfizieren, ist auch fehlgeschlagen«, sagt Raines.

Gerard und seine Freunde machen sich mit zweirädrigen Einkaufstrolleys auf den Weg die Nebraska Avenue hinunter. Der Dauerregen lässt die Gullys überlaufen. Aus allen Häusern und Nebenstraßen strömen die Menschen, bewaffnet mit leeren Rucksäcken, Beuteln und Einkaufsrollern aller Art. Nachdem zwei Tage zuvor in Philadelphia bei der Lebensmittelverteilung Zehntausende Schlange standen, haben die Behörden angeordnet, dass jedem, der über gültige Vollmachten verfugt, auch die Rationen für Nachbarn ausgehändigt werden können.

Les sagt: »Während der vergangenen Jahre habe ich bestimmt ein Dutzend Sendungen zum Thema >Abhängigkeit vom Öl< produziert. Verstanden habe ich das Problem nie so

richtig. Jedes verdammte System, das wir in diesem Land seit dem Ersten Weltkrieg hatten, ist vom Ol abhängig.«

Aus der Ferne sind Sirenen zu hören, und am Himmel steht eine schwarze Rauchwolke.

»Ich wette, dass schon wieder so ein transportabler Heizofen explodiert ist«, sagt Les. »Jede Nacht geht das so. Die müsste man verbieten.«

Bob hakt sofort ein. »Und wie sollen die Leute dann heizen?«

Als sie sich der Connecticut Avenue nähern, hören sie eine männliche Stimme über Megafon Anweisungen geben: »Schließt in der Schlange auf, Leute. Bleibt ruhig. Es ist genug für alle da.«

Auf der Connecticut Avenue steht die Schlange schon in Viererreihen und reicht weit um die nächste Ecke. Die Menschen sind beängstigend still. Gerard hört das Klappern von Hufen, und als er sich in die Schlange einreiht, entdeckt er einen berittenen Polizisten.

Bob knufft Gerard. »Willst du nachher mit mir einen kleinen Ausflug machen?«

»Wohin?«

Bob flüstert: »Ich kenn da einen Typen von den Marines —«

»Wir haben per Abstimmung beschlossen, *keine* Waffen zu kaufen.«

»Du hast aber gestimmt wie ich. Du weißt genau, dass wir besser vorbereitet sein müssen. Wir beide waren in Krisengebieten in Ubersee. Komm schon. Ich übernehme die Bezahlung.«

Ihr Gespräch wird unterbrochen, weil jemand Gerard von hinten stößt. Es ist kein wuchtiger Stoß, aber ausreichend, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen.

»Entschuldigung«, sagt eine vertraute Stimme gedehnt. »Ich bin gestolpert.«

Als Gerard sich umdreht, blickt er in das grinsende Gesicht von Gordon Dubbs. Er ist in Begleitung zweier Männer, die Gerard nicht kennt, unrasierte Typen, die, während sie ihn taxieren, die gleiche Brutalität ausstrahlen wie Dubbs. Plötzlich hat er eine Gasse in Atlanta vor Augen. Er sieht sich selbst, wie er die Mitglieder einer Jugendgang aus Chamblee beobachtet. Er weiß, dass er sich eines Tages mit den Jungs anlegen wird. *Nicht schon wieder,* denkt er jetzt.

»Das ist mein Nachbar, Joe Gerard«, stellt Dubbs ihn seinen Kumpanen vor, absichtlich mit falschem Vornamen. »Joe, diese Jungs sind bei uns eingezogen. Sie sind Ihre neuen Nachbarn. Begrüßen Sie sie, Nachbar.«

Die Verteilung der Lebensmittel beginnt tatsächlich pünktlich. Die Schlange kommt nur schleppend voran. Neben dem Eingang zur Turnhalle entdeckt Gerard drei Safeway-Lastwagen. Unter den Augen grimmig dreinblickender Wachen tragen Soldaten Kisten in die Schule.

»Und was ist, wenn ihnen die Lebensmittel ausgehen?«, grübelt Les.

Diejenigen, die ihre kleinen Rationen bereits in Empfang genommen haben, beeilen sich, mit ihren halb vollen Beutelnzu verschwinden, darauf bedacht, jeden Blickkontakt mit anderen in der Schlange zu meiden. Die Polizisten auf den Pferden reiten ständig auf und ab, einschüchternd, wachsam, wortlos und durchnässt.

Gerard hört hinter sich Gordon Dubbs im Gespräch mit seinen Kumpels. »Macht euch mal keine Sorgen wegen der Vollmachten. In unserem Gebäude tun die Leute, was ich sage. Was haltet ihr von Connecticut 5105?«

»Die Connecticut Avenue ist zu einsehbar«, lautet die Antwort.

»Und die Irvington Street?«

»Die Hälfte der Häuser ist verlassen.«

»Was ist mit dem Tudor-Haus hinter der Kirche?«

Es geht um Plünderungen, denkt Gerard.

Die Turnhalle ist riesig, die Lebensmittel sind neben den Rängen aufgestapelt, von wo aus Gerard normalerweise am Freitagabend Paulo beim Basketball zusieht. Soldaten sitzen an langen Tischen vor Computern. Auf handbemalten Tafeln an den Wänden steht: »Halten Sie Ihren Ausweis bereit. Diese Lebensmittel sind zum Verkauf bestimmt. Es sind keine Spenden. Bezahlung in bar. Festpreise.«

Als er an der Reihe ist, reicht Gerard einer gelangweilten Frau am Computer seinen Ausweis, die Stromrechnung zur Bestätigung seiner Wohnanschrift und von den Nachbarn unterschriebene Computerausdrucke, die Vollmachten, die ihn berechtigen, Lebensmittel für acht Haushalte in der Marion Street einzukaufen.

Die Frau überprüft seinen Ausweis und tippt irgendetwas in ihren Computer, während Les — ganz Journalist — einer Frau in der Schlange erklärt: »Sie vergleicht die Bewohner-Daten mit den Grundbucheinträgen, um festzustellen, wie viele Lebensmittel jedem Haushalt zustehen.«

Plötzlich hält die Frau inne.

»Ihr Block hat bereits Lebensmittel erhalten«, sagt sie vorwurfsvoll.

Gerards Puls beschleunigt sich. Er versucht, einen Blick auf den Bildschirm zu erhaschen, aber von seiner Position aus gelingt es ihm nicht. »Das muss ein Irrtum sein«, sagt er ruhig und ebenso freundlich wie sachlich.

»Hier steht, Ihre Lebensmittel wurden bereits zugeteilt«, erwidert sie mit erhobener Stimme.

»Ich pfeife darauf, was da steht«, wirft Bob wütend ein.

»Sie halten den Betrieb auf«, sagt Gordon Dubbs hinter ihnen. »Sie wollen sich wohl einen Nachschlag holen. Sie sollten sich was schämen!«

Gerard kneift Bob in die Schulter, damit er sich mit Kommentaren zurückhält, und versucht, die Frau davon zu überzeugen, dass ein Fehler vorliegt. »Möglicherweise wurden an anderer Stelle irrtümlich falsche Informationen eingegeben«, sagt er, während sich ihm der Magen verkrampft.

»Ich weiß nur, was hier steht. Kommen Sie nächste Woche wieder. - Sergeant! Hier ist jemand, der zum zweiten Mal ansteht!«

Es ist Les, der die Nerven verliert, nicht Bob Cantoni. Blass vor Wut, greift Les nach dem Monitor und versucht, ihn zu sich herumzudrehen, damit er etwas sehen kann. Gerard zieht ihn weg. Ihm ist klar, dass sie hier mit Gewalt keine Chance haben.

»Das geht doch nicht!«, klagt Les.

»Diese Lebensmittel sind für unsere Kinder«, faucht Bob, als ein älterer Soldat - grauhaarig und mit ziemlich entschlossener Miene - herbeischlendert, offenbar nicht in der Stimmung für Ärger. Wahrscheinlich hat er sich schon den ganzen Morgen mit Leuten herumgeschlagen, die schwindeln, sich einschmeicheln oder sich mit falschen Papieren als Einheimische ausgeben, um zusätzliche Lebensmittel zu ergattern.

Bitte, Sir. Es handelt sich um eine Verwechslung. Jemand hat meinen Ausweis gestohlen. Ich bin erst kürzlich hierhergezogen und habe noch keine Papiere. Ich habe die Papiere verloren.

Die Fäuste in die Hüften gestemmt, blickt der Sergeant von der Frau am Computer zu Gerard, der die Situation zu erklären versucht. Der Sergeant winkt noch weitere Soldaten zu sich heran. »Sir, bitte gehen Sie. Wenn Sie sich beschweren wollen, dann rufen Sie die Nummer an, die da drüben auf der Tafel steht.«

Einer spontanen Eingebung folgend, holt Gerard seine Brieftasche hervor und zückt seinen Dienstausweis von Fort Detrick, der ihn als wichtiges Mitglied des Ölkrisenstabs ausweist. Unter dem laminierten Foto befindet sich die — vom

Verteidigungsminister unterschriebene — Anordnung, dass alle Militärangehörigen mit »dem Inhaber dieses Ausweises« in jeder Hinsicht zu kooperieren haben.

Nachdem der Sergeant den Ausweis studiert hat, verzieht er wütend und angewidert das Gesicht.

»Das beinhaltet nicht das Recht auf doppelte Lebensmittelrationen.«

»Die Lebensmittel *anderer* Leute«, faucht die Frau.

Wenn Hauser das erfährt, buchtet er mich ein. Aber ohne Lebensmittel für meine Familie gehe ich hier nicht weg.

Gerard spürt, wie ihm der Schweiß am Rücken hinunterläuft. »Rufen Sie an. Überprüfen Sie den Ausweis. Machen Sie schon. Verschwenden Sie hier nicht noch mehr Zeit.«

Aus der Schlange hinter ihnen schreit jemand: »Wer hält denn da den Betrieb auf?«

Jemand anders argwöhnt: »Denen gehen die Lebensmittel aus!«

Die Leute in der Schlange wirken plötzlich wie elektrisiert. Der Sergeant gibt auf der Stelle den Dienstausweis zurück und weist die Frau an der Ausgabe an, Gerard eine zweite Ration Lebensmittel auszuhändigen, jedoch zu vermerken, dass die Marion Street *zwei* Rationen erhalten habe. Beide von Gerard in Empfang genommen.

»Sie widern mich an«, sagt der Sergeant und winkt Gerard zum nächsten Tisch durch, wo man ihm acht blaue Coupons aushändigt, einer für jeden Haushalt in der Marion Street, und ihn damit in den hinteren Teil der Turnhalle schickt. Dort erhält er Quittungen über die Bezahlung von 300 Dollar - in bar — für jeden Coupon. Vor ihm werden die Lebensmittel aufgestapelt: Eintopf und Thunfisch in Dosen, Brot, Milch, Butter, Tiefkühlerbsen. Darüber hinaus chinesische Nudeln, Würstchen, Cornflakes, Gewürzgurken, drei Eier pro Haushalt, Baked Beans und acht Gläser mit Maraschinokirschen.

Bob starrt auf die Kirschen. »Das sind doch keine Lebensmittel.«

»Jeder erhält Obst«, sagt ein erschöpfter Helfer. »Kirschen sind Obst. Sie müssen es ja nicht nehmen.«

»Diese krebserregenden Zuckerkugeln nennen Sie Obst?«

»Ich habe keine Zeit, mich mit Vorlieben zu beschäftigen.«

Die drei Männer behalten die Maraschinokirschen.

»Was für ein bescheuertes System! Das werden sie nicht lange durchziehen können«, bemerkt Les, als sie die Turnhalle verlassen.

Der alte verrostete Pontiac taucht aus dem Nichts auf, wirbelt eine Pfütze auf und hält in der Nebraska Avenue neben ihnen am Bordstein. Die getönten Scheiben werden heruntergelassen. Aus dem Wageninneren ist Jazz zu hören — Nat King Cole. Zwei Männer grinsen ihn an, ein Weißer und ein Chinese. Die müssen noch sauberen Sprit haben, denkt Gerard. Polizisten?

Werden wir jetzt verhaftet wegen meines Vergehens?

»Meine Herren«, sagt der Fahrer strahlend. Also keine Polizisten. Beide Männer sind Anfang zwanzig, elegant gekleidet und tragen trotz des trüben Regenwetters Sonnenbrillen. Als Gerard sich zum Fenster hinunterbeugt, entdeckt er auf dem Rücksitz in Frischhaltefolie eingewickelte, dick belegte Sandwiches.

Sie lassen den Motor laufen. Offenbar ist Spritvergeudung für sie kein Thema.

Der Fahrer sagt: »Ziemlich nass da draußen, Leute. Wollen Sie nicht einsteigen und sich ein bisschen mit uns unterhalten? Haben Sie Hunger? Wollen Sie vielleicht ein Sandwich?«

Blitzartig erfasst Gerard die Situation.

Solche Szenen hat er in der Dritten Welt erlebt, allerdings

saßen die Männer bei der SARS-Epidemie in Vietnam in einem Toyota mit Allradantrieb. In Rio Branco, Brasilien, haben sie ihn aus einem Landrover heraus angesprochen. Wollen Sie Medikamente kaufen? Brauchen Sie einen Schlafplatz? Oder Lebensmittel?

Als klar ist, dass Gerard nicht einsteigen wird, wechselt der Fahrer zur nächsten Masche. »Mann, dieser Sergeant war doch ein richtiges Arschloch.«

»Ich habe Sie nicht in der Turnhalle gesehen«, erwidert Gerard.

»Diese bescheuerten Typen an der Lebensmittelausgabe, die spielen sich doch auf wie die Kings«, sagt der Mann.

Gerard bleibt nah am Fenster stehen. Seine Faust schließt sich um eine Konservendose, ohne dass der Fahrer es bemerkt. Im Wageninnern kann er keine Waffen entdecken, trotzdem geht er davon aus, dass die Männer bewaffnet sind. Bob Cantoni hat mittlerweile auch eine Dose in der Hand.

Der Fahrer sagt: »Also, dieser Ausweis muss ja wirklich was ganz Besonderes sein, wenn man damit Extrarationen kriegt.«

»Wir wollten keine Extrarationen.«

»Aber die haben *geglaubt,* Sie wollten welche, und Sie haben sie gekriegt.«

»Die haben sich geirrt«, entgegnet Gerard und spürt die Verunsicherung hinter der grinsenden Fassade. Die beiden wollen herausfinden, wie wichtig er ist. Das verschafft ihm vorübergehend eine gewisse Sicherheit.

»Wir müssen jetzt nach Hause«, sagt er. »Kommt, Leute.« Er richtet sich auf und macht sich auf den Weg durch den Regen, schlägt allerdings die falsche Richtung ein, während die Männer im Wagen ihm hinterhersehen.

Les will irgendetwas über die Richtung sagen, aber Bob schneidet ihm das Wort ab. Sie gehen alle weiter.

Doch der Wagen schließt zu ihnen auf und hält erneut.

Der Fahrer steigt aus und stellt sich mit erhobenen Händen vor Gerard, um ihn aufzuhalten. Er lächelt immer noch. »Mensch, bei allen liegen die Nerven blank. Tut mir leid, wenn ich Sie beleidigt habe. Ich wollte Ihnen gerade erklären, dass ich einen Freund habe, der auch so einen Ausweis haben möchte, um sich damit Lebensmittel zu besorgen.«

»Nein«, erwidert Gerard.

»Ich meine nicht, dass Sie ihn uns einfach so geben sollen. Verkaufen Sie ihn, oder sagen Sie, was Sie dafür haben wollen. Mein Freund hat eine Menge Sachen. Steaks. Waffen. Sie brauchen es nur zu sagen. So einen Ausweis kann man kopieren und einen anderen Namen einsetzen. Meinetwegen können Sie das Original auch behalten, falls es Ihrer sein sollte. Kann ich ihn mal sehen?«

»Es ist nicht meiner«, sagt Gerard.

»Verscheißern Sie mich nicht«, fährt der Mann ihn an. »Sie wissen genau, dass Sie den Wisch nicht benutzen dürfen, um Lebensmittel abzuholen.«

Gerard tritt so dicht an den Mann heran, dass er die Poren in seinem Gesicht erkennen kann. Fühlt sich vierundzwanzig Jahre zurückversetzt. Er steht in einer Gasse in Atlanta, seine Schläfen pochen. Er sagt: »Sie haben doch keinen blassen Schimmer, was ich machen darf und was nicht. Jetzt zeigen Sie mir mal schön *Ihren* Ausweis. Ich bin zwar nicht im Dienst, aber bei Ihnen mache ich eine Ausnahme.«

Sie starren einander an. Es gießt in Strömen.

Wenn er eine schnelle Bewegung macht, schlag ich sofort zu.

Aber der Mann hebt nur resignierend die Arme, lächelt und gibt Gerard ein weißes Kärtchen mit einer daraufgekritzelten Telefonnummer.

»Rufen Sie mich an, falls Sie sich's anders überlegen.«

Gerard bedeutet seinen Freunden, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis der Wagen um die Ecke verschwunden ist.

»Gut gemacht«, sagt Bob voller Bewunderung.

»Super Geschichte fürs Fernsehen«, strahlt Les. »Der Schwarzmarkt! Es geht schon los!«

Dann fällt ihm wieder ein, dass er ja beurlaubt ist.

»Alles wird den Bach runtergehen«, murmelt er.

Gerard beobachtet die Ecke, um die der Wagen verschwunden ist. »Das waren Neulinge in dem Metier«, sagt er, »sonst wären sie uns bis nach Hause gefolgt, um uns erst dort anzusprechen.« In ein paar Wochen werden sie ein besseres Auto fahren, besser essen und teurere Anzüge tragen. Und dann werden sie sich nicht mehr bluffen lassen.

Alles ist im Umbruch.

Oder haben sie unsere Adressen schon bei der Lebensmittelausgabe in Erfahrung gebracht?

Seine linke Hand zittert. Er nickt Bob Cantoni zu, spürt, wie er sich langsam wieder beruhigt.

Er meint: *Ich komme mit dir; um Waffen zu besorgen.*

Es hat aufgehört zu regnen. Gerard und Bob fahren mit ihren Mountainbikes entlang der Grand Road durch den Rock Creek Park. Die Luft ist kalt, der Park liegt verlassen da. Gerard sieht gefällte Eichen neben den Wegen liegen, manchmal auch nur noch Stümpfe, wo vorher Eichen standen.

»Holzklau«, sagt Bob. »Zum Heizen.«

Bob trägt die Sig-Sauer-P-226 unter seiner Jacke. Gerard ist unbewaffnet.

Gerard sagt: »Warum wollte dein Freund uns unbedingt hier treffen? Werden hier nicht ständig Leute überfallen?«

»Naja, das ist typisch Leon. Er sucht den Kampf. Bei den Marines hat er sich ungefähr neunmal pro Monat *Death Wish* reingezogen.«

Als sie auf der Höhe des Baseballspielfelds ankommen, kommt ihnen unter den kahlen Bäumen ein Mann auf einem Mountainbike entgegengeradelt. Von ferne wirkt er noch jung, aber aus der Nähe sieht man, dass er bereits um die

dreißig sein muss. Er trägt eine Redskins-Jacke, eine schwarze Mütze und einen Rucksack. Seine harten Gesichtszüge hellen sich auf, als er Bob erblickt.

»Auf dem ganzen Weg kein einziges Problem«, verkündet er enttäuscht.

»Hätten wir das nicht bei dir zu Hause erledigen können?«, fragt Bob.

»Geht nicht. Mein Nachbar glaubt schon, ich würde mit Waffen handeln.«

»Stimmt das etwa nicht?«, fragt Gerard.

»Würde ich damit handeln, müsste ich für diese hier zwanzigtausend nehmen. Aber euch überlasse ich sie für ein Viertel.«

»Fünftausend Dollar?«, stöhnt Gerard.

»Das ist die Hälfte von dem, was ein Apfel in einer Woche kosten wird, Kumpel.« Grinsend öffnet Leon den Rucksack.

Bob Cantoni und Gerard bezahlen für eine Ruger-9-mm und einen Browning-.38 einschließlich Munition. Dann klatschen Bob und Leon sich ab, und Leon macht sich auf den Weg Richtung Stadtzentrum, der einsame Kämpfer in der Hoffnung auf einen Hinterhalt, damit er sich mit jemandem prügeln kann.

Gerard fragt: »Wie wollen wir denn überhaupt Schießübungen machen? Sobald irgendwelche Nachbarn Schüsse melden, haben wir doch die Polizei auf dem Hals.«

»Das ist unser geringstes Problem, und das weißt du. Wir beide sind jetzt wie die Herdenführer bei den Neandertalern. Wir sorgen für Essen, Schutz und Waffen. Dafür, dass die Leute in unserer Höhle überleben.«

»Du scheinst ja richtig froh darüber zu sein. Genau wie Leon.«

»Nein. Aber ich kann nicht wie die anderen in unserer Straße die Augen davor verschließen, dass es hart auf hart

kommen wird. Richter Holmes denkt, die Gerichte würden die Probleme lösen. Alice vertraut darauf, dass der Präsident die Lage retten wird. Aber wir beide wissen, wie schnell alles zusammenbrechen kann.«

»Noch ist es nicht so weit, dass ich anfange, um mich zu schießen, Bob.«

»Trotzdem ist dir klar, dass wir alle über kurz oder lang Entscheidungen treffen müssen. Prioritäten setzen. Wir sind nirgendwo in Sicherheit und können nirgendwohin abhauen. Das Lebensmittelverteilungsprogramm wird nicht lange funktionieren. Es gibt zu viele Leute und zu wenig Nachschub. Deshalb solltest du anfangen, dir zu überlegen, wie du diesen Ausweis möglichst sinnvoll für uns einsetzen kannst.«

»Du meinst, wir sollen Lebensmittel *stehlen*?«, fragt Gerard entgeistert.

»Hast du gesehen, wie Dubbs uns gemustert hat, und hast du gehört, worüber diese Typen geredet haben? In leerstehende Häuser einbrechen. Das müssen wir ernst nehmen. Irgendwann werden wir uns so oder so mit denen anlegen müssen, Greg, das ist dir doch klar, oder?«

Gerard seufzt. Erneut fühlt er sich in seine Jugendgang-Zeit zurückversetzt: Die Aryan-Gang formiert sich, daraufhin stehlen Gerard und seine Freunde Werkzeuge aus dem Heimwerkerladen, um sich verteidigen zu können. Er erinnert sich an einen Hammer, den er hat mitgehen lassen. »Wir müssen den Fußweg zwischen den Grundstücken und die Gärten sichern. Vielleicht sollten wir auch Überwachungskameras anschaffen und sie so anbringen, dass wir die Straße nachts besser im Auge behalten können.«

»So ist es brav!«, erwidert Bob.

Gerard bricht in schallendes Gelächter aus und spielt einen Verkäufer: »Hier haben wir den modernen Dad. Er schlägt Gangster in die Flucht. Er kauft Waffen. Er plant Schlachten

mit den Nachbarn, hat aber noch Zeit, mit seiner Tochter in den Zoo zu gehen.«

»Sieh zu, dass du vor Einbruch der Dunkelheit wieder zurück bist«, sagt Bob, »sonst kommen wir dich suchen. Du solltest sie dort nicht mehr hingehen lassen. Zu unsicher. Der Zoo?«, sagt er und breitet die Arme aus, als wollte er die Stadt, den Park und das ganze Land einschließen.

Gerard betrachtet die kahlen Bäume, die den Gehweg säumen. Sie kommen ihm.plötzlich vor wie Gitterstäbe eines Käfigs. Er fuhrt den Gedanken seines Freundes fort. »Wir sind die Tiere. *Das hier* ist der Zoo.«

Am Abend wird im Fernsehen über ein Treffen zwischen dem US-Präsidenten und den Spitzenvertretern der Ölwirtschaft berichtet. Alle sind sich einig, dass hinter dem Angriff auf das Ölsystem nur islamistische Terroristen stecken können. Anwesend sind die Vorstandsvorsitzenden von Exxon, Halliburton, Arco, Texaco und Cougar Energy Services.

»Ich würde mich gar nicht wundern, wenn die Terroristen im Auftrag von Teheran handelten«, sagt einer der Topmanager.

Gerard ruft Raines an.

»Weiten Sie die Suche aus. Besorgen Sie mir alles über die Firmen, die Flüssigkeiten liefern, alles, was Sie im Hinblick auf Gerichtsverfahren, Scheidungen, Zivilprozesse und Landkäufe finden können. Suchen Sie nach Querverbindungen. Nehmen Sie einzelne Angestellte unter die Lupe. Nicht dass ich Terroristen völlig ausschließen will. Es ist nur so, dass offenbar niemand eine andere Möglichkeit auch nur in Betracht zieht.«

»Gehen Sie zu Hauser, Boss. Wir brauchen ein funktionsfähiges Team.«

11. KAPITEL

24. November. Morgens. 27 Tage nach dem Ausbruch.

Das Energieministerium gleicht einem Tollhaus. Die Hälfte der Belegschaft ist beurlaubt, man kann das Gebäude nur mit einer besonderen Genehmigung betreten. Dennoch scheint es Hunderten von Zivilisten gelungen zu sein. Sie alle kommen im persönlichen Auftrag von Senatoren, Ministern, Gouverneuren, Generälen, Generaldirektoren, Bürgermeistern, Freunden des Weißen Hauses und Verwandten von Politikern.

»Ich versuche hier seit drei Tagen, mich mit jemandem zu treffen«, sagt Gerard zu einem stellvertretenden Staatssekretär des Energieministeriums.

»Ich weiß, dass es schwierig ist«, antwortet der Mann mitfühlend, während im Hintergrund der Lärm aus den Korridoren zu hören ist.

Gerard erklärt dem überarbeiteten Mann: »Aufgrund unserer Erkenntnisse in Fort Detrick erachten wir es als absolut notwendig, Chemiker zu den Ölfirmen zu schicken, die Flüssigkeiten zur Erdölförderung herstellen, um dort nach Rückständen von Delta-3 zu suchen.«

»Ja! Absolut richtig!« Der Mann wirft einen Blick auf seinen Kalender und setzt eine ernste Miene auf. Er erinnert Gerard an einen Leichenbestatter. »Das Problem besteht leider darin, dass unsere sämtlichen Leute bereits unterwegs sind, um Bohrlöcher und Pipelines zu überprüfen. Außerdem wird das Reisen immer schwieriger. Zu wenig Personal,

beschränkte Reisegenehmigungen, Sie wissen schon. Und jede Menge Senatoren«, flüstert er, »fordern die besondere Berücksichtigung ihres jeweiligen Staates, was die Tests angeht.«

Gerard sagt: »Dann schicken Sie mich hin. Ich kann das übernehmen.«

»Oh, Dr. Gerard, wir werden darauf zurückkommen, sobald die Inventarlisten unserer militärischen Ausrüstung komplett sind.«

»Ich dachte, das sei Sache des Verteidigungsministeriums.«

»Ja, leider gibt es Überschneidungen, ich weiß.« Der Mann tupft sich mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. »Wenn Sie nichts dagegen haben, Sir, würde ich Ihnen gern eine heikle persönliche Frage stellen. Sind Sie sicher, dass nicht persönliche Differenzen mit einem Vorgesetzten Ihr Urteilsvermögen beeinträchtigen?«

Gerard läuft rot an. »Mit wem haben Sie gesprochen?«

»Nun, wir haben ein Programm vorgeschlagen, das Ihrem Vorschlag sehr ähnlich ist. Soweit ich weiß, hat General Hauser es Ihnen gegenüber bereits abgelehnt.«

Der stellvertretende Staatssekretär steht auf und streckt Gerard die bleiche Hand hin. »Alles Gute, Dr. Gerard. So viele Termine und so wenig Zeit.«

Die St.-Paul's-Kirche wurde 1852 erbaut. Die Mauern sind aus grauem Stein und die Eingänge bogenförmig. Pastor Van Horne hat die Kellerräume in Unterkünfte für Flüchtlingsfamilien umgewandelt. Sie schlafen auf den violetten Samtkissen, die normalerweise auf den Kniebänken in der Kirche liegen und jetzt hier unten auf dem Teppichboden ausgelegt sind.

Sobald ich hier mit der Behandlung der Leute fertig bin, denkt Gerard, der sich gerade über einen Patienten beugt, *werde ich*

einen Diebstahl begehen. Das habe ich seit fünfundzwanzig Jahren nicht mehr getan.

»Mir geht's gut, Doc«, sagt der hustende Mann zu Gerard. Aber die Grippe setzt ihm übel zu: Er zittert am ganzen Körper und ist offenkundig dehydriert.

»Sie haben mehr als 39 Grad Fieber.«

»Das ist bloß eine Erkältung.«

Die Flüchtlinge, meist Leute aus den Vororten, haben einen glasigen, schicksalsergebenen Blick. Ihre Stimmung schwankt zwischen Panik und Dankbarkeit. Die Existenz dieses kirchlichen Schutzraums ist nicht öffentlich bekannt. Andernfalls wäre er hoffnungslos überlaufen.

Einmal täglich macht Gerard Visite in der St.-Paul's-Kirche, untersucht die Leute, lindert Schmerzen und senkt Fieber mit den letzten rezeptfreien Medikamenten, die vergangene Woche zugeteilt worden sind. Heute hat er außerdem Nudeln aus den Vorräten der Marion Street als Spende mitgebracht.

»Sie haben ja gar nichts gegessen«, sagt Gerard vorwurfsvoll. Die Augen des Kranken sind gerötet, er leidet an Zahnfleischschwund, und die Haut am Hals ist schlaff.

»Sehr witzig. Meine Exfrau hat immer gesagt, ich würde zu viel essen. Auf jeden Fall brauchen meine Kinder jetzt die Lebensmittel.«

»Was für einen Job hatten Sie vor Delta-3?«

Der Mann sieht ihn verwundert an. »Außenministerium. Ich war für die Sahelzone zuständig«, erwidert er voller Stolz bei der Erinnerung an seine wichtige Aufgabe.

Gerard riecht den Schweiß, die nicht gewechselten Kleider und die Ausdünstungen von sechsunddreißig Menschen, die nur einmal pro Woche in den Genuss einer — kalten — Dusche kommen.

Zu dem Mann sagt er: »Ich habe selbst in den Dürregebieten Afrikas gearbeitet. Wir beide wissen ganz genau, was mit den Kindern passiert, wenn die Eltern sterben.«

Die Lippen des Mannes verziehen sich zu einer trotzigen, dünnen Linie.

»Washington ist nicht Afrika.«

»Aber Washington ist nicht mehr, was es war.«

»Sie haben doch gehört, was der Präsident gesagt hat«, erwidert der Mann ergeben. »Haltet noch ein paar Tage durch. Jemand wird herausfinden, wie wir Delta-3 besiegen können.«

Draußen, wo Gerard sich auf den Diebstahl vorbereitet, strahlt die Sonne von einem blauen Himmel. Auf dem Rasen zwischen Kirche und Feuerwehrhaus, einer Freifläche, die von vielen Wohngebäuden aus einsehbar und daher ziemlich sicher ist, wird gerade der dienstägliche Tauschmarkt eröffnet. Die Menschen bringen alles mit, was sich zum Tausch oder Verkauf anbieten lässt. Sie breiten Decken aus und verteilen ihre Habseligkeiten darauf, während Marisa drinnen in der Kirche ihren Unterricht abhält.

Anwälte werden zu Marktschreiern.

»Kichererbsen! Gemüsesuppen! Ich biete auch Toilettenpapier!«

»Glühbirnen! Taschenlampen! Kerzen! Batterien!«

Normalerweise wäre eine solche Szenerie ein Vergnügen, ein Paradies für Schnäppchenjäger. Doch die wachsende Verzweiflung und die drohende Not lassen sich nicht überspielen.

Gerard betrachtet das Angebot. Alle außer den Schwarzmarkthändlern sind knapp an Lebensmitteln, aber eine ganze Reihe von Leuten - Sammler, Hamsterer oder diejenigen mit Beziehungen - scheinen über Vorräte an speziellen Waren zu verfugen.

Wer darauf vertraut, dass die Krise nur vorübergehend ist, bietet lebenswichtige Dinge zu Fantasiepreisen an, tauscht Lebensmittel gegen Schmuck, Campingartikel gegen

Kunstwerke, Medikamente gegen Stereoanlagen, Besteck, Ledersofas. Pessimisten bezahlen jeden Preis für die Dinge, die sie benötigen. Gerard entdeckt die Stewardess Julie, die gerade dabei ist, von einem Einkaufswagen alles Mögliche abzuladen: Kopfschmerztabletten, Damenbinden, Spezialwerkzeug, Kirkland Cola und zwei große Gläser Mayonnaise. Gleich nebenan tauscht Les Higuera seinen Fernseher mit 42-Zoll-Flachbildschirm gegen dicke Winterhandschuhe und eine kleine, mit gefrorenem Hackfleisch gefüllte Kühlbox.

»Zumindest hoffe ich, dass es Hackfleisch ist«, sagt er zu Gerard.

Ein Satz nagelneuer Michelin-Rennreifen geht für fünfundzwanzig Dollar an einen elegant gekleideten Mann und seinen bulligen Helfer, der sie zu einem Ford-SUV trägt. Mehrere Stangen Zigaretten — die eingebildete Rettung für Nikotinsüchtige — wechseln den Besitzer für einen Ehering. Eine alte Münzsammlung wird gegen Insulin, Aspirin, Ibuprofen und Nasenspray getauscht.

Gail Hansen bietet eins der kleineren Bilder aus ihrer Galerie für zwei Flaschen Wodka an. Sie hat sich geweigert, ihre Sachen zum gemeinschaftlichen Tauschpool des Marion-Street-Blocks beizusteuern.

»Mit meinen Sachen mache ich, was ich will«, lautete ihre Begründung.

Natürlich ist auch Gordon Dubbs mit seinen beiden Kumpanen da. Sie schlendern nur durch die Reihen, offensichtlich nicht daran interessiert, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, scheinen jedoch genau zu registrieren, wer mit wertvolleren Dingen im Gepäck nach Hause geht. Bei den dreien kann Gerard keinerlei Mangelsymptome entdecken, die ihm bei den meisten anderen Menschen hier ins Auge stechen: verlangsamte Bewegungen, ausgebeulte Kleidung, stumpfe Blicke, erste Krankheitsanzeichen.

Sie müssen über genügend Lebensmittel verfügen. Sie beobachten, wohin die Leute gehen.

Bei Dubbs' Anblick verkrampft sich Gerards Magen auf vertraute Weise, wie damals, wenn er als Jugendlicher auf die Mitglieder einer feindlichen Gang traf

»Verkauft vielleicht jemand sauberen Sprit?« Der gut gekleidete Mann geht herum, offensichtlich wohlhabend, energiegeladen und zufrieden, seinen menschlichen Wachhund im Schlepptau. »Verkauft jemand Heizöl? Für Heizöl zahle ich einen Spitzenpreis! Sagen Sie mir, was Sie dafür haben wollen!«

Die Bewohner der Marion Street haben per Abstimmung eine Aufgabenverteilung beschlossen. Bob Cantoni ist mit dem Schutz der Straße betraut. Les, der Fernsehproduzent, soll die Schichteinteilung, Beschaffungstouren und Versorgungsplanung organisieren. Marisa wird sich mit Lehrern aus dem Viertel zusammentun und sich auf die Kinder konzentrieren. Sie wollen dafür sorgen, dass sowohl in ihrem Block als auch in der Kirche, auf die Chris Van Horne die für die Marion Street getroffenen Schutzmaßnahmen ausdehnen will, geregelter Unterricht stattfindet. Alice wird sich um die Zubereitung der Mahlzeiten kümmern, während Gerard die medizinische Versorgung in die Hand nimmt. Richter Holmes übernimmt den Vorsitz für das »Rechtskomitee«, das Konflikte zwischen den Nachbarn schlichten soll. Die Klines werden alle Nachrichten im Fernsehen und die Blogs im Internet verfolgen und täglich Zusammenfassungen präsentieren. Und Joe Holmes soll ermitteln, wie sich durch das Abdichten von Fenstern und die Beschränkung auf möglichst wenige Zimmer der Heizölverbrauch noch weiter einschränken lässt.

Um vierzehn Uhr sitzen Gerard, Bob und Joe eingezwängt auf dem Vordersitz von Bobs Suburban, unterwegs

auf Diebestour zum sieben Kilometer entfernten Takoma Park. Die Sonne steht hoch. Die Temperatur liegt bei angenehmen, für die Jahreszeit ungewöhnlichen zehn Grad über null. Überall am Bordstein liegt Müll herum. Die Ampeln sind abgeschaltet. Jeden Tag wagen sich weniger Leute mit ihren Privatautos auf die Straße, und das auch nur um die Mittagszeit, wenn der Verkehr sicher ist.

»Ich fass es nicht, dass du uns nichts von deinen Heizölvorräten erzählt hast«, fährt Bob Joe an.

»Ich wollte mir erst ganz sicher sein, dass wir das Ol wirklich brauchen. Normalerweise bestehle ich meine eigene Firma nicht. Rein rechtlich gesehen ist das, was wir vorhaben, Plünderung.«

»Wollen wir hoffen, dass uns nicht ein anderer aus deiner Firma zuvorgekommen ist.«

Gerard beruhigt Joe. »Wenn diese Krise vorüber ist, werden wir das Öl zurückgeben.«

»Eleanor meint, das behaupten alle Diebe.«

»Deine Frau ist keine Richterin, Bob.«

»Jede Ehefrau ist eine Richterin.«

Da derzeit der einzige Zweck von Autofahrten darin besteht, Dinge zu besorgen, läuft jeder, der sich auf die Straße wagt, Gefahr, in einen Hinterhalt zu geraten. Die Autofahrer vermeiden jeden Blickkontakt. Sie halten nicht an Stoppschildern, das wäre viel zu gefährlich. In allen Wagen sitzen mehrere Personen, meist aufdie eine oder andere Art bewaffnet, mit Pistolen, Baseball- oder Golfschlägern, Tränengas.

»Greg, als du damals in deiner Gang warst, habt ihr doch bestimmt jede Menge Zeug geklaut, oder?«, fragt Joe, während er einen kurzen Blick auf die vier leeren schwarzen Ölfässer im Laderaum wirft, die er von einer seiner Baustellen geholt hat.

»Am liebsten habe ich Motorräder geklaut. Aber wenn du das Paulo erzählst, dreh ich dir den Hals um.«

»Gables Glen« - Joes Bauprojekt — ist ein Pflegeheim, das Ende Oktober hätte fertiggestellt sein sollen. Das zweistöckige Backsteingebäude befindet sich auf einem bewaldeten Grundstück nicht weit von der Piney Branch Road. Hinter einem Stacheldrahtzaun schlängelt sich eine lange Auffahrt an einem Wachhäuschen vorbei zum Eingang. Das Wachhäuschen ist leer. Am Hauptgebäude sind die Fenster eingeschlagen. Als sie ankommen, bemerkt Gerard, dass Plünderer die Wände mit Farbe besprüht haben. In Washington können sich selbst Vandalen politische Parolen nicht verkneifen.

Delta-3 ist eine geheime Biowaffe, die aus irgendeinem Labor entwischt ist.

»Wir haben die Öltanks schon im September aufgefüllt«, sagt Joe mit Blick auf die Verwüstungen. »Sav-Mor hat uns einen hervorragenden Preis gemacht.«

Sie parken vor der eingeschlagenen Tür am Hintereingang und lauschen erst einmal, ob sich jemand im Innern des Gebäudes aufhält. Der Strom ist abgeschaltet. Hoffnungvoll und zugleich ängstlich steigen sie mit ihren Taschenlampen in den dunklen Keller hinunter. Ratten huschen über den Boden. Gerards Pulsschlag beschleunigt sich, als er undeutlich den Öltank in der Ecke entdeckt, rund wie der Bauch eines Elefanten.

Joe richtet den Strahl seiner Taschenlampe auf die Ölstandsanzeige. »Gott sei Dank! Er ist noch voll!«

»Lasst uns das schnell hinter uns bringen«, sagt Gerard, dem die Enge des Kellers Unbehagen bereitet, denn er weiß, dass immer noch — wenn auch selten - Polizisten auf Streife unterwegs sind, und wer sich beim Plündern erwischen lässt, wird sofort verhaftet.

Joe und Bob schaffen das erste leere Ölfass auf einer Sackkarre herbei. Sie fuhren einen Schlauch vom Tank in das Fass und lassen das Öl hineinströmen. Zwanzig Minuten später sind alle vier Fässer gefüllt und die Männer fahren vom Ge-

lande. Der Suburban riecht nach Öl. Joe grinst zufrieden, als hätten sie die Kronjuwelen gestohlen. Bob blickt ständig in den Rückspiegel, als rechnete er jeden Augenblick damit, dass ein Streifenwagen auftaucht, aber Gerard ermahnt ihn, langsam zu fahren. In der Marion Street angekommen, schieben sie den Suburban in Les Higueras Garten hinter dem Haus, wo bereits Nachbarn warten, um beim Entladen zu helfen. Mit dem Öl können sie ihre Tanks auffüllen, und was übrig ist, soll in Julies derzeit unbewohntem Eckhaus gelagert werden.

Bis neunzehn Uhr haben sie mehr als 7500 Liter Heizöl in die Marion Street geschafft.

»Dann können wir ja jetzt alle wieder in unsere eigenen Häuser zurückkehren«, schlägt Gail Hansen am späten Abend bei der Bewohnerversammlung in Gerards Haus freudestrahlend vor.

»Es ist klüger, Energie zu sparen und weiterhin die Häuser gemeinsam zu nutzen.«

Gail ist betrunken. »Ich schlafe jedenfalls in meinem eigenen Bett. In meinem Haus. Mit meinen Sachen. Ihr seid hier nicht der Kongress. Ihr seid auch nur normale Leute.«

Es wird beschlossen, zwanzig Prozent des Öls an die Kirche zu spenden.

»Jetzt werden wir es den ganzen Winter warm haben«, freut sich Paulo. »Und dieser fiese Teddie Dubbs kann sich den Arsch abfrieren!«

Den Kindern wird eingeschärft, niemandem davon zu erzählen, dass die Marion Street über zusätzliches Öl verfugt, eine Warnung, die bei Gail überhaupt nicht ankommt.

»Wenn wir genug haben, um es zu spenden, dann haben wir auch genug, um damit zu handeln«, sagt sie und hält ihr Whiskeyglas hoch. »Leute, entspannt euch. Wir machen eine Party, und zwar eine richtig große. Wir können Öl gegen Wodka tauschen. Wir haben noch jede Menge übrig!«

Als die Versammlung beendet ist, bleiben die Cantonis und die Higueras noch, um Pictionary zu spielen und sich die Nachrichten anzusehen. Die russische Regierung wurde gestürzt. Ein iranischer Mullah ruft zum heiligen Krieg auf: »Allah hat das Ol verseucht, und es wird so lange verseucht bleiben, bis wir die Welt in Ordnung gebracht haben.«

»Gail wird allmählich zum Problem«, bemerkt Bob.

»Sie ist einfach leicht erregbar«, sagt Marisa.

»Sie ist Alkoholikerin.«

Zumindest ist der Thermostat auf angenehme neunzehn Grad Celsius eingestellt, was für Gerard allein schon Grund genug zum Feiern ist.

»Hitze«, schnurrt Marisa später lasziv, als sie und Gerard sich lieben und für eine Stunde das Thema Ol vergessen.

Wärme war für mich immer etwas Selbstverständliches, denkt Gerard beim Einschlafen. Aber am nächsten Morgen kehrt die Frustration zurück, als er das American Petroleum Institute aufsucht und die Lobbyisten der Ölindustrie bitten will, Hilfe von Hauser anzufordern, um die Firmen zu überprüfen, die Flüssigkeiten und Bakterizide herstellen.

»Weiß General Hauser eigentlich, dass Sie hier sind, Dr. Gerard? Wir wurden vorgewarnt, dass Sie hier auftauchen könnten.«

12. KAPITEL

26. November. 2 g Tage nach dem Ausbruch.

Seine Tage sind Alpträume. Und seine Alpträume sind die Hölle.

Hassan el Kader, ehemaliger Produzent der Al-Dschasira-Sendung *Faces and Places,* CIA-Informant und Neuankömmling in den USA, lehnt sich zurück in seinem Ledersessel im »sicheren Haus« der Agency (was für ein Witz — es ist weder sicher noch wirklich ein Haus). Seit vier Stunden sitzt er jetzt schon hier, um dem Mann, der ihn ursprünglich in Kuwait rekrutiert hat, zum wiederholten Mal Rede und Antwort zu stehen. Dem Mann, der ihm damals versichert hat, die CIA werde ihm Schutz gewähren, sollte er irgendwann in Bedrängnis geraten.

»Nehmen Sie noch eine Feige, Hassan.«

»Ich würde lieber wieder ins Hotel zurückkehren.«

Hassans überstrapaziertes Herz galoppiert wie ein Vollblutgaul des Emirs. Bereits vor der Olkatastrophe hatte er jeden Tag mit seiner Angst zu kämpfen. Ein trockener Mund. Alpträume. Hin und wieder ein Blick über die Schulter. Damit konnte er jedoch leben und sich einreden, es sei alles halb so wild.

Aber seit jener Sendung von Al Dschasira findet er kaum noch Schlaf. Er verspürt einen ständigen, schmerzhaften Druck auf der Brust.

Ich habe meine Familie in Gefahr gebracht, denkt er.

Nachdem ihm seine »Quelle« mitgeteilt hatte, dass er auf-

geflogen war, ist er innerhalb weniger Minuten mit seiner Frau und seinen Töchtern in die amerikanische Botschaft geflohen und hat unter höllischen Magenschmerzen Asyl beantragt. Aber *die* Angst war gar nichts im Vergleich zu dem Schrecken, der ihn beim Betreten der geleasten, angeblich sicheren Boeing 757 erfasst hat, so beruhigte man ihn, mit der er ins Zentrum der Macht ausgeflogen werden sollte. Die strahlende Stadt am Potomac, Geburtsort der modernen Demokratie. Hassans neue Heimat.

»Hassan, vielleicht ist Ihnen ja mittlerweile eine Idee gekommen, welcher Ihrer Mitarbeiter die Videos von der Höhle gestohlen haben könnte.«

Hassans Eingeweide ziehen sich zusammen. Das Zimmer ist in dunklem Holz gehalten. Sein früherer »Professor« ist über die Jahre abgemagert, trägt jedoch nach wie vor Anzüge aus englischem Tuch und hat immer noch den gleichen weißen, zerzausten Haarschopf wie Albert Einstein.

»Hassan, haben Sie jemals etwas von einem Gerät zur Ölförderung mit der Bezeichnung >Tiefpumpe< gehört?«

Er hatte gehofft, dass diese Angst sich auflösen würde, wenn es ihm tatsächlich gelang, die USA zu erreichen. Stattdessen steigerte sie sich während der Landung noch, bis er schließlich das Gefühl hatte, keine Luft mehr zu bekommen, während der Boden auf ihn zuraste und auf dem Monitor in der Rückenlehne vor ihm Bilder von über Paris abstürzenden Flugzeugen gezeigt wurden. Durch Delta-3 verursachte Abstürze.

»Sie haben mir ein neues Zuhause und eine neue Identität versprochen«, sagt er. »Und einen neuen Job im Fernsehen. Und jetzt haben Sie mich und meine Familie allein in einem Hotel untergebracht.«

Sein »Professor« wirkt verständnisvoll. Er erwähnt nie seine eigenen Probleme, auch wenn er wegen der Ölsituation vermutlich eine Menge davon hat. Er sagt lediglich: »Wissen

Sie, wie teuer die Hotels sind? Seit einiger Zeit hat sich alles geändert. Wir brechen unser Wort nicht. Wir haben im Moment einfach keine zusätzlichen Agenten. Sie sind alle damit beschäftigt, Terroristen zu jagen. Und ehrlich gesagt, wenn jemand Sie töten wollte, hätte er Sie nicht angerufen. Dann wären Sie schon tot.«

Es wird nie wieder einen sicheren Ort für meine Familie geben.

»Hassan, helfen Sie uns bei den anstehenden Problemen, helfen Sie uns, die Leute ausfindig zu machen, die für all das verantwortlich sind.«

»Wie denn? Zu Fuß?«

»Übertreiben Sie nicht. Wir verfugen noch über Möglichkeiten.«

»Und warum sitzen wir dann in einem Bankgebäude anstatt bei der CIA? Warum wurden wir ins Stadtzentrum umquartiert? Sie evakuieren das Hauptquartier, stimmt's?«

»Einige Abteilungen ziehen um, das ist alles.«

Hassan steht auf und tritt ans Fenster. Nur wenige Blocks entfernt ist das Weiße Haus zu sehen. Unten auf der Straße tragen Arbeiter Kisten aus Bürogebäuden und schleppen andere hinein. Lastwagen werden beladen. Was auch immer dort vor sich geht, es muss so wichtig sein, dass dafür Kraftstoff zur Verfügung steht. Normale Firmen räumen ihre Büroetagen, offenbar damit Behördenmitarbeiter dort einziehen können.

Sie errichten eine Wagenburg, wie in den alten Wildwestfilmen.

»Hassan, haben Sie irgendetwas gehört über eine neue Raffinerie in Ak-Darya in Usbekistan, die vor sechs Monaten aufgrund von Problemen bereits *vor* ihrer Inbetriebnahme stillgelegt wurde?«

»Warum? War sie von Delta-3 infiziert?«

»Hassan, haben der Imam oder der Anrufer irgendetwas von einer Tankstelle erwähnt, die im Mai in Djakarta explodiert ist?«

»Wollen Sie damit sagen, dass dort die Bakterien getestet wurden?«

Weder beantworten sie jemals seine Fragen noch weiß er Antworten auf ihre.

Hassan sagt zu seinem alten Professor: »Für heute reicht es mir.«

Zwanzig Minuten später, unterwegs zu seinem Hotel, sieht er, wie ein Mann vom Weltbankgebäude springt. Selbstmord ist an der Tagesordnung. Männer können ihre Familien nicht mehr ernähren. Hassan steht in der Menge und betrachtet den zerschmetterten Schädel, die schlaffen Glieder, die Blutlache auf dem Gehweg. Der Mann, dessen grauer Anzug zerrissen ist, könnte in Hassans Alter gewesen sein, vielleicht ein Anwalt oder ein höherer Angestellter. Die Schmerzen in Hassans Brust werden wieder stärker. Er eilt zum Mayflower Hotel, fährt mit dem Aufzug nach oben, öffnet die Tür seines Zimmers und denkt: *Was ist das für ein Gestank?*

»Hallo? Ich bin wieder da!«

Niemand ist zu sehen. Die Kinderbetten sind gemacht. Das Doppelbett ebenfalls.

Sie müssen spazieren gegangen sein. Sie langweilen sich. Vielleicht haben sie auch den Gestank nicht ausgehalten. Es stinkt, als wäre irgendetwas Totes in den Wänden. Ich werde bei der Rezeption anrufen.

Dazu kommt er nicht mehr.

Irgendetwas Gummiartiges wird ihm auf den Mund gedrückt.

Im Spiegel gegenüber sieht er, dass der Mann hinter ihm schlank, gut aussehend und weiß ist.

Ein extremer Schmerz durchfährt ihn und wird noch schlimmer.

»Sie erzählen mir jetzt, worüber die Sie befragt haben«, kommandiert der Mann. »Sie erzählen mir ganz genau, was die wissen.«

Gerard wurde beim FBI abgewiesen. Ebenso bei der *Washington Post.* Nicht einmal den Leiter des Senate Energy Committee hat er erreicht. Man hat ihn diskret übersehen in den schwach besetzten, überarbeiteten Instituten, bei Thinktanks, in den Vorzimmern der Beraterstäbe. Nicht wesentlich anders erging es ihm bei einer stellvertretenden Vizeministerin von Homeland Security, die er schließlich in einem Aufzug erwischen konnte.

»Wer genau hat Sie zu mir geschickt?«, hat sie nur kühl gefragt.

Jetzt lauscht er über die Kopfhörer seines iPod den Nachrichten, während er mit Annie in der U-Bahn zum Zoo fährt.

»Plünderer in Los Angeles erschossen«, hört er. »In Los Angeles ist das Kriegsrecht in Kraft getreten.«

»Gestern ging es den Gepardenbabys schon wieder besser«, erzählt Annie.

»Weil jemand Nettes wie du sich um sie kümmert«, erwidert er. Es ist verrückt, hierherzukommen, aber der Zoo ist das Einzige, womit sich Annie beruhigen lässt. Die Fahrten zum Zoo sind ihre Belohnung dafür, dass sie sich um die kleineren Kinder in St. Paul's kümmert, ihnen vorliest und mit ihnen spielt.

Zumindest kann ich meiner Tochter eine Freude machen, denkt Gerard.

»Diese Meldung ist soeben hereingekommen«, hört er. »CIA-Mitarbeiter haben bestätigt, dass dem Mann, der heute Morgen zusammen mit seiner Frau und seinen Kindern im Mayflower Hotel getötet wurde, eine Schlüsselrolle bei den Delta-Ermittlungen zukam.«

O Gott. Die ganze Familie.

»Der kleine Hatari ist der Süßeste von allen«, sagt Annie.

Gerards »Heimaturlaub« ist bald vorüber. Er wird nach Fort Detrick zurückkehren müssen, an diesen nutzlosen Ort,

wo er nichts erreichen kann, wo er nicht einmal etwas für seine Familie und Freunde tun kann. Die Temperaturen sind gesunken, selbst in der U-Bahn. Annie und er tragen dicke Parkas, Wollmützen und Handschuhe. Der Nachrichtensprecher erklärt soeben, dass die Morde im Mayflower Hotel genau dasselbe Muster aufwiesen wie die Morde an der Familie des FBI-Mitarbeiters Anfang November. Auch diesmal sei bei den Leichen ein Zitat aus dem Koran gefunden worden. »Allah ändert die Lage eines Volkes nicht, ehe die Menschen nicht selbst das ändern, was in ihren Herzen ist.«

Damit geht meine letzte Chance zum Teufel, noch Agenten zugeteilt zu bekommen. Ich werde niemanden mehr davon überzeugen können, sich um die Ölflüssigkeitenhersteller zu kümmern.

Die U-Bahn ist gedrängt voll. Seit einigen Tagen wird sie immer verdreckter, es stinkt nach Schweiß, Abfällen, Verzweiflung. Menschen, die ihre Koffer umklammern, hetzen Richtung Innenstadt. Aber die Flughäfen sind geschlossen. Einige sind allein unterwegs. Welches Ziel haben sie? Es ergibt keinen Sinn.

Gerard fragt einen Mann mit Rucksack, wo er hinwill.

»Meinen Sohn besuchen«, antwortet der Mann etwas zu hastig. »In New York. Gott sei Dank sind die Züge elektrisch betrieben.«

Als Nächstes erkundigt sich Gerard bei einer Frau, die prompt rot anläuft.

»Einkaufen. Mein Koffer ist leer. Ich brauche ihn, um meine Einkäufe zu transportieren.«

»Aber wo wollen Sie denn einkaufen? Die Geschäfte sind doch alle geschlossen«, will Annie wissen.

Die Frau wirft ihr einen wütenden Blick zu. »Diese Fragerei gehört sich nicht.«

Annie blickt ihr direkt in die Augen.

»Lügen auch nicht«, erwidert sie, und Gerard muss sich ein Grinsen verkneifen.

Die U-Bahn fährt in den Bahnhof Cleveland Park ein, wo es früher von Zoobesuchern und Touristen nur so wimmelte. Heute jedoch sind Gerard und Annie die einzigen Fahrgäste, die aussteigen. Der lange Bahnsteig ist leer. Das Geräusch ihrer Schritte hallt von der Gewölbedecke wider.

»Pakistan: Mehrere Atomraketen gelten seit dem Staatsstreich der Fundamentalisten in der vergangenen Woche als verschwunden«, sagt der Nachrichtensprecher. »Es wird befürchtet, dass die Raketen in die Hände von Terroristen gelangen könnten.«

Als sie sich dem Zwischengeschoss nähern, vernehmen sie ein Stimmengewirr und plärrende Radios. Ein Mann singt »Fool on the Hill«. Der Fahrkartenschalter kommt in Sichtweite und damit eine Szene wie beim *London Blitz*: Menschenschlangen, die entlang der Wände sitzen, schlafen oder ihre kargen Rationen essen.

Annie sagt: »Für die Gepardenbabys haben sie schon wieder die Futterrationen gekürzt.«

Wie schaffen sie es, Tiere zu füttern, wenn es nicht einmal genug für die Menschen gibt?

Ein kleines Mädchen ruft ihr zu: »Meine Dame, haben Sie was zu essen übrig?«

»Mich hat noch nie jemand Dame genannt«, erwidert Annie trocken.

In diesem Moment fängt eine Frau auf dem Bahnsteig an zu kreischen.

»Ein Wolf! Ein Wolf!«

Die Menschen springen auf.

Gerard wirbelt herum. Er kann es nicht glauben. Das Tier steht am anderen Ende des Zwischengeschosses. Zu groß für einen Hund, grau, Schaum vorm Maul, zitternd, den Schwanz eingezogen, gegen die Wand gedrückt. Sein Kopf bewegt sich hin und her, während er den Blick von der Rolltreppe zu der Menschenmenge schweifen lässt. Es

hat genauso viel Angst vor den Menschen wie diese vor ihm.

Der Wolf blutet. Er hinkt. Kann es sein, dass er angeschossen wurde?

Überein Megafon kommt von oben die Aufforderung: »Bewahren Sie Ruhe!«

Das gibt den Ausschlag. Die Menge stürmt in Richtung Ausgang. Gerard ergreift Annies Arm, doch schon werden sie von dem panischen Strom mitgerissen. Sie bahnen sich den Weg zur Rolltreppe, die sie an die frische Luft bringt. Oben im strahlenden Sonnenschein angelangt, kommen ihnen SWAT-Leute in schwarzer Uniform entgegen, die hinunter in den U-Bahnhof rennen.

»Bleiben Sie, wo Sie sind«, ruft der Mann mit dem Megafon zum wiederholten Mal.

Gerard zerrt Annie auf die kalte Straße. Die Menge hier oben vor dem Zoo ist noch größer, vor sich sehen sie die Löwenstatuen, die amerikanische Flagge, Mannschaftsfahrzeuge der Polizei und bewaffnete Polizisten.

»Wir gehen nach Hause«, sagt er zu Annie.

»Aber die Gepardenbabys, Daddy!«

Es war völlig verrückt, sie auf diese Weise ablenken zu wollen.

Wie zur Bestätigung fallen Schüsse in der Connecticut Avenue, aus der Richtung, in die sie gerade gehen wollten. Schüsse aus Automatikgewehren, wie er sie in der Dritten Welt oft genug gehört hat.

Wie viele Wölfe wohl entwischt sind? Und wie war das möglich?

Aus erregten Gesprächsfetzen, die wie Schlagzeilen klingen, versucht er sich ein Bild zu machen.

»Gestern Abend sind Leute in den Zoo eingebrochen, von der Rückseite aus.«

»Ich wette, sie haben Tiere gestohlen, um sie zu schlachten oder zum Essen zu verkaufen.«

»Bleiben Sie, wo Sie sind!«, blafft die Megafon-Stimme.

Und dann ein lang gezogenes, gequältes Heulen, nicht aus der U-Bahn oder dem Zoo, sondern aus einer anderen Richtung, es kommt von irgendwo hinter den verrammelten Geschäften in der Connecticut Avenue. Von den Hügeln, die zur Wisconsin Avenue hinaufsteigen. Einer Wohngegend.

Ich dreh gleich durch, denkt er, als sich Annie losreißt. Er packt sie am Arm, bevor sie zum Zoo rennen kann. Sie fängt an, hysterisch zu schluchzen wegen der Gepardenbabys. Er macht ihr klar, dass es ihr ab jetzt verboten ist, in den Zoo zu gehen. Und zwar endgültig.

Während er sie wegzerrt, hört er, wie zwei Polizisten sich lautstark unterhalten.

»Gestern haben sie die Tierpfleger entlassen«, sagt einer, während Gerard auf dem Dach einer Reinigung einen Affen herumturnen sieht. »Wollen wir wetten, dass es einer von denen war?«

»Ich würde den Panda fachmännisch zerlegen«, erwidert der andere. »Ein bisschen Knoblauch, ein bisschen Salz. Schmeckt bestimmt wie Hühnchen. Jetzt verstehe ich die Wilderer in Afrika. Die haben auch hungrige Kinder zu Hause.«

Gerards Handy klingelt während der abendlichen Predigt, die Pastor Van Horne in St. Paul's abhält.

»Es gibt vieles, für das wir dankbar sein sollten«, predigt Van Horne. »Unsere Familie, unsere Freunde, unser Zuhause.«

»Hier spricht Jim Raines, Sir. Es gibt gute und schlechte Nachrichten.«

Marisa stößt Gerard mit dem Ellbogen an und gibt ihm zu verstehen, dass er draußen telefonieren soll. Er geht hinaus auf die Kirchenstufen. Es ist kalt, Wolken ziehen auf. Die Predigt dröhnt durch ein offenes Fenster.

»Wir können nur hoffen, dass der Präsident bei seiner An-

Sprache am späten Abend Fortschritte verkünden wird«, sagt Van Horne.

»Es geht um Cougar«, sagt Raines, und Gerard kann seine Neugier kaum bremsen. »Ich habe hier Protokolle von Jugendgerichtsakten von Elk Valley, Nevada, aus dem Jahre 2001. Zwei sechzehnjährige Burschen wurden festgenommen, weil sie innerhalb eines Monats dreimal in die Labors eingebrochen sind und Teile der Einrichtung gestohlen haben. Außerdem haben sie Graffiti an die Wände gesprüht. Genitalien und Hakenkreuze.«

»Glauben Sie, die Jungs haben was mit Delta-3 zu tun?«, fragt Gerard.

»Ach was. Einer der beiden studiert mittlerweile in Yale. Der andere ist bei einem Autounfall umgekommen. Den Studenten habe ich zu Hause bei seinen Eltern erreicht. Er meinte, das Sicherheitssystem sei ein Witz gewesen. Jeder hätte da reinkommen können.«

Gerard holt tief Luft. Drei Männer reiten auf Pferden über die Connecticut Avenue. Keine Polizisten, sondern zivile Reiter, die ersten, die er in der Innenstadt entdeckt.

Ob das ein Gewehr ist über der Schulter des einen? Schwer zu sagen.

Danach erblickt er die Silhouette einer Frau, die auf der Connecticut Avenue aus Richtung Marion Street zur Hausnummer 5110 unterwegs ist. *Ist das etwa Gail?,* fragt er sich. Aber das kann nicht sein. Was sollte sie dort wollen?

Als Raines weiterspricht, vergisst er die Frau wieder. »Noch mal zu Nevada. Sie wollten doch wissen, ob es Prozesse von Seiten verärgerter Angestellter gegeben hat. Also, was Cougar betrifft, finden sich Klageschriften en masse. Grundlose Kündigungen. Geschlechterdiskriminierung. Nicht ausgezahlte Prämien.«

Gerard spürt, wie sein Blutdruck steigt.

»Das heißt also, mangelnde Sicherheitsvorkehrungen im

Labor und Angestellte, die im Clinch mit der Firma liegen. Hat das Labor Genforschung betrieben?«

»Nein, aber sie haben danach geforscht, wie sich Bakterien in Ölquellen abtöten lassen und wie man Pipelines sauber hält. Läutet was?«

Gerard kann Raines' Grinsen regelrecht durchs Telefon spüren.

»Hat das FBI das nicht untersucht?«

»Doch. Die machen nie Fehler. Ich habe volles Vertrauen in unsere Jungs, vor allem wenn sie nur ein paar Tage auf komplizierte Ermittlungen verwenden.«

»Okay, als Nächstes sollten Sie —«

»Moment noch, Sir, ich habe Ihnen noch gar nicht die schlechte Nachricht erzählt. Wir wurden angewiesen, die Finger von Cougar zu lassen. Irgendein hohes Tier muss sich beschwert haben. Ich habe einen Anruf von ganz oben erhalten.«

Gerard atmet hörbar aus. »Vertuschung?«

»Vielleicht fühlen sie sich auch nur genervt. Egal wie, Cougar hat jetzt einen Freibrief. Wir haben die Anordnung, die Firma nicht weiter zu belästigen.«

Gerard wird wütend. »Belästigen?«, wiederholt er. »Bei jedem Ausbruch einer Epidemie muss ich mir denselben Schwachsinn anhören. >Wir haben alles unter Kontrollen >Wir brauchen keine Unterstützung.< Aber hinterher will das natürlich keiner gesagt haben. Raines, irgendwer muss dorthin fahren. Uns läuft die Zeit davon.«

»Mich müssen Sie davon nicht überzeugen. Aber wer soll das machen?«

Im Fernsehen wirkt der Präsident ziemlich mitgenommen: blass, in sich zusammengesunken, wie geschrumpft hinter seinem riesigen Schreibtisch. Die Nachbarn sind wieder in Gerards Keller versammelt und lauschen schweigend. Ma-

risa hat ihre besten Gläser auf den Tisch gestellt, gefüllt mit Leitungswasser.

»Um die reibungslose Arbeit der Regierungsbehörden zu gewährleisten, haben wir beschlossen, unsere größten Städte in Zonen einzuteilen, bis sich die Situation verbessert«, verkündet der Präsident.

Gerard, dem plötzlich übel wird, begreift jetzt, warum so viele Menschen nach Washington geströmt sind. Sie sind die Auserwählten, die von nun an in einer gesicherten Zone leben dürfen.

»Ich hatte gehofft, dass es nicht so weit kommen würde«, fährt der Präsident fort. »Wir müssen jedoch die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung garantieren. Die Mitarbeiter lebenswichtiger Einrichtungen werden in Gebieten arbeiten und wohnen, wo für ausreichend Kraftstoff und Sicherheit gesorgt werden kann.«

Der Präsident ist bei den Anwesenden normalerweise recht beliebt, aber jetzt bleibt allen die Luft weg. Die kleine Grace Kline nimmt Paulos Hand.

»Unsere Experten versuchen, das Problem in den Griff zu bekommen. Aber wir dürfen nicht zulassen, dass die öffentliche Ordnung zusammenbricht.«

Der Plan zur Einteilung der größeren Städte in Zonen wird eingeblendet, gültig ab dem folgenden Tag. In Washington umfasst Zone A — die höchste Stufe in Bezug auf Kraftstoffversorgung und militärischen Schutz — ein eiförmiges Gebiet um das Weiße Haus herum: vom Naval Observatory im Norden bis zum Navy Yard im Süden. Sie schließt die Bolling Air Force Base ein und zieht sich entlang des Potomac-Westufers bis nach Roslyn hin, unter Einbeziehung von Pentagon und Fort Detrick.

Daneben gibt es eine zweite Zone - mit etwas weniger Kraftstoffversorung und militärischem Schutz, sozusagen eine Pufferzone -, die sich von der Calvert Street Bridge

zum Marbury Point erstreckt, im Osten bis zum D.C. Hospital und im Westen bis Arlington Heights.

»Wir befinden uns außerhalb beider Zonen«, ruft Alice Lee entgeistert aus. »Sie retten ihre Haut und lassen uns im Stich.«

Die Marion Street, die nur sieben Kilometer vom Weißen Haus entfernt liegt, wird also ab morgen weniger geschützt sein.

Gerard geht nach draußen. Sein Schädel pocht. Ausnahmsweise hört er keine Sirenen, sieht keinen Feuerschein, es ist, als wäre selbst der Natur das Ol ausgegangen. Joe Holmes, der gerade Streifendienst hat, stapft mit schweren Schritten an einer Häuserlücke vorbei, durch die noch das Flugzeugwrack auf dem Ingomar Place zu sehen ist.

Triage, denkt Gerard entsetzt. Wie bei einer Epidemie. Sie haben sich schon überlegt, wer gerettet werden kann und wer für das Allgemeinwohl entbehrlich ist. Meine Familie hat diesmal den schwarzen Peter gezogen.

In diesem Augenblick kommt ihm die Idee.

Jemand hat sich zu ihm gesellt. Es ist Marisa, die ihm einen Mantel über die Schultern legt. Er legt den Arm um sie. Die Einteilung in Zonen ändert alles, das weiß er genau. Er holt seine Brieftasche hervor.

Im Mondlicht ist der Dienstausweis von Fort Detrick — der ihm besondere Macht, Beziehungen und Einfluss verschafft — unlesbar. Bei Missbrauch droht Gefängnis, wenn nicht Schlimmeres.

Er erklärt ihr, was er vorhat und dass er die Nachbarn belügen muss, um sie zu schützen. Sie küsst ihn und gibt ihr Einverständnis. Als er wieder ins Haus geht, ist die Ansprache des Präsidenten vorüber. Die Kommentatoren wirken gleichzeitig schockiert und ratlos. Als wichtige Journalisten werden sie wahrscheinlich in Zone A umziehen.

Gerard schaltet den Fernseher aus. Niemand sagt ein Wort.

Grace Kline weint still vor sich hin. Paulo hat den Arm um sie gelegt und weiß nicht, auf wen er eigentlich wütend sein soll: auf den Präsidenten, auf die Mikrobe oder auf alle Erwachsenen.

Wenn ich mich von meiner Familie entferne, muss ich mich darauf verlassen können, dass alle Nachbarn ihr helfen. Denn die öffentliche Ordnung wird sich jetzt ganz schnell auflösen.

Bisher hat er immer alle Informationen an seine Nachbarn weitergegeben, doch diesmal erklärt er ihnen nur, er habe den Befehl, eine Dienstreise anzutreten. Würde er ihnen die Wahrheit sagen, müssten sie ihn anzeigen, um sich nicht strafbar zu machen. Er wird nur ein paar Tage weg sein, verspricht er und hofft, während dieser Zeit zumindest eine kleine Chance zu haben, im Kampf gegen die Mikrobe einen Fortschritt zu erzielen. Ob sie sich während seiner Abwesenheit um Marisa und die Kinder kümmern können?

»Selbstverständlich«, sagt Richter Holmes. »Wir sind jetzt auf uns allein gestellt.«

Les pflichtet ihm bei. »Wir können die Katastrophe nicht auf Dauer von uns fernhalten. Eine ausbleibende Lebensmittellieferung oder ein gewalttätiger Aufstand, und wir sind verloren.«

»Fahren Sie nicht«, ruft Gail Hansen aufgebracht. »Man hat meine Galerie geplündert. Ich will nicht auch noch mein Haus verlieren. Wir brauchen hier jeden Mann, um den Block zu schützen. Warum brauchen die denn unbedingt Sie? Sie sind doch nur eine Einzelperson. Was glauben Sie denn, was Sie ausrichten können? Durch diese Einteilung in Zonen … die Leute werden zu Tieren werden. Melden Sie sich einfach krank.«

Chris Van Horne legt eine Hand an sein Ohr, als wäre er schwerhörig. »Vielleicht können wir morgen darüber reden …«

»Ich habe den Befehl, unverzüglich aufzubrechen«, lügt Gerard.

Es wird abgestimmt und entschieden, dass Gerard fahren soll. Außerdem wird beschlossen, von nun an die Streifengänge zu verdoppeln, die Rationen um zehn Prozent zu kürzen, und Bob Cantoni soll alle Erwachsenen im Umgang mit Handfeuerwaffen unterrichten.

»Ich bin stolz auf dich, Dad«, sagt Paulo, nachdem die Versammlung beendet ist. »Ich werde Mom und Annie beschützen. An mir kommt keiner vorbei.«

Er gibt sich tapfer und spielt den abgebrühten Teenager. Gerard fragt sich, ob er selbst sich wirklich weniger was vormacht als Paulo. Vielleicht ist die Cougar-Spur ja ein Holzweg. Es ist noch immer wahrscheinlicher, dass die Firma sauber ist. Aber Larch hat ihm schon vor langer Zeit beigebracht, sich nicht mit Wahrscheinlichkeiten zu begnügen, sondern lieber seiner Intuition zu vertrauen, auf die innere Stimme zu hören.

Gerard legt seine Uniform zurecht und bereitet sich innerlich auf sein unerlaubtes Entfernen vor.

Was ist, wenn Gail recht hat und ich unrecht?, denkt er. Dass er, falls man ihn schnappt und Hauser davon erfährt, nicht mehr nach Hause zurückkehren wird, hat er auch Marisa verschwiegen.

13. KAPITEL

27. November. Morgen. Dreißig Tage nach dem Ausbruch.

Gerard sieht aus, als würde er dazugehören. Aber der Schein trügt.

Es kommt auf das Überraschungsmoment an, denkt er.

Um acht ist er wieder in der U-Bahn, in frisch gebügelter Uniform, mit einer kleinen Reisetasche und einem Aktenkoffer, und fährt im Dreißig-Meilen-Tempo in die abgesperrte Zone der Hauptstadt. In wenigen Minuten wird er die Sperren erreichen, die neuerdings das Zentrum der Macht sichern. Wenn er es nicht schafft, sie zu passieren, ist sein Plan gescheitert, noch bevor er mit der Umsetzung beginnen kann.

Beim FBI hat er jemanden sagen hören, dass immer noch einige Flüge rausgehen. Damit ihre Ermittler überall hingelangen, wo es etwas zu ermitteln gibt.

Der Waggon ist brechend voll, trotz des neuen Gesetzes zur Zonenerrichtung. Aber die Stimmung ist angespannt. Die aufgeschnappten Gesprächsfetzen lassen keinen Zweifel daran, dass die Leute entschlossen sind, sich den Bestimmungen zu widersetzen. Die Not der Menschen ist deutlich spürbar. Alle versuchen, in die Zone A zu gelangen, in der Hoffnung, dort Lebensmittel, Jobs und Schutz zu finden.

Am besten, ich gebe mich als der aus, der ich bin, ein Arzt vom CDC mit einem wichtigen Auftrag Falls ich es zu Cougar schaffe, werde ich behaupten, dass wir befürchten, die Mikrobe könne auf Menschen übergesprungen sein. Ich werde medizinische Fragen

stellen. Anschließend werde ich die Produktionsanlagen auf Delta-3 überprüfen.

Im Aktenkoffer befindet sich seine Erste-Hilfe-Ausrüstung für Epidemien: Kanülen für Blutentnahmen und intravenöse Infusionen und stapelweise fingierte medizinische Fragebögen, die er sich in der vergangenen Nacht aus dem Internet ausgedruckt hat, bis um zwei Uhr der Strom ausfiel.

Die U-Bahn hält an der Station Cleveland Park, der letzte Halt vor der Pufferzone. Leute steigen ein, aber niemand steigt aus. Der Zug bleibt länger als gewöhnlich stehen. Plötzlich steigen bewaffnete Soldaten zu. Höflich, aber bestimmt, fordern sie alle Fahrgäste ohne Passierschein auf, den Wagen zu verlassen.

Jetzt geht's los, denkt Gerard, schlägt lässig die Beine übereinander und zieht einen Artikel über sporenbildende Bakterien aus der Tasche. Mit Willenskraft zwingt er sein Herz, ruhig zu schlagen, so wie er es früher vor einem Bandenkampf, einem Autodiebstahl oder einer drohenden Festnahme getan hat.

Die meisten Passagiere steigen murrend aus. Sie haben damit gerechnet, dass man sie nicht durchlassen würde. Aber einige legen sich mit den Soldaten an.

»Ich bin der Bürgermeister von Fargo, North Dakota, und ich *verlange*, meinen Senator zu sprechen! Ich habe drei Wochen gebraucht, um nach Washington zu kommen!«

»Tut mir leid, Sir.«

»In Fargo gibt es keine Lebensmittel mehr!«

»Wenn Sie nicht aussteigen, müssen wir Sie festnehmen, Sir.«

Eine hübsche junge Frau in einem schicken Kostüm lächelt den Soldaten an. »Ich sollte einen Passierschein für Zone A erhalten. Da muss ein Fehler passiert sein ...«

Andere behaupten: »Ich habe einen Termin mit dem Kongressabgeordneten ...«, oder: »Ich bin Anwalt der Bürgerrechtsorganisation ACLU!«

Plötzlich wedelt eine Hand vor Gerards Nase herum. »Passierschein!«, bellt ein pickelgesichtiger junger Bursche mit Gewehr, der sich wichtig vorkommt und es genießt, Leute herumzukommandieren, die ihm im normalen Leben keine Beachtung schenken würden.

Träge zieht Gerard seinen laminierten Ausweis aus der Brusttasche und widmet sich wieder seinem Artikel über Bakterien in Tiefseeschloten. Zum ersten Mal missbraucht er seinen Dienstausweis und begeht damit eine militärische Straftat.

Er liest: *»Manche Bakterien hindern andere daran, Schaden anzurichten. Sie dienen als natürliche Kontrolle, indem sie gefährliches Verhalten einschränken oder verändern.«*

»So einen Ausweis hab ich noch nie gesehen, Sir«, sagt der Soldat, offensichtlich beeindruckt von der Unterschrift des Verteidigungsministers. Dann sind die Soldaten verschwunden. Die U-Bahn setzt sich wieder in Bewegung. Die wenigen verbleibenden, privilegierten Passagiere entspannen sich, nachdem sie die Barriere überwunden haben. Jetzt, da sie einem neuen, exklusiven Club angehören, werden sie gesprächig.

»Das ging doch ziemlich glatt«, sagt ein Mann — ein Anwalt - in grauem Anzug und Regenmantel selbstgefällig zu Gerard.

Er arbeite für das Bauministerium, erklärt der Mann und fügt hinzu, Gerard habe ja »keine Ahnung«, was für ein »logistischer Alptraum« es gewesen sei, die Sicherheitszonen einzurichten. Journalisten hatten sich bereit erklärt, die Meldung zurückzuhalten, nachdem sie eingeschüchtert worden seien. Menschen, die in den Schlüsselzonen wohnten, sollten zusätzliche Lebensmittelrationen erhalten, wenn sie Zimmer zur Verfügung stellten. Anwälte hätten Tag und Nacht Bescheide erstellt, die zur vorübergehenden Beschlagnahmung von Büro- und Geschäftsräumen, Fahr-

zeugen, Pferden und sogar Planwagen des Smithsonian-Museums ermächtigten.

»Darf ich fragen, in welchem Metier *Sie* tätig sind?«, fragt der Mann.

»Seuchenbekämpfung.«

»Ah, die Hantavirus-Epidemie in Iowa?«

Gerard lässt sich seine Verblüffung nicht anmerken. Von der Epidemie hat er noch nichts gehört. Der Mann steigt aus, und Gerard fährt weiter bis zur Bolling Air Force Base, dem einzigen Flughafen Washingtons, der noch in Betrieb ist. Beim Aussteigen fällt ihm auf, dass Zone A vollständig mit Strom versorgt ist. Alle Lichter brennen. Rolltreppen sind in Betrieb. Das Gefühl der Sicherheit ist körperlich spürbar, und die Menschen um ihn herum bewegen sich deutlich zuversichtlicher. Am Bordstein entdeckt er zu seiner Verwunderung mehrere Golfwagen mit der Aufschrift TAXI. Auf den Straßen fahren viel mehr Autos, Kleinwagen wie Toyota Prius und Mini-Cooper. Motorräder. Hier funktioniert noch alles.

Am Eingang zum Flughafen muss er sich erneut ausweisen, dann noch einmal, um ins Terminal A zu gelangen, wo jetzt die Farbe Militärgrün vorherrscht. Es ist das reinste Tollhaus. Alle, die berechtigt sind zu fliegen, scheinen sich hier versammelt zu haben. Während er sich einen Platz in der Warteschlange erkämpft, entdeckt Gerard Politiker, die er kennt, und Generäle, die er nicht kennt, alle in Begleitung von Stabsmitgliedern, die schlau genug sind, ihrem Boss nicht von der Seite zu weichen.

Aus allen Lautsprechern dröhnen Ankündigungen. Die Passagiere eines Rundflugs nach Boston, Albany, Cincinnati, Minneapolis und Seattle werden zum Einsteigen aufgerufen. Ein Flug aus L.A., Phoenix, Salt Lake City, Dallas, Tallahassee und Atlanta ist gerade an Flugsteig B gelandet.

Die Streitgespräche am Schalter ähneln denen, die Gerard

in der U-Bahn gehört hat. »Wissen Sie, wer ich bin?«, schreit ein Mann.

Gerard erklärt einem weiblichen Sergeant der Air Force — der Ticketverkäuferin —, dass er einen Flug nach Nevada benötige. Als er ihr seinen Dienstausweis vorlegt, weiten sich ihre Augen. Sie steht auf, geht mit der Karte zu ihrem Vorgesetzten und verwickelt diesen in eine wortreiche Diskussion, bei der sie unentwegt mit dem Dienstausweis herumwedelt. Gerard hält den Atem an.

Wenn die Hauser anrufen, werde ich festgenommen.

Doch dann kommt die Frau zurück und druckt ein Ticket aus, das Gerard mit seiner Kreditkarte bezahlt.

»Für Sie mussten wir einen Colonel von der Passagierliste streichen. Normalerweise werden solche Flüge der jeweiligen Dienststelle in Rechnung gestellt, Sir.«

»Mir werden die Kosten nachträglich erstattet«, lügt Gerard. Als er einen Blick auf den Preis wirft, bleibt ihm fast die Luft weg. Die Treibstoffpreise sind also gestiegen. Für das Rückflugticket muss er 7900 Dollar von seinen Ersparnissen opfern.

Bei all dem Aufwand wäre es wirklich ein Witz, wenn sich herausstellt, dass Cougar nichts mit der Katastrophe zu tun hat.

Zum Glück kann man auf dem Weg zum Flugsteig tatsächlich etwas zu essen kaufen, in Folie verpackte halbe Sandwiches und Oreo-Kekse. Gerard wünscht sich, er könnte einen Stapel davon mit nach Hause nehmen. Im Wartebereich ist es brechend voll. Draußen sind Dutzende von Mechanikern dabei, das Flugzeug zu überprüfen. Eine Verspätung des Abflugs wird angekündigt - »aufgrund technischer Probleme«.

Ein anderes Flugzeug steht nicht zur Verfügung.

Die Verspätung zieht sich hin. Zwei Stunden. Vier. Allmählich wird es dunkel. Auf mehreren Bildschirmen an den Wänden ist in den Fernsehnachrichten zu sehen, wie zwei

Marineschiffe auf dem Potomac zivile Boote zur Umkehr zwingen. Ein Boot kentert. Menschen ertrinken. Dann plötzlich sind nur noch gute Nachrichten zu sehen. In Florida hat ein Corporal seinem Neffen eine Niere gespendet. Eine Rockband gibt Wohltätigkeitskonzerte.

Um 20 Uhr hört Gerard endlich: »Flug Nummer zwei zum Einsteigen bereit!«

Die Triebwerke werden angelassen. Das Flugzeug rollt in Richtung Startbahn. Gerard, der an einem Fenster sitzt, merkt, dass er sich am Sitz festklammert. Das Flugzeug vibriert und hebt ab. Unter ihm sind südlich des Potomac keine Lichter zu sehen. Der Norden von Virginia hat keinen Strom mehr. Er entdeckt nur vier Paar Scheinwerfer auf den Straßen. Während sie an Höhe gewinnen, lässt das Rütteln nach.

Ein Triumphgefühl überkommt ihn. Bis hierher hat er es schon geschafft.

Das Land wirkt viel dunkler als normalerweise, denkt er eine halbe Stunde später, als er beim Abendessen einen Blick nach unten wirft. Es gibt aufgewärmtes Hühnchen. Aber das Essen in Flugzeugen war noch nie besonders schmackhaft.

Während die umgebaute Boeing 737 immer wieder landet und startet, wächst Gerards Hoffnung. Der Flug erinnert ihn an seine Reisen in Dritte-Welt-Länder, nur dass diesmal die Passagiere zu den mächtigsten Leuten der Vereinigten Staaten gehören. Nach jedem Start sitzt jemand anders neben ihm, jeder mit einem anderen Auftrag, jeder eine Informationsquelle.

Nach dem Start in Washington plaudert Gerard mit einer Frau von der Atomenergie-Kontrollbehörde, die unterwegs ist, um einige Atomkraftwerke in der Nähe von Chicago zu inspizieren.

»Der Unfall kam gar nicht erst in die Nachrichten«, sagt sie. »Die Mitarbeiter waren völlig erschöpft. Irgendjemand

ist eingeschlafen. Wenigstens ist niemand ums Leben gekommen, aber beinahe wäre es zu einer Kernschmelze gekommen. Die radioaktive Wolke hätte sich über den halben Mittelwesten verteilt.«

Nach der Zwischenlandung in Chicago, wo die West Side nach Rassenunruhen in Flammen stand, sitzt ein Mann vom Handelsministerium neben ihm. »Das Schmieröl in Lebensmittelfabriken ist infiziert. Auch dort bleiben die Maschinen stehen«, sagt der Mann.

Sie landen in St. Louis. In Kansas City. Am frühen Morgen des 28. in Dallas. Die Frau, die sich neben ihn setzt - eine knallhart wirkende, attraktive Brünette -, ist eine Anwältin aus dem Stab des Chefs der Militärjustiz, auf dem Weg nach Camp Pendieton in Kalifornien.

»Dort werden die Spitzenprozesse geführt werden«, sagt sie.

»Prozesse?«

»Wissen Sie das nicht? Und warum fliegen Sie nach Nevada?« Sie bestellt ihren dritten Gin Tonic und berührt ihn kurz am Handgelenk.

»Klären Sie mich auf«, sagt Gerard.

»Was ich Ihnen sagen werde, könnte vielleicht unverschämt klingen«, antwortet sie und wechselt das Thema. »Aber ich bin betrunken. Und Sie sehen gut aus.«

»Und verheiratet bin ich auch.«

»Ich wollte schon immer mal im Flugzeug vögeln und Mitglied im Mile High Club werden.«

»Sehr zu empfehlen. Aber da bin ich nicht der Richtige. Was ist denn in Nevada schiefgelaufen?«

Sie bestellt noch einen Gin, wird verdrießlich. »Da, wo ich wohne, treibt's jeder mit jedem. Ich hab noch nicht mal mit Bill geschlafen ...«

»Wir werden in fünfzehn Minuten in Denver landen«, kündigt der Flugkapitän an. »Alle Passagiere nach Nevada

müssen die Maschine verlassen. Wir werden Nevada überfliegen … Keine Landung in Nevada …«

Die Frau sagt: »Alle meine Freunde haben es in den Mile High Club geschafft. Ich warte immer zu lange. Ich arbeite so viel, dass ich zu nichts anderem mehr komme. Wie viel Zeit haben wir noch?«

Die Frau fängt an zu weinen. Gerard nimmt ihre Hand.

»Sie haben noch jede Menge Zeit«, sagt er grimmig.

30. November. Nachmittag. 33 Tage nach dem Ausbruch.

Niemand will ihm sagen, was in Nevada passiert ist. Nicht am Flughafen und auch nicht im Hotel in Zone A, wo er zwei Tage mit dem Warten auf einen Flug vergeudet hat, stets in der Angst, entdeckt zu werden, und wo er stundenlang Artikel über hitzeresistente Bakterien, Tiefseebakterien, Ölbakterien und Sporen ausgewertet hat. Sich die Nachrichten anzusehen, hat inzwischen keinen Zweck mehr. Gerard ruft zu Hause an und fragt Les Higuera, ob er von seinen Freunden bei ABC irgendetwas über Nevada erfahren hat.

»Nein. Im Weißen Haus wurde beschlossen, dass *echte* Nachrichten die Leute nur ängstigen. Echte Nachrichten lösen Aufstände und Depressionen aus. Die haben sich ein Gerichtsurteil besorgt … Wir dürfen nichts senden, was —«

»Les, alles in Ordnung?«

»Das ist doch kein Journalismus mehr, das ist PR. Die besten Köpfe spielen nur noch Lockvögel für Idioten. Sieh dir die Blogs an, wenn du echte Nachrichten haben willst. Aber da weiß man halt auch nie, was stimmt und was nicht.«

In der Hotelbar hat er mehr Glück. Dort kann er hier und da Informationsfetzen aufschnappen, da alle, die hier festhängen, in einem wichtigen Einsatz unterwegs sind. Zu seiner Überraschung trifft er den Anwalt vom Bauministeri-

um wieder, dem er in der U-Bahn begegnet ist, den vormals so selbstgefälligen Bürokraten, der an der Ausarbeitung der Gesetze zur Zonenerrichtung beteiligt war.

»Es ist ein Desaster«, stöhnt der Mann, das Gesicht aschfahl. »Ich begreife das nicht. Aufstände. Morde. Die Leute haben das alles falsch verstanden. Die glauben, wir hätten das gemacht, um ihnen zu schaden, nicht, um ihnen zu helfen. Kapieren die denn nicht, dass wir in erster Linie dafür sorgen müssen, dass der Regierungsapparat funktionsfähig bleibt?«

Er bestellt sich einen weiteren Manhattan. »Wenn das so weitergeht, verliere ich noch meinen Job. Mein Chef in Washington hat mich gefragt, wer mit der Gewalt angefangen hat«, flüstert er in sein Glas, halb zu sich selbst, halb zu Gerard, während im Fernsehen über dem Tresen eine heitere Sendung über einen Knabenchor läuft. »Ich hab ihm gesagt, die Polizei macht die Aufständischen verantwortlich. Die Aufständischen geben die Schuld der Polizei, den Juden, den Katholiken, irgendwelchen Nachbarn, die sie nicht ausstehen können, Angehörigen, die sie bis vor kurzem noch mochten, den Politikern. - O Gott! Kellner!«

»Gewalt? Welche Gewalt?«, fragt Gerard.

»In New York hat es an den Brücken angefangen. In San Francisco haben diese Idioten Verteilstellen für Lebensmittel geplündert. In Tampa hatte die Nationalgarde Befehl, in den Mob zu schießen, aber *die haben die Leute durchgelassen.* Ich hab von Anfang an gewusst, dass die Aufteilung in Zonen eine Schnapsidee ist«, sagt der Mann, der noch vor drei Tagen damit geprahlt hat. »Ich hab meinem Chef gesagt, die Leute werden das nicht akzeptieren! Aber keiner wollte auf mich hören!«

Gerard geht zurück in den Computerraum des Hotels und sieht sich die Blogs an. Aus Russland werden Meutereien auf allen Schiffen gemeldet. Aus England wird berichtet, dass russische U-Boote noch funktionierende Ölplattformen

angegriffen haben. Der Papst hat eine Alchemistensekte - Leute, die versuchen, aus Gold Ol zu machen — als Ketzer bezeichnet.

Dann fällt der Strom aus.

Gerards Handy klingelt im Dunkeln.

Er hofft auf einen Anruf vom Flughafen. Aber es ist Colonel Novaks Sekretärin, die ihm in der Annahme, er wäre zu Hause, mitteilt, dass er am nächsten Tag abgeholt werde, um wieder in Fort Detrick zu arbeiten.

Gerard täuscht einen Hustenanfall vor. »Ich ... habe ... eine schreckliche Grippe.«

»Halten Sie sich für fünf Uhr bereit, Sir.«

Mist! Wenn ich nicht auftauche, werden sie wissen, dass ich mich unerlaubt entfernt habe. Dabei bin ich noch nicht mal bis Nevada gekommen.

Das Handy klingelt erneut.

Was ist jetzt schon wieder?, denkt er.

»Können Sie sofort zum Flughafen kommen, Sir?«

1. Dezember. 6 Uhr. 34 Tage nach dem Ausbruch.

Die riesige C-130 wird schließlich mit Militäreinheiten beladen, alles knallharte, schwer bewaffnete Burschen, die auf dem Weg nach Las Vegas sind. Im Schneetreiben wirft der Lademeister einen Blick auf Gerards Ausweis, bevor er ihn an Bord winkt.

»Zuerst eine Meuterei«, sagt er, »jetzt eine Seuche, was? An Ihrer Stelle würde ich eine Schusswaffe mitnehmen. Vegas ist immer noch nicht sicher.«

Der Sturm schüttelt und rüttelt das Flugzeug beim Aufstieg ordentlich durch, aber als sie endlich ihre Flughöhe erreichen, kann Gerard über sich die Sterne sehen. Neben ihm sitzt der Truppenkommandeur, ein Generalmajor namens

Winston, ein Schwarzer aus South Carolina, um die fünfzig, grauhaarig, mit Brille und traurigen Augen.

»Wer hätte das gedacht«, sagt Gerard. Er weiß, dass man am ehesten Informationen bekommt, wenn man so tut, als wüsste man bereits Bescheid. »Eine Meuterei.«

»Die wollten nur, was ihnen zustand«, sagt Winston.

»Ich weiß.«

»Was ist das für ein Offizier, der die Lebensmittel seiner eigenen Männer verkauft?«

»Einer von der übelsten Sorte«, antwortet Gerard.

»Er schaltet die Klimaanlage auf der Basis ab. Da draußen herrschen fast vierzig Grad. Er verkauft den Sprit, der für die Generatoren gebraucht wird, und schießt auf seine eigenen Soldaten, als sie protestieren.«

»Und *Sie* mussten den Aufstand niederschlagen«, sagt Gerard mitfühlend.

»Die wollten ein Flugzeug kapern, um aus dem Land zu gelangen. Wir haben sie vom Flughafen vertrieben und sie anschließend in Las Vegas von Zimmer zu Zimmer gejagt. Zweihundertfünfzig Amerikaner«, seufzt der General. »Verhaftet. Erschossen. Die Geier fressen unsere eigenen Leute. Kriegsrecht, Commander. Die Plünderer werden verurteilt und erschossen. Keine schlechte Bilanz für einen Tag in Amerikas Urlaubs- und Spaßparadies, was?«

Schwarzer Rauch ist über der Stadt zu sehen, als die Maschine auf der Landebahn aufsetzt. Sobald die Ladeklappe heruntergefahren wird, riecht Gerard den Gestank von brennenden Chemikalien über der für die Jahreszeit ungewöhnlich heißen Wüste. Er war schon einmal in Las Vegas, auf einem Kongress von Tuberkulose-Experten. Marisa und er haben im Luxor Blackjack gespielt und sich im Mirage eine Vorstellung des Cirque du Soleil angesehen.

Jetzt registriert er mit Entsetzen die Einschusslöcher in

den Wänden, den Reklametafeln und den Restaurants am Flughafen. Die Hälfte der Spielautomaten sind demoliert. An Wänden und Fußböden klebt getrocknetes Blut.

»Auf dem Militärstützpunkt haben die Meuterer Fahrzeuge gestohlen und sind damit zum Flughafen gefahren«, erklärt der Captain, den Generalmajor Winston beauftragt hat, Gerard zu unterstützen.

»Wo wollten sie denn hin?«

»Irgendwohin, wo sie in Sicherheit sind. Aber so einen Ort gibt es nicht.«

Sie gehen an einer großen Gruppe Soldaten vorbei, die auf ihren Flug warten: düster dreinblickende Männer und Frauen, einige mit frischen Verbänden. Dann fällt Gerard auf, dass diese Soldaten nicht bewaffnet sind. Er sieht die Handschellen, die Fußfesseln und die Wachen.

»Keine Sorge, Commander, wir sorgen dafür, dass Sie heil zu Cougar kommen.«

Jeder ist bereit, die Gesundheitsbehörde zu unterstützen.

Draußen am Taxistand stehen seltsame Fahrzeuge in der grellen Sonne. Gerard entdeckt einen alten blauen Fairlane, dessen mit Batterien vollgestopfter Kofferraum die Haube fehlt, und einen Dodge mit der Aufschrift »Biodiesel«. Dahinter steht ein Prius mit dem Aufkleber: BEFREIT AMERIKA. HYBRIDFAHRZEUG.

Am Steuer von Gerards Wagen sitzt ein Zivilist. Der Captain winkt vier Soldaten herbei und befiehlt zweien davon, mit Gerard zu fahren, und den anderen beiden, ihm in einem zweiten Wagen Geleitschutz zu geben. Der Fahrer runzelt die Stirn, als Gerard ihm die Adresse von Cougar außerhalb der Stadt gibt.

»Die I-15 können wir nicht nehmen«, sagt er mit einem Kopfnicken in Richtung des schwarzen Rauchs. »Da wird immer noch geschossen. Aber der Las Vegas Boulevard dürfte einigermaßen sicher sein, wenn wir zügig durchfahren.«

Der Wagen setzt sich fast geräuschlos in Bewegung und gleitet mit dreißig Meilen pro Stunde, der neu festgelegten Höchstgeschwindigkeit, aus dem Flughafen. Der Fahrer erzählt Gerard, dass er Maschinenbau studiert. All die umgebauten Fahrzeuge hätten sich bereits vor dem Ausbruch der Delta-3-Katastrophe am Flughafen versammelt, um an dem jährlich stattfindenden »Benzinsparerrennen« teilzunehmen.

»Ich habe zusätzliche Batterien und ein Stromkabel im Kofferraum, damit kann ich mich an jede Steckdose anschließen. Wenn ich die halbe Zeit auf Strom fahre, brauche ich nur zweieinhalb Liter auf hundert Kilometer.«

Gerard betrachtet die Hotels, an denen sie vorbeifahren, die mit Einschusslöchern übersäten Fassaden, die zerborstenen Fensterscheiben. Auf den Dächern bricht sich die Sonne in Fernrohrlinsen. *Scharfschützen,* denkt er. Bis auf einige ausgebrannte Autos ist der Boulevard wie leergefegt. Eine Straßensperre aus rauchenden Autoreifen wurde zur Seite geschoben. Einige Soldaten auf Patrouille verschwinden im Tropicana. Die Zäune, die normalerweise dazu dienen, Fußgänger von der Straße zu halten, sind niedergerissen.

Vor dem Aladdin entdeckt Gerard einen umgedrehten Schutzhelm. Im leicht vom Wind aufgewirbelten Sand liegt ein Roulette-Rad ohne Tisch.

Merkwürdig, denkt er. Normalerweise, wenn man durch eine Stadt fährt, hat man selbst nachts das Gefühl, dass die Gebäude bewohnt sind. Vielleicht sagt einem das einfach der Verstand, man weiß, dass die Leute da sind, vielleicht ist es aber auch eine übersinnliche Verbindung mit den anderen Mitgliedern der eigenen Spezies. Diese glitzernden Hotels jedoch wirken so tot wie ein Inkapalast.

Irgendetwas an diesen leeren Hotels ... erinnert mich an etwas Nützliches. Aber was?

»Bitte, fahren Sie rechts ran«, sagt er, als sie sich einem liegengebliebenen Bus nähern.

»Man hat uns davor gewarnt, anzuhalten, Sir. Es ist gefährlich.«

»Tun Sie's trotzdem«, sagt Gerard. Der Fahrer hält vor dem Kasino Bally. Gerard erinnert sich an etwas, was sein Mentor Dr. Larch einmal gesagt hat.

»Bei einer Katastrophe hat man manchmal den Drang, etwas zu tun, was man selbst nicht begreift. Es ist das Unterbewusstsein, das Zusammenhänge herstellt. Gute Ermittler gehen von den Fakten aus. Geniale Ermittler verlassen sich zusätzlich auf ihren Instinkt.«

»Sir?«, drängt einer der Soldaten. »Wir sollten weiterfahren.«

Wonach suche ich?

Plötzlich zerbirst die Windschutzscheibe. Gerard spürt etwas Warmes, Nasses im Gesicht.

Die Welt versinkt in Rot, als sein Begleiter ihn packt.

Aus dem liegengebliebenen Bus stürmen Meuterer und feuern aus M-16-Gewehren.

Der zerschossene Kopf des Fahrers ist gegen das Wagenfenster gesunken. Gerard wird von seinen Beschützern auf die Straße gezogen, wo er sich das Blut des Studenten aus den Augen wischt. Er ist unverletzt, aber die beiden Soldaten nehmen ihn zwischen sich und feuern auf jeden Angreifer, der sich zeigt.

»Geben Sie mir eine Waffe«, sagt Gerard.

»Das dürfen wir nicht, Sir.«

Zwei Meuterer schießen von einer Fußgängerüberfuhrung auf sie. Kugeln zischen an ihnen vorbei und durchsieben das Auto. Die fünf, sechs zerlumpten Soldaten, die aus dem Bus gestürmt waren, sind ausgeschwärmt, hinter liegengebliebenen Fahrzeugen in Deckung gegangen und versuchen, hinter Gerard zu gelangen.

Gerard zieht die schwere .45er aus dem Gürtel des Corpo-

rals. Von der Fußgängerbrücke ruft eine Stimme über Megafon: »Gebt uns eure Fahrzeuge! Wir werden euch nichts tun! Entfernt euch von den Fahrzeugen!«

»Scheiße! Schießen wir sie über den Haufen!«, sagt einer von Gerards Beschützern.

»Bloß nicht, verdammt«, faucht der Corporal, während er über sein Helmfunkgerät Unterstützung anfordert. Aber auch der Lärm der Schießerei wird Hilfe auf den Plan rufen, weiß Gerard.

In der Ferne sieht er einen Hubschrauber, Rauchwolken, Berge. Etwas näher ragt die glitzernde Kasinopyramide des Luxor auf.

Brrt ... Brrt ...

Er schießt. Die Männer über ihnen gehen in Deckung.

Brrt ... Brrt ... Brrt ...

Einer der Meuterer schreit: »Nicht den Motor! Nicht die Reifen!«

Natürlich, denkt Gerard. *Wenn wir uns an die Fahrzeuge drücken, sind wir in Sicherheit.*

Zweifellos hatten die Meuterer gehofft, beim ersten Angriff sämtliche Passagiere zu töten. Wahrscheinlich sind sie wütend über ihren Fehlschlag und zugleich in Panik, weil sie jeden Augenblick mit dem Eintreffen regulärer Truppen rechnen müssen. Gerard duckt sich, als eine Salve das Chassis erschüttert. Im Moment schießen die Meuterer noch gezielt, um unnötige Schäden an den Fahrzeugen zu vermeiden, aber damit wird bald Schluss sein.

Sie werden keine Zeit dazu haben.

Sie sehen genauso aus wie meine Beschützer.

In den vergangenen Wochen sind sich die Dritte Welt, die Gerard regelmäßig bereist, und die relativ geordnete Welt seiner Heimat immer ähnlicher geworden. Jetzt, als die Meuterer alles auf eine Karte setzen und zum Angriff übergehen, verschmelzen sie gänzlich.

Baml

Einige Angreifer gehen zu Boden, als Gerard feuert und den Rückstoß spürt, während Kugeln an ihm vorbeipfeifen. Er denkt: *Meine ganze Ausrüstung für die Bakterientests liegt noch auf dem Rücksitz. Die darf nicht beschädigt werden.* Doch dann sieht er einen Soldaten auf sich zukommen. *Vergiss die Ausrüstung.*

Dann geht alles ganz schnell.

Gerard sieht seine eigenen ausgestreckten Hände, spürt jeden einzelnen Rückstoß und beobachtet, wie sein Angreifer stolpert und die Waffe verliert. Plötzlich taucht mitten auf der Straße eine Ente auf. Sie muss aus dem »Kanal« des Hotels Venice herübergeflogen sein. Flügelschlagend und quakend watschelt sie zwischen den Soldaten herum. Eine Ente. Eine gottverdammte Ente.

Gerards Finger krümmt sich am Abzug der .45er, aber das Magazin ist leer.

Die Schießerei ist zu Ende. Gerards Begleiter aus dem zweiten Wagen sind tot. Uberall Leichen zwischen den liegengebliebenen Fahrzeugen.

Ich habe dem Fahrer gesagt, er soll halten. Ich bin für das hier verantwortlich, denkt er, während sein Blick über das Blutbad schweift und Soldaten von eintreffenden Humvees springen.

Gerard beginnt sich einen Uberblick zu verschaffen, wer tot und wer verwundet ist, aber wenn er bleibt, um den Armeearzt zu unterstützen, läuft er Gefahr, verhaftet zu werden. Mit halbem Ohr hört er, wie der Corporal einem wütenden Offizier erklärt, warum sie hier gehalten haben. Weil Gerard sich die Hotels ansehen wollte. Gerard spürt zornige Blicke. Seine linke Hand zittert. Ein Offizier brüllt ihn an und verlangt eine Erklärung dafür, warum er die Wagen hat anhalten lassen. Der Offizier nimmt Gerards Ausweis mit zu seinem Humvee.

Dort notiert er sich sämtliche Angaben aus dem Dienstausweis.

»Ich frage Sie«, schreit Gerards Corporal ihn an, »ob der Halt für Sie nützlich war, Sir!«

»Bringen Sie mich zu Cougar«, antwortet er nur.

Nach zwanzig Minuten des Schweigens hält der Wagen vor einem Stacheldrahtzaun am Rand der Stadt. Dahinter liegt ein hufeisenförmig errichteter Gebäudekomplex aus Backstein und getöntem Glas.

Gerards Puls will sich nicht beruhigen lassen. Ihm ist immer noch übel von der Schießerei. Der Eingang wird von Soldaten bewacht, auch im Pförtnerhäuschen sitzen Soldaten. Die dunklen Scheiben machen es unmöglich, einen Blick ins Innere des Gebäudes zu erhaschen, aber offensichtlich sind dort Forscher intensiv bei der Arbeit. Hier wurde der Betrieb also noch nicht eingestellt.

Jetzt die Nadel im Heuhaufen finden. Beten, dass er nicht umsonst Menschenleben geopfert hat.

Morgen muss ich wieder in Detrick sein. Und dieser Offizier ist wahrscheinlich gerade dabei, meine Identität zu überprüfen. Wird Hauser erfahren, dass ich hier bin?

Gerard weiß, dass ihm die Zeit davonläuft.

14. KAPITEL

1. Dezember. Später Nachmittag. 34 Tage nach dem Ausbruch.

Die Häftlinge und der Lebensmittelkonvoi treffen während eines gnadenlosen Schneesturms auf der I-95 südlich von Petersburg, Virginia, an einer Straßensperre aufeinander, die entflohene Häftlinge aus gefällten Kiefern errichtet haben. Die Stelle ist ideal für einen Hinterhalt. Hier draußen ist kein einziger Funkturm mehr in Betrieb, der einen Notruf aufnehmen könnte.

Für vierhundert halb verhungerte Schwerverbrecher sind Lebensmittelvorräte im Überfluss im Anmarsch. Vor Tagen von ihren Wärtern ihrem Schicksal überlassen, sind die ausgehungerten Männer am Vormittag aus dem Gefängnis in Sussex ausgebrochen. Nachdem sie ein verlassenes Waffenlager der Nationalgarde in Garderville ausgeräumt haben, ziehen sie plündernd und mordend umher. Unter den Sträflingen sind auch ehemalige Soldaten, die mit den erbeuteten Sturmgewehren und Panzerfäusten umzugehen wissen.

Der sich nähernde Konvoi ist die größte Hilfslieferung, die seit Beginn der Ölkrise nach Washington — und in die Marion Street - unterwegs ist. Die neunundneunzig Lastwagen sind vor zehn Stunden in Wilmington, North Carolina, aufgebrochen, beladen mit sauberem Heizöl und tonnenweise Fleischkonserven. Die Routen und Zielorte der Konvois werden täglich geändert. Mehrere Humvees, die den Lastern Geleitschutz geben, kriechen hinter einem Schneepflug her.

Die Fahrer spähen durch Sichtschlitze. Der dichte Kiefernwald zu beiden Seiten der Straße hängt voller Eiszapfen. Bis vor kurzem waren noch Flüchtlinge zu Fuß auf der Landstraße unterwegs, denen aufgrund des neuen Gesetzes zur Errichtung von Zonen nichts anderes übrig blieb, als um Lebensmittel zu betteln. Aber mit dem aufkommenden Unwetter sind sie nach und nach auf der Suche nach Unterschlupf von der Straße verschwunden.

Der Schneepflug bleibt vor etwas stehen, was aussieht wie eine Massenkarambolage, doch der Beifahrer meldet dem Kommandeur des Konvois, die Fahrzeuge seien von Baumstämmen auf der Straße an der Weiterfahrt gehindert worden. Plötzlich schreit der Mann entsetzt: »Die Insassen sind alle tot. Erschossen oder erschlagen. Man hat ihnen die Kleider geraubt. Die Kofferräume und Handschuhfächer sind geplündert. Auf dem Mittelstreifen liegt ein toter Polizist! Uberall gefrorenes Blut!«

»Vorbeifahren«, befiehlt der Kommandeur. »Sofort!«

Doch in dem Augenblick schlägt die erste Panzerfaust im Schneeflug ein, reißt die Tür heraus und tötet auf der Stelle den Fahrer. Die Häftlinge in ihren gestohlenen Mänteln und Jacken stürmen auf beiden Seiten aus dem Wald, springen vom Mittelstreifen auf und greifen schreiend und schießend an.

Die Schützen in den Humvees feuern, was das Zeug hält, und anfänglich gelingt es ihnen auch, die Sträflinge zurückzutreiben, aber in diesem Unwetter ist die Sicht katastrophal, zudem haben sie am Morgen schon zu viel Munition verbraucht, um auf dem Michael Jordan Highway in North Carolina den Angriff von Scharfschützen zurückzuschlagen. Die Angreifer robben sich heran, verständigen sich im Wald durch Rufe. Sie decken die Humvees mit Feuer aus M-16-Gewehren ein. Für jeden Sträfling, der getroffen wird, scheinen zwei neue aufzutauchen.

Molotowcocktails krachen in die Windschutzscheiben der Laster.

Da der Schneepflug manövrierunfähig ist, können die Tieflader nicht zurücksetzen.

Nach einer Stunde sind alle Soldaten tot, die vordersten Lastwagen stehen in Flammen. Die Straße ist übersät mit toten Sträflingen, aber die Unversehrten und nur leicht Verwundeten plündern die Anhänger, reißen Kartons auf und verschlingen sofort alles, was sie in die Finger kriegen.

Den Sträflingen gelingt es, den Schneepflug wieder in Bewegung zu setzen. Sie steigen in die noch fahrtüchtigen Laster, verlassen die I-95 und flüchten ins ländliche Virginia.

Ein besonders fantasievoller Sträfling hat mit einer gestohlenen Nikon sogar ein paar Fotos geschossen. Eine halbe Stunde später, in einem Farmhaus, das noch Strom hat, schickt er sie übers Internet an die Website von Riseup.com, einen neuen Blog über die Olkatastrophe.

Millionen Menschen klicken Riseup.com stündlich an — wenn es Strom gibt - auf der Suche nach Fotos, Neuigkeiten, Gerüchten über Schießereien und Ölkulte (deren Anhänger Ölbohrtürme anbeten) und Klatsch aus dem Weißen Haus. Bei Riseup sind nicht nur Fotos von dem Überfallenen Konvoi zu sehen, es wird auch berichtet, der Präsident sitze heulend im Oval Office und flehe Gott an, ihm zu sagen, was er tun soll.

Um 17 Uhr 48 steht Gordon Dubbs in seinem neuen Penthouse in der Connecticut Avenue und betrachtet die Fotos von dem Konvoi. Voll freudiger Erregung registriert er die Detonationen im Südosten und den Widerschein der Flammen am dunklen Himmel, die trotz des eisigen Regens lodern. Auf Riseup.com wird von erbitterten Kämpfen zwischen Soldaten und dem aufgebrachten Mob auf der Rhode

Island Avenue an der Grenze zwischen Zone B und C berichtet.

Die Armen von Washington versuchen, in die Zonen einzudringen, in denen es noch Lebensmittel gibt, liest Gordon und hat keinerlei Zweifel am Wahrheitsgehalt der Meldung.

Wie ein Tier den nahenden Jahreszeitenwechsel wittert Dubbs die Möglichkeiten, die sich eröffnen, und spürt ein ganz neues Machtgefühl.

Ich habe Lebensmittel, Medikamente, Alkohol. Ich habe dieses Gebäude in eine Festung verwandelt. Bis auf Heizöl haben wir alles, was wir zum Leben brauchen.

Gordon Dubbs, aus dem Feuer wiedergeboren. In seinen Träumen sieht sich der ehemalige Cop schon als neuen Warlord des Viertels, sobald der Notstand erst dauerhaft wird. Vor seinem geistigen Auge sieht er die Gebäude ringsum in Flammen stehen. Die Polizei zieht sich in Zone A zurück. Die Oase ein feudales Lehnsgut mit Dubbs als Gebieter, sobald die zivile Ordnung in Washington vom Gesetz des Stärkeren abgelöst wird.

Jetzt kommt es darauf an, sich jeden Tag genau zu überlegen, wie weit er gehen kann, abzuwarten, bis die Polizeimacht endgültig zusammenbricht, und dann zum großen Schlag auszuholen.

Er hat schon immer gewusst, dass er etwas ganz Besonderes ist, schon mit fünf, als die Leute ihn wegen seines umwerfenden Lächelns und seines Filmstargesichts anders behandelt hatten. Als der zehnjährige Gordo während einer Klassenarbeit beim Spicken erwischt wurde, wickelte er alle so lange um den Finger, bis man ihm den Stubenarrest erließ. An der Highschool zerstreute der Footballspieler Gordo mit seinem Charme alle Vorwürfe, er und seine Freunde hätten einen Quarterback der Gegenmannschaft am Vorabend eines Spiels mit Schlagringen attackiert. Als Sergeant in der US-Armee hat Gordo unter Eid geschworen, nie eigenhändig Gefangene

gefoltert zu haben, und als Polizist hat er lachend Gerüchte abgetan, er würde Kokain aus der Asservatenkammer verkaufen und hätte einen Verdächtigen nach dessen Festnahme erschossen. Mit Schmeicheleien hat er sich in die Ehe gemogelt und später in Dutzende von Affären.

All das verdankt er seinem umwerfenden Lächeln.

Dann, im reifen Alter von fünfunddreißig, wurde er mit der schockierenden Erkenntnis konfrontiert, dass man sich aus manchen Situationen mit allem Charme der Welt nicht herausreden kann, vor allem wenn es Videos gibt, die beweisen, dass man lügt.

»Der Junge hat mich mit einer Pistole bedroht«, hat er der Untersuchungskommission erklärt.

»Sie haben ihn halb totgeprügelt. Und die .38er haben Sie ihm untergeschoben. Der Junge ist noch nicht mal zu schnell gefahren. Sie sind eine Schande für die Polizei.«

»Heimlich aufgenommene Videos sind vor Gericht nicht verwertbar.«

»Ihr Glück, Dubbs. Das Angebot lautet: Sie kündigen, und wir sehen von einer Anzeige ab. Die Familie ist zu einer außergerichtlichen Einigung bereit. Aber Sie werden nie wieder als Polizist arbeiten.«

Allein bei der Erinnerung daran könnte er alles um sich herum kurz und klein schlagen, besonders wenn er an die Demütigungen denkt, die darauf folgten. Die Scheidung, eingereicht von seiner Frau. Die Klinkenputzerei auf der Suche nach Arbeit. Die Deklassierung, als er den Job des Sicherheitschefs von Three Faiths Charities annehmen muss, einer Organisation, die Hilfsgüter in Katastrophengebiete schickt.

Gordon erinnert sich an die allnächtlichen Fahrten ins Gewerbegebiet nahe des Baltirnore-Washington-Flughafens, an das Klappern seiner Schuhe in den Lagerhallen, wo er mit seiner Taschenlampe Stapel von Dosenfleisch und Gemüse-

konserven kontrolliert hat, Kisten voller Vitamingetränke, Fahrräder und Luftpumpen, Antibiotika, reihenweise Landrover, Paletten mit Transistorradios, Propangasflaschen, antibakterieller Seife, Abdeckplanen, Vorschlaghämmern, Levi's-Jeans, Aspirin, Fertigmischungen für Kuchen und Gebäck, Zahnbohrern, Reifen und Millionen von Christusstatuen, alles für Leute, die wahrscheinlich in ihrem ganzen faulen Leben in überbevölkerten Gebieten keinen einzigen Tag gearbeitet hatten.

Der Job hatte ihn von Anfang an zutiefst angewidert, doch dann war seine Chance gekommen! Irgendwann war ihm klar geworden, dass die Zentrale der Organisation in Minneapolis keinen blassen Schimmer hatte, was mit der ganzen Beute passierte, wenn sie einmal die Lagerhallen verlassen hatte. Diese Gutmenschen aus dem Mittelwesten waren keine Rechengenies. Manifeste wurden von Schwachköpfen unterzeichnet. Der ehrenamtliche »Buchhalter« hatte mehr Interesse daran, sich Prostituierte ins Büro zu holen, die zur Musik von Donnie Osmond ihre Kleider fallen ließen.

Nach einer Weile wurde es sogar noch besser, und zwar nachdem es Gordon endlich eines Nachts gelungen war, sich Zugang zu dem verriegelten Bereich im hinteren Teil einer Lagerhalle zu verschaffen. Er traute seinen Augen nicht, als er sah, was diese Idioten dort für den Versand in den Sudan, nach Indonesien und Zimbabwe gehortet hatten.

Bestechungsgüter! Was sonst! Für örtliche Funktionäre. Armbanduhren, Parfüms, Zigarren, Champagner. Selbst ein paar russische AK-47 fanden sich unter den Kostbarkeiten. Nicht zu fassen! Als mildtätige Gabe! Oder vielleicht war das Ganze auch nur eine Tarnung für illegale Waffenlieferungen.

Zeit, die richtigen Leute anzuheuern, dachte er.

Kurz daraufwaren die beiden ehrlichen Wachleute, die für ihn arbeiteten, verschwunden und durch zwei Jungs ersetzt,

die Gordon auf der Straße aufgelesen hatte. Lester Gish und Basil Prue waren arme Würstchen, die ihm gerne glaubten, dass sie etwas Besseres verdient hatten, als sich immer nur ausnutzen zu lassen. Typen, die *ihm* die Füße küssten und mit Vergnügen klauten wie die Raben.

Jetzt, wo die Polizeipräsenz in Washington kaum noch der Rede wert ist, ist Gordons gewalttätige Seite wiedererwacht. Der erste Tote war ein Unfall, redet er sich ein. Der alte Mann war früher als erwartet vom Tauschmarkt zurückgekommen, als Gordon und seine Freunde gerade sein Haus plünderten. Als der Alte anfing zu schreien, hat Gordon ihn mit einem Schüreisen niedergeschlagen. Der Mann hatte ihre Gesichter gesehen.

Selber schuld, denkt Gordon. *Warum kommt er auch so früh nach Hause?*

Der nächste Fall hatte sich ergeben, als eine Bande pubertärer Heimbewohner — Metro-Wilde, wie sie in den Blogs genannt werden — genau zu dem Zeitpunkt in einen Elektroladen einbrachen, in dem Gordon und seine Jungs gerade dabei waren, die Überwachungskameras auszuschalten. Die Schießerei war in wenigen Minuten vorbei. Noch heute ergötzen sich die drei Männer an der Erinnerung, wenn sie betrunken sind. »War das eine Gaudi! Wisst ihr noch, wie ich den Großen erwischt hab?«

Heute Abend brennt ein schönes Feuerchen im Kamin. Die Oase war mal ein Luxusapartmenthaus, und alle Wohnungen sind mit einem offenen Kamin ausgestattet. In dieser Wohnung gab es sogar eine komplette Bibliothek, und die Flammen, die die Bücher verschlingen - *Die drei Musketiere,* zum Beispiel, und *Die Pest* beleuchten an den Wänden aufgestapelte Kartons, die Gordon und seine Kumpels, nachdem die Ölmikrobe aufgetaucht ist, aus den Lagerhallen abtransportiert haben, bis der Tank des Landrovers von Three Faiths Charities leer war.

Wenn wir bloß Heizöl hätten. Meine Leute werden mir nur treu bleiben, wenn ich dafür sorge, dass sie es warm haben. Ich muss unbedingt Heizöl auftreiben!

Das klingelnde Handy reißt Gordon aus seinen Gedanken. Basil, der in der Eingangshalle Wache schiebt, meldet, dass Gail Hansen aus der Marion Street sofort mit Gordon sprechen will. Sie ist eine von mehreren Frauen, die hin und wieder heimlich herkommen, weil sie Lebensmittel oder Medikamente für einen herzkranken Ehemann oder Babynahrung oder irgendwas für ihre persönliche Eitelkeit brauchen.

Sie ist alt. Aber ich könnte mir einen blasen lassen.

Gordon gefällt sich in seinem postapokalyptischen Schick. Die aus einem geplünderten Spendenfonds stammende Cordhose - ein Modell aus dem letzten Jahr — ist von Barneys. Ein gespendetes Flanellhemd Marke Calvin Klein. Timberlandschuhe und ein dicker Pullover, erst vor wenigen Wochen für Erdbebenopfer in der Türkei gespendet.

Auf dem Weg nach unten klingelt er an der Tür zu Apartment 6C, um sich zu vergewissern, dass die alten Roths genug zu essen haben. Mike Roth ist ein ehemaliger Polizist, der Gordon immer respektvoll behandelt hat. Die Studenten aus 5B sind verschwunden - zurück zu Mommy und Daddy geflüchtet. Basil und Lester teilen sich jetzt das Apartment.

Er geht zu Fuß nach unten, anstatt mit dem Aufzug zu fahren, aus Angst vor einem Stromausfall. Und um Gail noch ein bisschen schmoren zu lassen. In Apartment 3D wohnt Dr. Raskowitsch, denn jedes Gebäude braucht einen Arzt. Gordon schenkt ihm eine Flasche Pinot Noir. Todd und Jeffrey, die beiden schwulen Innenarchitekten aus 3C, hat Gordon rausgeworfen und stattdessen Jovina und Ike Mimeaux dort einquartiert, beide früher Chauffeure beim Außenministerium und bei Beutezügen wüste Draufgänger. Sie haben in der St.-Paul's-Kirche Hausverbot, weil sie an-

dere Flüchtlinge verprügelt und zuvor ihre Essensration gestohlen haben.

Morgen schicke ich sie los, um ein paar Verkehrsschilder aus Metall zu klauen, mit denen wir die Fenster im Erdgeschoss sichern können. Und ich frage Frank Wallardden ehemaligen Rausschmeißer vom Clyde's, ob er sich uns anschließen will.

Gail wartet bereits in iF, als Gordon kommt, hereingelassen von Basil, der weiß, was er zu tun hat, wenn Frauen aufkreuzen. Das kleine Apartment wurde so eingerichtet, dass Gordon dort Besucher empfangen kann: potenzielle neue Mitbewohner, attraktive Frauen, die irgendetwas von ihm brauchen, Armeeangehörige, die ihm stecken, welche Strecke der nächste Lebensmitteltransport nehmen wird, und bald, so hofft er, Abgesandte anderer Territorialherren.

Beim Eintreten lässt er genüsslich den Blick über die erbeuteten Ledersofas, die schicke Anrichte und das französische Bett mit den Seidenbezügen schweifen. An den Wänden hängen abstruse, aber teure Kunstwerke, die Gail Hansen ihm für Wodka überlassen hat, und darunter ein Regal mit einem erstklassigen Nakamichi-CD-Player und tausend CDs: Jazz, Rock und sogar klassische Musik für die versnobten Intellektuellen, die hin und wieder bei ihm aufkreuzen.

Aber es ist eiskalt hier drin.

»Hallo, Gordon. Heute hab ich was ganz Besonderes zum Tausch anzubieten.«

Er riecht ihre Fahne aus einem Meter Entfernung. Sie sieht von Tag zu Tag heruntergekommener aus. Ihr ehemals hochmütiges Gesicht — das ihm früher immer das Verlangen verursacht hat, ihr eine zu verpassen - wirkt zunehmend ängstlich und verkrampft. Ihre Kleider sind verlottert, seit sie sie nicht mehr in die Reinigung bringen kann. Und keine Spur mehr von Make-up. Die äußere Erscheinung der berufstätigen Frau - schicke Kostüme, teure Frisur, auf Hochglanz polierte Schuhe - gehört der Vergangenheit an.

»Ich habe Ihnen ein großartiges Ölgemälde von Savilliari mitgebracht«, sagt sie und zeigt ihm eine lächerliche Leinwand. Schwarz in schwarz. Nicht mal ein Bild. Bloß dick aufgetragene Farbe.

»Ich brauch nicht noch mehr Kunstwerke«, sagt er.

»Im Gegenteil, Gordon. Das ist ein unglaublich sicheres Investitionsobjekt.«

»Und warum behalten Sie's dann nicht?«

»Könnten wir nicht bei einem Cocktail über diese Frage diskutieren?«, erwidert sie und schlägt die Beine übereinander, die gar nicht schlecht sind, wie er zugeben muss.

»Könnten Sie nicht einfach die Klappe halten und mir lieber einen blasen?«, sagt er.

Gail ist schockiert und aufgebracht, aber das schert ihn einen Dreck. Es erregt ihn, sich zu fragen, wie viel Demütigung sie wohl einstecken wird. Sie kaschiert ihre Wut mit einem fast hysterischen Lachen. »Sie haben aber einen ziemlich derben Humor, Gordon«, sagt sie.

»Für Sie Mr Dubbs.«

Er erklärt ihr, dass er leider kaum noch Wodka hat und seine restlichen Alkoholvorräte für wichtige Tauschgeschäfte braucht und nicht für Nachbarn, die ihm um einen Gefallen bitten. Falls diese Ölschinken alles seien, was sie anzubieten habe, gebe es bestimmt andere Leute - im Besitz von Alkoholika -, die ihre Wände gern mit dem Zeug schmücken würden. Während er sich genüsslich an ihrer süchtigen Bedürftigkeit weidet, verkündet er, er müsse seinen schwindenden Vorrat an Wodka, Whisky und Rum sorgsam hüten, »es sei denn, Sie hätten wirklich was Brauchbares für mich«.

Dann steht er auf, um zu gehen, doch sie hält ihn am Ärmel fest.

Nach dem Blowjob — das letzte Mal, dass er sich darauf eingelassen hat, denkt er — bietet er ihr eine viertelvolle Fla-

sche gepanschten Three-Czars-Wodka für das scheußliche Bild an und genießt es, dass sie ihren Stolz herunterschluckt und das Angebot schließlich akzeptiert. Als er gerade denkt, er sollte Teddie auch ein paar Mädels besorgen, hört er Gail sagen: »Ich hab denen gesagt, sie sollen unsere Ölvorräte zum Tausch anbieten! Aber die wollen ja nicht auf mich hören!«

»Wie bitte?«

»Gerard und die anderen Männer haben siebeneinhalbtausend Liter Heizöl aufgetrieben und in einem Keller gelagert. So viel brauchen wir eigentlich gar nicht. Vielleicht kann ich sie ja überreden, Ihnen einen Teil davon zum Tausch anzubieten. Brauchen Sie vielleicht Heizöl, Gordon?«

»Davon haben wir mehr als genug«, antwortet er, während sein Puls höher schlägt.

Er versichert ihr, dass sie wiederkommen darf, und schickt sie weg. Dann geht er nach oben. Seine Gedanken rasen. Vom Fenster aus sieht er, wie aus jedem zweiten Schornstein in der Marion Street Rauch aufsteigt. Kein Zweifel, da drüben sind die Heizungsanlagen in Betrieb. Ob Gail übertrieben hat? *Siebeneinhalbtausend Liter?* Und wo haben sie das Zeug gebunkert?

Das muss er unbedingt in Erfahrung bringen.

Als »Friedensangebot« packt er ein paar Dosen Thunfisch und Bohnensuppe ein.

Ich werde ihnen sagen, ich hätte gesehen, wie hungrig die Kinder in der Marion Street aussehen.

Für den Fall, dass sich draußen irgendwelche Banden rumtreiben, schiebt er sich seine Glock-9-mm in den Gürtel.

Er vergewissert sich, dass Lester die Monitore der Überwachungskameras im Auge behält, die er installiert hat, um zu verhindern, dass irgendjemand das Warenlager in seiner Wohnung plündert. Dann marschiert der zukünftige Häuptling von Nordwest-Washington, der Chefdenker für

die Schwachköpfe - gefolgt von seinem Leibwächter Basil —, durch den Regen die Connecticut Avenue hinunter in Richtung Marion Street.

Kurz vor der Abbiegung schickt er Basil zurück, sagt ihm, er soll sich nicht besaufen und wieder herkommen, sobald er ihn anruft.

»Sie könnten mir doch dieses hübsche, dunkelhäutige Mädchen mitbringen«, sagt Basil. »Die kleine Gerard.«

»Was hab ich dir über kleine Mädchen gesagt?«, faucht Gordon.

Basil lässt seinen kleinen Kopf hängen.

»Es war nicht meine Schuld. Sie hat angefangen zu schreien.«

Gordon lässt Basil stehen, der ihm nachblickt wie ein läufiger Straßenköter, und biegt in die Marion Street ein. Er geht an dem Subaru vorbei, der das Nordende der Straße blockiert, und tritt auf die Veranda der Gerards.

Ich werde sie fragen, ob sie sich mit uns zusammentun wollen, damit wir uns gegenseitig beschützen können. Dann werde ich beiläufig eine Bemerkung über Heizöl fallen lassen. Mal sehen, wie sie darauf reagieren.

Aber er braucht sich die Mühe gar nicht zu machen. Als er gerade die Klingel drücken will, hört er durch das offene Fenster, wie Gail Hansen und Marisa Gerard sich streiten.

»Wieso können wir das überschüssige Ol nicht zum Tausch anbieten?«

»Niemand darf wissen, dass wir es haben, Gail! Kapierst du das denn nicht?«

»Hey!«, bellt eine männliche Stimme hinter ihm. »Was machen Sie da?«

Gordon wirbelt herum. Aus dem strömenden Regen taucht ein Typ in einem Parka mit Kapuze auf, den Gordon aus der Nähe als diesen Arsch von Exmarine erkennt, einer von Gerards Musterknaben.

»Gordon Dubbs! Was haben Sie da in der Tüte?«, will der Typ wissen.

Das kann nicht wahr sein! Wir leben in einem freien Land. Ich kann gehen, wohin ich will.

Jetzt taucht ein zweiter Mann auf der Veranda auf, eine Pistole in der Hand.

Die sind bewaffnet, denkt Gordon alarmiert.

Er tritt den Rückzug an. »Ich wollte die Gerards besuchen.«

Seine Tüte wird ihm aus der Hand gerissen. Im selben Augenblick öffnet sich die Tür und Mrs Gerard schaut heraus.

Gordon will um jeden Preis eine Szene vermeiden. Er verlegt sich auf seinen Charme und setzt sein altbewährtes Filmstarlächeln auf.

»Lassen Sie mich erklären.«

»Da sind ja Lebensmittel drin«, knurrt der Marine und hält die Thunfischdose hoch wie ein Beweisstück vor Gericht, als hätte Gorden sie gestohlen, was natürlich zutrifft, aber von *anderen* Leuten, nicht von denen hier. Diesen Leuten wollte er die Lebensmittel *schenken.*

»Wessen Haus haben Sie ausgeraubt, Dubbs?«

Ganz langsam lässt Gordon die Hand sinken, um sein Handy aus der Tasche zu nehmen. »Mir ist aufgefallen, dass die Kinder hier in der Straße so hungrig aussehen.«

»Schusswaffe!«, schreit der ehemalige Marine, als er das Schimmern des Handys sieht.

Der Schlag trifft Gordon in den Bauch und schleudert ihn zu Boden. Er bekommt keine Luft, er könnte brüllen vor Wut. Die beiden Typen fassen in seinen Gürtel, um ihm die Glock abzunehmen. Dabei merken sie, dass er nur nach seinem Handy gegriffen hat, und helfen ihm auf. Wortlos händigen sie ihm seine Tüte aus und verjagen ihn mit vorgehaltener Pistole aus der Straße. Sie kommen noch nicht

mal auf die Idee, sich zu entschuldigen. Immerhin geben sie ihm seine Waffe zurück, wenn auch ohne Magazin.

Gail hat die Wahrheit gesagt, das weiß er jetzt trotz der mörderischen Schmerzen in seinen Eingeweiden, die seine Wut noch verstärken.

Diese Arschlöcher haben siebeneinhalbtausend Liter Heizöl gebunkert.

15. KAPITEL

1. Dezember. Abenddämmerung in Nevada.
34 Tage nach dem Ausbruch.

Dr. Veejay Varunisakera wirkt von Sekunde zu Sekunde beunruhigter.

»Soll das heißen, dass Delta-3 sich jetzt schon auf Menschen überträgt, Dr. Gerard?«, fragt er fassungslos.

»Das zu behaupten wäre verfrüht. Betrachten Sie meinen Besuch als eine reine Routinemaßnahme. Ich möchte lediglich feststellen, ob möglicherweise Symptome vorliegen.«

Gerard lächelt gespielt beschwichtigend — als bestünde tatsächlich die Gefahr einer Ansteckung bei Cougar - und konzentriert sich auf den Mann hinter seinem Schreibtisch. Er muss die Bilder von den Aufständen in der Stadt, von den Toten auf dem Boulevard, von den schießenden Soldaten beiseiteschieben. Und seine Strategie improvisieren.

Ich werde Blut-, Gewebe- und Urinproben entnehmen. Dann werde ich die Ölförderflüssigkeiten, die sie herstellen, untersuchen und mir ihre Tanks, die Labors und die Fabrik genau ansehen. Aber dafür brauche ich Zeit.

Der makellos gekleidete und gepflegte Dr. Varunisakera ist klein, um die vierzig und stammt aus Südostasien, nach den Fotos zu urteilen, die in silbernen Rahmen auf seinem überdimensionierten Schreibtisch stehen. Auf einem sieht man einen alten Mann mit einem dieser typischen konischen Hüte, wie er einen Wasserbüffel an einem Seil fuhrt. Auf einem anderen einen jüngeren Mann mit Dr. Varunisakeras

grauen Augen und ausgeprägten Wangenknochen in einem weißen Arztkittel. Außerdem jede Menge Schnappschüsse von Varunisakera mit Frau und zwei Töchtern am Grand Canyon, in Disneyland, im Glacier National Park und in den Everglades.

Je mehr Angst er hat, umso besser wird er kooperieren.

»Dass das CDC bei Laboranten Hautausschläge gefunden hat, kann auch Zufall sein. Wir überprüfen sämtliche Ölfirmen und solche, die Flüssigkeiten für die Erdölförderung herstellen«, lügt Gerard. »Vorerst besteht noch kein Grund, in Panik zu geraten.«

Er setzt das einstudierte Bürokratenlächeln auf, das garantiert einschüchtert.

»Ich werde Sie, so gut ich kann, unterstützen«, sagt Varunisakera, dann fügt er etwas hinzu, was Gerard Schuldgefühle bereitet: »Ich wohne in einer A-Zone. Meine Frau und meine Kinder leider nicht.«

Von einem bestimmten Punkt an funktioniert eine Täuschung entweder von allein, oder sie fliegt auf. Gerards Dienstausweis hat bei Cougar Wunder gewirkt. Er hat die Sicherheitskontrollen problemlos passiert, musste dann jedoch zwei Stunden auf Dr. Varunisakera warten, der gerade in der Stadt zu tun hatte. Der Leiter der Forschungsabteilung für Ölförderflüssigkeiten bei Cougar ließ alle Arbeit liegen, um sich mit Gerard zu unterhalten.

»Sie werden sicherlich mit meinen Mitarbeitern reden wollen«, sagt er.

»Selbstverständlich.«

»Diese Ausgeburt zu bekämpfen hat bei uns höchste Priorität. Wir arbeiten zurzeit an nichts anderem.«

Was bedeutet, dass die Bakterie bereits hier ist. Wie also finde ich heraus, ob sie hier ihren Ursprung hat oder nicht?

Gerard sagt: »Ich werde mit ein paar Standardfragen anfangen, die die Mikrobiologen vom FBI Ihnen womöglich

bereits gestellt haben. Ich hoffe, das macht Ihnen nichts aus. Meiner Erfahrung nach lohnt es sich manchmal, noch einmal ganz von vorn anzufangen. Antworten können unterschiedlich ausfallen.«

Varunisakera zeigt Verständnis. »Ehrlich gesagt, Dr. Gerard, hat es mich gewundert, dass die FBI-Leute so schnell fertig waren. Die schienen viel mehr daran interessiert zu sein, irgendwelche Verbindungen zu Terrororganisationen zu finden. Ich kann mich an keinen Mikrobiologen unter ihnen erinnern, es schienen alles Ermittler zu sein.«

Typisch, denkt Gerard angewidert. »Geben Sie mir doch bitte einen kurzen Uberblick über Ihre Arbeit an Flüssigkeiten und Bakteriziden.«

»Wie gesagt, unsere regulären Projekte wurden gestoppt. Aber normalerweise suchen wir nach preiswerten Möglichkeiten, diejenigen Bakterien zu vernichten, die die Ölmaschinerie schädigen. Wir arbeiten an Chemikalien und Bioremediation, an Mikroorganismen, die organische Verbindungen mit Hilfe von Enzymen zersetzen … Ist es das, wofür Sie sich interessieren?«

Gerard nickt und macht sich Notizen, um sich später noch einmal mit dem Thema zu beschäftigen.

»Wir arbeiten mit rekombinanter DNA«, fugt Varunisakera hinzu, »um Organismen zu verbessern, die gegen Korrosion verursachende Bakterien einsetzbar sind. Unter Benutzung von Plasmiden als Träger injizieren wir genetisches Material in Zielzellen, um festzustellen, ob sich die Bakterien abtöten lassen.«

»Klingt faszinierend.«

»Früher, also vor meiner Zeit, hat die Firma auch mit kontaktinduzierter Wachstumshemmung experimentiert. Wie Sie wahrscheinlich wissen, enthält Escherichia coli, derselbe Erreger, der bei Menschen Harnwegsinfektionen verursacht, Gene, die das Wachstum anderer E.coli-Bakterien hemmen,

wenn sie mit ihnen in Berührung kommen. Sie töten sie zwar nicht ab, behindern jedoch ihr Wachstum. Kein Mensch weiß, warum. Die Cougar-Forscher hofften, auf diese Weise natürlich vorkommende Wachstumshemmer zu finden.«

Gerard blickt erstaunt von seinen Notizen auf.

»Sie meinen, bei Cougar wurden neue Organismen gesammelt?«

Varunisakera nickt. »Aus Höhlen, von Meteoriten. Wir haben Boden- und Sandproben aus der Nähe von Ölbohrlöchern genommen, ebenso Wasserproben aus der Umgebung von Tiefseeschloten. Aber wir haben nicht nach etwas gesucht, was raffiniertes Öl angreift, sondern lediglich Rohölteppiche.«

»Sie sprechen von Ihren Forschungsprojekten in der Vergangenheit. Warum?«

»Das Ganze war sehr kostspielig. Und wir haben keine brauchbaren Resultate erzielt, nicht einmal ansatzweise.«

Erwartungsvoll fragt Gerard: »Haben Sie die Proben noch?«

Ich könnte sie sequenzieren lassen.

Dr. Varunisakera breitet bedauernd die Arme aus. »Sie wurden leider vernichtet. Nach dem Auftauchen von Delta-3 habe ich versucht, die Mikrobe mit den Genomen unserer Sequenzdatenbank zu vergleichen. Ohne jedes Ergebnis. Die Unterlagen über die Tests haben wir dem FBI übergeben. Hätten Sie gern Kopien davon?«

»Ja, bitte. Besteht vielleicht die Möglichkeit, dass einer der Experten, die an dem Projekt gearbeitet haben, sich an etwas erinnert?«

»Diese Frage haben die FBI-Leute auch gestellt. Vor einigen Jahren haben viele Firmen an der Erforschung der Wachstumshemmung von Bakterien gearbeitet. Aber der Traum, eine nützliche Superbakterie in der Natur zu finden, ist nicht in Erfüllung gegangen.«

Gerard lässt sich seine Enttäuschung nicht anmerken. Die Datenbank wird er sich später vornehmen müssen. Im Moment läuft ihm die Zeit davon. »Erzählen Sie mehr über die Bakterien in Ölquellen, die Sie abzutöten versuchen.«

»Nun, in Ölquellen findet man immer RDM-Mikroben, die an Ölvorräten Schaden anrichten. Sie stecken in noch nicht unterspülten Ölfeldern, im Wasser, das eingepresst wird, oder auch in Bohrkernen. Manche Forscher glauben, dass sie während des Bohrvorgangs von der Oberfläche dorthin gelangen. Andere nehmen an, dass sie dort unten leben. Wie dem auch sei, alle Ölgesellschaften haben ein großes Interesse daran, billigere Bakterizide zu entwickeln. Momentan laufen mehrere Verbund-Forschungsprojekte. Aber die Kooperation erweist sich als schwierig. Die einzelnen Firmen rücken keine Informationen über die Bakterien in ihren eigenen Bohrlöchern heraus, interessieren sich aber sehr genau für die Forschungsergebnisse der Konkurrenz.«

Gerard nickt.

»Deswegen fungieren vertrauenswürdige Dritte wie Cougar als Vermittler. Wir sammeln Proben aus Tausenden von Bohrlöchern. Wir verfugen über zugängliche, umfassende Bakteriensammlungen. Wir produzieren Biozide, testen sie und stellen allen Kunden gleichzeitig die Ergebnisse zur Verfügung. Das ist ein strengstens überwachter Prozess. Es gibt Wachpersonal an den Entnahmestellen, eine unabhängige Aufsicht, detaillierte Berichte. Unsere Kunden misstrauen einander sehr.«

Gerard versucht sich die ungeheuren Ausmaße eines solchen Projekts vorzustellen. *Der Mann sagt, dass Firmen wie Cougar als zentrale Sammelstellen für Proben aus Feldern auf der ganzen Welt fungieren. Ein perfekter Verteiler.*

»Werden die Biozide, die Sie testen, hier hergestellt?«

»Auf der anderen Seite des Geländes, in der Fabrikanlage.«

»Werden sie während der Testphasen direkt in die Bohrlöcher injiziert?«

Varunisakera schüttelt den Kopf. »Nein. Aus Bohrlöchern auf der ganzen Welt werden in verschiedenen Tiefen Bodenproben entnommen, auf Bakterien untersucht und, falls sie infiziert sind, hierhergeschickt. Bisher wurden keine Übereinstimmungen mit Delta-3 gefunden.«

Dr. Varunisakera legt die Stirn in Falten, als wäre ihm gerade ein ganz neuer Gedanke gekommen. »Ich dachte, Sie würden dem Verdacht nachgehen, dass Delta-3 auf Menschen übergesprungen sein könnte. Darf ich erfahren, warum Sie mir all diese Fragen stellen?«

Gerard klopft ungehalten mit seinem Stift auf den Notizblock und mimt den strengen Bürokraten.

»Wir versuchen, grundlegende Informationen zusammenzustellen, Dr. Varunisakera. Es geht darum, zu entscheiden, welche Anlagen auf Kontamination überprüft werden müssen und welche wir auslassen können. Diese Entscheidung hängt natürlich davon ab, was wir jeweils vorfinden.«

»Ich wollte Ihre Absichten nicht anzweifeln.«

Gerard schenkt ihm ein Lächeln, das sagt: *Und ob Sie das wollten.*

»Bitte, erläutern Sie mir genauer, worum es sich bei Ihren Projekten in Bezug auf >Reinigungsbakterien< handelt.«

»Bakterien produzieren Sulfate, die in Öl die Entstehung von Säuren verursachen, die wiederum die Pipelines angreifen. Langkettige Paraffine im Rohöl bilden Ablagerungen, die den Durchfluss in den Pipelines verringern. Wir arbeiten an der Entwicklung von Bakterien, die unter extremen Bedingungen überleben und die Paraffinablagerungen auflösen können.«

Wie Dr. Frankenstein, nur auf dem Gebiet der Bakterien. Könnte eine dieser Mikroben mutiert sein? Oder einen ungewollten Nebeneffekt mit sich bringen?

Dr. Varunisakera sagt: »Mit Hilfe von hitzeresistenten anaerobischen Bakterien ist es uns in Nigeria gelungen, die Förderung von Rohöl um vierundzwanzig Prozent zu steigern. Wir haben die Genome von mehr als 253 Bakterienstämmen sequenziert, die möglicherweise dazu beitragen können, die Kontamination zu vermindern.«

Mein Gott! Delta-3 ist hitzeresistent!

»Mikroben werden außerdem benutzt, um Ölteppiche und Bohrschmand zu bekämpfen, der in Raffinerien entsteht. Der bei Cougar entwickelte Bakterienstamm CLEANUP-3 hat dabei mitgeholfen, Hunderttausende Tonnen Ölabfälle zu vernichten.«

Stolz fügt Dr. Varunisakera hinzu: »Ich zeige Ihnen die Labors, während wir auf den Ausdruck warten, um den Sie gebeten haben - die Liste mit den Namen und Adressen unserer Mitarbeiter. Sprechen Sie mit meinen Mitarbeitern. Vielleicht erinnert der eine oder andere sich an Dinge, die mir entfallen sind.«

Der »Kriegsmonitor«, wie Varunisakera sich ausdrückt, ist ein riesiger Bildschirm an der hinteren Wand des Labors. Die Mercator-Weltkarte, die darauf zu sehen ist, ähnelt derjenigen, die Gerard im Pentagon gesehen hat, bis auf einen entscheidenden Unterschied: Es sind ausschließlich Orte eingezeichnet, an denen Cougar tätig ist.

Gerard betrachtet das an das Kapillarsystem erinnernde Netzwerk aus roten Ölpipelines, grünen Gaspipelines und violetten Bohrtürmen, die die Ölfelder darstellen. Dunkelblaue Fässer kennzeichnen die Raffinerien.

Von Kalifornien bis Kasachstan, von Louisiana bis Liberia blinken rote Lämpchen zur Markierung der kontaminierten Ölquellen, mit denen Cougar zu tun hat.

Gerard beginnt mit der Analyse. *Als Raines seine Überprüfung durchgeführt hat, waren 42 Prozent der Cougar-Felder*

infiziert. Inzwischen ist ein sprunghafter Anstieg auf mindestens 80 Prozent zu erkennen. Haben die FBI-Leute das übersehen oder einfach ignoriert? Oder führen sie immer noch im Hintergrund Ermittlungen durch?

Dr. Varunisakera reißt ihn aus seinen Gedanken. »Fast jeder hier hat Angehörige in betroffenen Gebieten.«

Gerard lässt seinen Blick durch den Raum schweifen. Helle Neonröhren über den Labortischen. Laboranten in weißen Kitteln. Grinder. Inkubatoren. Die Hochleistungsrechner und Sequencer entsprechen dem Standard an großen Universitäten.

Aber die Leute, die hier arbeiten, wirken konzentrierter. Daran, wie leise sie miteinander reden und dass sie keinerlei Neugier für den Besucher zeigen, spürt man die Dringlichkeit ihrer Bemühungen. Auf Fotos an Korkwänden sind Kinder, Ehepartner, Haustiere und Eltern zu sehen.

»Die Proben sind hier drüben«, sagt Varunisakera und zeigt auf bis unter die Decke reichende Glasschränke, in denen zahllose Petrischalen mit gelben und schwarzen Flüssigkeiten aufgereiht sind. »Die stammen aus kontaminierten Ölquellen, aber inzwischen ist es nahezu unmöglich, weitere Proben hierherzuschaffen. Durch die Sequenzierung haben wir einige Informationen gewonnen, aber es reicht noch nicht.«

Das müssen mindestens tausend Proben sein.

An einem Labortisch überträgt ein Mann mit einer Baseballkappe der Boston Red Sox mittels einer Pipette Flüssigkeit von einer Schale in ein Teströhrchen.

Varunisakera erklärt: »Bei der gezielten Mutagenese wissen wir zwar, wo genau sich ein Gen in einer bestimmten Sequenz befindet, aber nicht, was es eigentlich tut. Wir inaktivieren es chemisch. Das machen wir Gen für Gen. Nach jedem Schritt überprüfen wir, ob der Mikroorganismus das Ol immer noch zersetzt. Wenn ja, inaktivieren wir das nächste Gen. Wenn nicht, haben wir den Übeltäter gefunden.«

»Ich nehme an, bisher hatten Sie kein Glück.«

»Aber wir geben die Hoffnung nicht auf.«

Am nächsten Labortisch betrachtet eine Frau einen Computerbildschirm, auf dem Gerard vergrößerte Aufnahmen einer schäumenden Masse von Bakterien sieht. Unter der Linse des Mikroskops ist ein viereckiges Stück durchsichtiges Plastik fixiert, auf dem etwas zu erkennen ist, was aussieht wie grünlicher Staub.

»Ein Microarray«, bemerkt Gerard. »So haben Experten den Anthraxstamm in den Sporen identifiziert, die in Briefen in den Kongress geschickt wurden.«

»Richtig. Wir fixieren eine ganze Batterie von Genen auf einem Chip, zerstückelte DNA, die wir großer Hitze und Raffinierungschemikalien aussetzen. Falls es zu Sporenbildung kommt, haben wir das Gen gefunden.«

Dr. Varunisakera seufzt. »Sporenbildende Bakterien leben normalerweise im Erdreich, nicht im Ol. Und bisher habe ich noch nie von einer gehört, die Ol zersetzt.«

»Sie leisten hier gute Arbeit«, sagt Gerard.

»Dr. Gerard, meine größte Angst ist, dass wir das Bindeglied übersehen, selbst wenn es direkt vor unserer Nase auftaucht. Wir können die Möglichkeit nicht ausschließen, dass die Sporenbildung nicht von einem einzelnen Gen verursacht wird, sondern von mehreren, die zusammenwirken. Und was ist, wenn wir *die Kombination* übersehen? Es kommt häufig vor, dass Gene nicht isoliert funktionieren. In der Natur wachsen Bakterien auch nicht in Monokulturen, sondern in komplexen Nahrungsnetzwerken. Es gibt so viele Fragen, dass es einen in den Wahnsinn treibt! Wenn Delta-3 den Raffmierungsprozess überlebt hat, wie gelingt es ihm, weiterzuleben, wenn die anderen Mikroben in diesem Netzwerk abgetötet sind?«

Varunisakera ordnet eine Pause an, damit Gerard Blutproben entnehmen und mit den Laboranten über die »Möglich-

keit« diskutieren kann, dass Delta-3 auf Menschen übergesprungen sein könnte. Hat irgendjemand in den vergangenen Monaten die Wanderröte gehabt, will er wissen, oder von starken Schmerzen begleitetes Fieber? Dr. Varunisakera verteilt Kopien von Gerards erfundenem Symptom-Fragebogen und bittet seine Mitarbeiter, die Bögen am nächsten Morgen ausgefüllt mitzubringen.

Aber die Leute machen sich sofort über die Fragebögen her. Mit nichts lassen sich Menschen so leicht ablenken wie mit der Angst vor Ansteckung. Dass er damit die Arbeit an Delta-3 unterbricht, macht Gerard ein schlechtes Gewissen.

Cougar hätte viel intensiver überprüft werden müssen, denkt er.

Aber er denkt auch: *Die Wahrscheinlichkeit, dass hier jemand auf Antworten stößt, ist größer; als wenn ich danach suchen würde. Seltsam. Diese Leute funktionieren wie normale Bakterien, in einer interaktiven Gemeinschaft. Und ich bin wie Delta-3. Ich arbeite allein.*

Ein großer, bärtiger Wissenschaftler hebt eine Hand. »Diese Symptome erinnern an Borreliose. Meine Schwester in Connecticut leidet daran.«

Tja, es handelt sich tatsächlich um Borreliose-Symptome, denkt Gerard. Als er sich die Fragen ausgedacht hat, hat er sich an Borreliose orientiert.

Eine junge Frau mit vorzeitig ergrauten Strähnen in den schwarzen Haaren fragt: »Wo genau sind denn Menschen erkrankt?«

Anhand der roten Lämpchen, die auf dem »Kriegsmonitor« blinken, improvisiert Gerard seine Antwort. »Bisher in Sri Lanka … in Indonesien …«

General Hauser ist ein Idiot. An der Überprüfung der Cougar-Labors hätte von Anfang an ein Mikrobiologe beteiligt sein müssen.

Plötzlich hat Gerard wieder die Bilder von der Schießerei in der Stadt vor Augen, von dem Fahrer, der auf dem heißen

Asphalt verblutete. Ihm fallen wieder die menschenleeren Hotels ein, und er versucht zu begreifen, warum er den Fahrer gebeten hat anzuhalten.

Einen Moment lang fühlt er sich völlig entmutigt.

Was ist, wenn Hauser doch recht hat und Terroristen das Problem sind? Was, wenn ich ein egomaner Scheißkerl bin, der lieber zu Hause hätte bleiben sollen, um seine Familie und seine Freunde zu beschützen, wie Hauser sich ausgedrückt hat?

»Es ist schon spät. Wir machen für heute Feierabend und setzen unsere Arbeit morgen fort«, verkündet Dr. Varunisakera.

»Oh, ich bin nicht müde«, entgegnet Gerard.

»Meiner Erfahrung nach, Dr. Gerard, arbeitet ein erschöpftes Forscherteam nicht effizient. Außerdem meinten Sie doch selbst, es bestehe kein Grund zur Eile.«

»Richtig«, sagt Gerard mit einem Seitenblick auf die Uhr.

2. *Dezember. Vormittag.* 35 *Tage nach dem Ausbruch.*

Gerard brennt darauf, sich die Fabrik anzusehen, aber die Laboranten sind inzwischen so verängstigt, dass er gezwungen ist, im Labor zu bleiben, und das nach einer schlaflosen Nacht im Gästehaus. Gerard muss die gestellten Fragen ernst nehmen, schließlich sollen sie ihm glauben, dass seine Anwesenheit daher rührt, dass er um die Gesundheit von Menschen besorgt ist.

»Dr. Gerard, ich hatte im April auch einen juckenden Hautausschlag am Arm. Interessieren Sie sich wirklich nur für die Wanderröte?«

»Dr. Gerard, als ich in Peru war, hatte ich zwar kein *hohes* Fieber, aber monatelang erhöhte Temperatur.«

»Nur hohes Fieber ist in diesem Fall von Bedeutung«, antwortet er.

Varunisakera bleibt immer in der Nähe, hört sich an, wie Gerard die Leute beruhigt, und vertrödelt so noch mehr Zeit. Jedes Mal wenn sein Handy klingelt, furchtet Gerard, es könnte jemand aus Washington sein. Jedesmal wenn Varunisakeras Handy klingelt, furchtet er, dass man ihm auf die Schliche gekommen ist.

Jetzt fragt einer der Chemiker seine Kollegen: »Hey, erinnert ihr euch noch an diesen Virus, der vor ein paar Monaten hier im Labor rumgegangen ist und den wir nicht identifizieren konnten?«

Noch fünf Minuten, dann werde ich mir irgendeinen Vorwand einfallen lassen und in die Fabrik rübergehen. Ich kann nicht riskieren, dass Varunisakera Verdacht schöpft, aber wenn das so weitergeht, bin ich hier noch tagelang beschäftigt.

Die Chemiker und Laboranten tauschen Geschichten aus und prahlen mit Krankheiten, die sie sich im Einsatz in Katastrophengebieten zugezogen haben.

»Im Sudan hab ich jeden Tag eine Spritze gegen Leishmaniose gekriegt - die haben vielleicht wehgetan!«

»Hat schon mal jemand Schmeißfliegen gehabt? Die Biester sind mir aus dem Kopf gekrochen!«

»Ich könnte mich heute noch über Lyle amüsieren«, sagt jemand.

Alle lachen. Die meisten kennen die Geschichte schon.

»Der gute alte Lyle. Kriegt zweimal die Taucherkrankheit und reißt sich immer noch um Aufträge. Einfach irre.«

Moment, denkt Gerard, plötzlich hellhörig geworden. *Die Taucherkrankheit befällt Tieftaucher, wenn sie zu schnell nach oben kommen und sich in ihrem Blut Stickstoffblasen bilden. Was hatte ein Forscher von Cougar im Meer zu suchen?*

»Lyle ist Taucher, nehme ich an?«, sagt Gerard.

Der Mann, der ihn auf Borreliose angesprochen hat, antwortet: »Dr. Samuelson hat hier vor sechs, sieben Jahren an rekombinanter DNA gearbeitet. Es muss die Firma Millio-

nen gekostet haben, ihn rund um den Globus zu schicken und ihn in Tiefseeschloten nach unbekannten Lebensformen forschen zu lassen.«

Gerards Herz erhöht deutlich die Schlagzahl.

In diesen Schloten existieren die hitzeresistentesten Bakterien der Welt.

»Hat Lyle denn irgendwas Brauchbares gefunden?«

»Na ja, Lyle hatte seine Theorien über ganze Welten unentdeckter Mikroben. Tiefe Biosphäre und so weiter. Er war davon überzeugt, dass Milliarden unbekannter Spezies da unten nur darauf warteten, entdeckt zu werden. Aber eigentlich brauchte er nur einen Vorwand, um zu tauchen.«

Ein paar Leute kichern in sich hinein.

»Ich habe damals noch nicht hier gearbeitet«, sagt Dr. Varunisakera.

Gerard lässt nicht locker. »Er ist selbst getaucht? Liegen diese Schlote nicht viel zu tief, als dass ein Taucher sie erreichen könnte? Und sind sie nicht viel zu heiß?«

»Manchmal ist er in einem Mini-U-Boot getaucht und hat die Proben in kühlerem Wasser in einiger Entfernung von den Schloten gesammelt. Manchmal ist er aber auch einfach nur in Ausrüstung runter und hat gewartet, bis die Roboter zurückkamen. Dem war jeder Vorwand recht, Hauptsache, er konnte im Wasser sein.«

»Wo ist Dr. Samuelson jetzt?«, fragt Gerard.

»Er hat sich eine Abfindung zahlen lassen, als das Unternehmen verkauft wurde, und ist wieder nach Massachusetts gezogen. Wie ich gehört habe, baut er jetzt Kajaks und lebt allein. Auf E-Mails kam keine Antwort. Irgendwann haben wir unsere Kontaktbemühungen aufgegeben.«

Gerard wirft einen Blick auf die Liste der derzeitigen und ehemaligen Beschäftigten und entdeckt den Namen sowie die Sozialversicherungsnummer. Von der Herrentoilette aus ruft er Raines in Fort Detrick an.

»Wo sind Sie, Chef?«

»Zu Hause«, lügt er, denn jeder, der seine Reise deckt, verstößt ebenfalls gegen das Gesetz und riskiert, verhaftet zu werden.

»Sie werden nicht glauben, was heute gemeldet wurde. Kannibalismus, Chef. In der *Bronx.«*

»Bringen Sie alles über Dr. Lyle Samuelson in Erfahrung. Bankkonten, Reisen, Hypotheken, Mitgliedschaften, Vorstrafen, Ausbildung. Alles, was Ihnen einfällt, was in irgendeiner Weise im Zusammenhang mit der Planung oder Durchführung von Genexperimenten stehen könnte, entweder bei Cougar oder zu Hause.«

»Übrigens, Chef: Der Van hat einen Kolbenfresser. Man wird Sie also nicht vor morgen in der Marion Street abholen.«

»Egal was Sie rausfmden - das bleibt alles unter uns, klar?«

Dr. Varunisakera wird schließlich doch noch misstrauisch, als Gerard die falsche Frage stellt.

»Ist hier jemals an biologischen Waffen gearbeitet worden, die auf Erdöl zielen?«

Inzwischen haben sie das Labor verlassen und fahren in einem Golfwagen über eine auf beiden Seiten abgezäunte Privatstraße durch die Wüste. Vor ihnen liegt die stillgelegte Fabrik.

Die Frage verblüfft Dr. Varunisakera, aber er wirkt nicht ertappt, sondern nur irritiert. Er schaut Gerard nachdenklich an.

»Ein solches Projekt wäre nach der Bio- und Toxinwaffen-Konvention illegal, Dr. Gerard!«, sagt er, als sie das Gebäude betreten.

Gerard erwidert: »Das weiß ich, aber Sie ahnen ja gar nicht, was wir in anderen Anlagen alles entdeckt haben.«

Varunisakeras Augen weiten sich. »Welche Firmen haben gegen das Gesetz verstoßen?«

»Diese Informationen sind streng vertraulich«, antwortet Gerard knapp.

Varunisakera scheint sich erneut täuschen zu lassen.

Gerard öffnet seinen Utensilienkoffer.

»Ich werde mich ein bisschen umsehen und Proben von verschiedenen Oberflächen nehmen«, verkündet er. »Auf dieselbe Weise wird gleichzeitig in verschiedenen anderen Firmen verfahren.«

»Sie wollen *hier* nach Sporen suchen?«

»Falls es eine Mutation gegeben hat, kann das überall passiert sein. Und die Sporen können durch die Luft an andere Stellen auf dem Gelände gelangt sein.«

Die beiden Männer stehen in einer riesigen Halle, in der normalerweise ein Fließband Bariumpulver von draußen hereintransportiert, wie Varunisakera erklärt. Das Barium wird mit Chemikalien gemischt, danach wird die Mischung in vier großen, runden Kesseln inkubiert, die fast den gesamten Raum einnehmen. Die anderthalb Meter hohen Fässer bestehen aus Kupfer und sind mit gewölbten Glasabdeckungen versehen. Durch ein System von Ventilen und Röhren wird die Mischung in ein zweites Gebäude gepumpt, wo sie schließlich in Flaschen abgefüllt und in die ganze Welt verschickt wird.

Varunisakera öffnet die Abdeckung des ersten Fasses. Gerard nimmt einen Spatel aus seiner Tasche, kratzt etwas von den beigefarbenen Resten einer früheren Mischung vom Rand ab und füllt die Probe in einen kleinen Plastikbehälter, den er fest verschließt. Auch aus allen anderen Fässern entnimmt er Proben. Die Glasabdeckungen sind blitzsauber. Kein Staub. Wahrscheinlich auch keine Sporen.

Ich brauche auch Proben von dem Fließband und von dem Barium draußen.

»Jetzt fällt's mir wieder ein!«, ruft Varunisakera aus, während er Gerard fasziniert zusieht. »Die FBI-Leute haben hier auch ein paar Proben gesammelt. Vielleicht war doch ein Mikrobiologe unter ihnen.«

Dann ist es noch unwahrscheinlicher; dass ich hier irgendetwas finde, denkt Gerard, macht jedoch weiter.

Er braucht zwanzig Minuten, bis er alle Proben hat, dann bittet er Varunisakera, ihn in die Abfüllabteilung zu fuhren. Aber als sie die Tür erreichen, überkommt Gerard dasselbe Gefühl, etwas Wichtiges außer Acht gelassen zu haben, das ihn schon in der Stadt beunruhigt hat.

Er bleibt stehen.

»Stimmt etwas nicht?«, fragt Dr. Varunisakera.

»Ich weiß nicht. Ich brauche ein paar Minuten zum Nachdenken.«

Er geht zurück in die Halle, sieht sich um, lässt den Blick über die Wände, den Boden, ein verglastes Büro schweifen. Er betritt das Büro und nimmt Proben vom Schreibtisch und von den Aktenschränken. Das Gefühl wird stärker, es ist, als würde er die Lösung des Problems übersehen, anstatt sie zu finden.

Was könnte eine Fabrik mit Hotels gemeinsam haben?

Denk nach, befiehlt er sich frustriert.

Stell dir die Fahrt hierher noch einmal vor. Versuch dich zu erinnern, wann genau das Gefühl zum ersten Mal aufgetaucht ist.

Wo ist die Verbindung zwischen leeren Kasino-Hotels und einer Produktionsfabrik für Ölförderflüssigkeiten? Dass dieselben Firmen beide Gebäude errichtet haben? Dass Leute, die hier arbeiten, in den Hotels übernachtet haben? Nein. Fang noch mal von vorne an. Die Gebäude sehen vollkommen unterschiedlich aus ...

Mist!

Dr. Varunisakera fragt: »Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Sie sind beide leer«, sagt Gerard laut.

»Wie bitte?«

»Sie wurden evakuiert.«

»Wovon reden Sie?«, fragt Dr. Varunisakera.

»Evakuierte Hotels und Mikroben«, sagt Gerard. Endlich ist der Groschen gefallen. Voller Eifer beginnt er, nach etwas Ausschau zu halten, wonach er bisher gar nicht gesucht hat.

»Was für eine Klimaanlage befindet sich in diesem Gebäude?«, fragt er.

»Ist Ihnen zu warm? Ich kann die Temperatur runterschalten.«

»Welche Art von *System* verwenden Sie? Ein zentrales? Oder Einzelgeräte?«

Gerard entdeckt Lüftungsschächte am anderen Ende der Halle, ziemlich weit entfernt von den verschlossenen Kesseln. Sie sind in der Decke angebracht, vergittert und klein. *Die Fabrik ist mit einer zentralen Klimaanlage ausgestattet, genau wie das evakuierte Hotel, das ich während einer Epidemie untersucht habe.*

Es war ein Hotel in Seattle. In dem Hotel waren sechs Menschen an der Legionärskrankheit gestorben.

Die Erreger der Legionärskrankheit bilden keine Sporen, aber sie sind durch Luft und somit auch per Klimaanlage übertragbar. Verdammt! Kurz bevor die Delta-3-Epidemie ausgebrochen ist, war ich in Washington mit genau diesem Thema beschäftigt. Seminare darüber, wie man sich bei Sporenkontamination über Lüftungssysteme verhält.

»Ich brauche eine Leiter. Schnell.«

Sie finden eine Leiter in der Hausmeisterkammer. Gerard klettert bis auf die oberste Sprosse, schraubt das Gitter des Luftschachts ab und späht hinein. Der Schacht wirkt sauber, aber für alle Fälle nimmt er eine Probe.

»Jetzt die Abfüllanlage«, sagt er.

Die Anlage befindet sich im Gebäude nebenan. In der

Halle stehen reihenweise Plastikflaschen auf abgeschalteten Fließbändern. Dr. Varunisakera erklärt, dass die Flaschen normalerweise unter Düsen entlangfahren, die sie mit Bakteriziden, Bohrchemikalien oder anderen Flüssigkeiten füllen.

Das bedeutet, dass die Flaschen offen sind, solange sie auf dem Fließband stehen.

Gerard entdeckt einen Lüftungsschacht direkt über der Abfüllanlage. Als er das Gitter abschraubt und den Schacht mit der Taschenlampe ausleuchtet, zeigt sich ein grünlicher Film im Lichtkegel.

Ist das möglich?

Aufgeregt entnimmt er Proben und klettert von der Leiter. Im selben Augenblick öffnet sich die Tür zur Halle, und drei Gestalten sind im Gegenlicht zu erkennen. Der Größe nach zu urteilen, handelt es sich um Männer. Fremde, denkt er, als sie aus dem grellen Sonnenlicht treten, und, wie ihm mit Schrecken klar wird, verdammt grimmig dreinblickende Soldaten.

»Dr. Gerard?«, fragt der Offizier, während er eine .45er aus dem Halfter zieht.

»Ja?«

»Sie sind verhaftet. Geben Sie mir bitte diese Fläschchen. Und dann legen Sie bitte die Hände auf den Rücken, Sir.«

16. KAPITEL

2. Dezember. 35 Tage nach dem Ausbruch.

Auf dem Heimweg von der Marion Street, wo er hingeradelt ist, um die Schutzmaßnahmen auszukundschaften, hält Clayton Cox in der Reno Road kurz an, um einem halbverhungerten Bettlerjungen ein Päckchen Tütensuppen zu schenken. Der zerlumpte Junge schnappt sich das Päckchen und verdrückt sich, ohne noch einmal zurückzublicken. Die Jungs, denen Clayton hilft, sind immer etwa zwölf Jahre alt. Als er weiterradelt, ist er in Hochstimmung.

Er sieht sich selbst in dem Alter, wie er dem Mann, der später sein Mentor werden würde, durch die gewundenen Gassen der Altstadt von Amman folgt. Der Fremde, der hier und da an Verkaufsständen stehen bleibt, ist im Begriff, von anderen Jungen ausgeraubt zu werden.

Er sieht aus wie ich, denkt der junge Clayton fasziniert.

Der Mann ist etwa Ende zwanzig, schlank, blond, braungebrannt. Er zieht den Kopf ein und betritt das Geschäft von Abu, der gestohlene Antiquitäten verkauft. Der Bazar von Amman ist ein Labyrinth aus tausend Jahre alten schmalen Gassen. Abu, oder »Onkel Camel«, wie er für die Touristen heißt, verbeugt sich, strahlt den Fremden an, bedeutet ihm, in einem Sessel Platz zu nehmen, und gießt heißen, süßen Tee in eine gesprungene Porzellantasse.

Dann kramt er in den Kisten mit Ringen von irakischen Flüchtlingen, Halsketten von Beduinen sowie Anhängern und silbernen Armbändern, die die Handgelenke von Gene-

rationen von Frauen geziert haben, ehe sie in seinem Laden gelandet sind.

»Ich mache Ihnen einen guten Preis«, sagt er.

Der Bettlerjunge weiß, dass er sich lieber verdrücken sollte. Was mit diesem Europäer passiert, geht ihn nichts an. Was ihn anfangs neugierig gemacht hat, war die herrschaftliche Erscheinung des Mannes. Er scheint sich in der ihm fremden Welt des Bazars zu Hause zu fühlen. Ein Mann, zum Schutz gegen die Hitze ganz in Weiß gekleidet, selbstbewusst in der weiten Hose und dem Polohemd. An seinem Handgelenk trägt er eine teure Uhr, eine Verlockung für jeden Dieb.

Clayton hat vier zerlumpte Jungs gezählt, die dem Mann seit zehn Minuten folgen. Sie lassen sich zurückfallen, wenn er einen Laden betritt, holen wieder auf, wenn er weitergeht, um seine Wachsamkeit zu testen, und verständigen sich per Handzeichen.

Noch nicht. An der nächsten Ecke, okay?

Ob mein Vater so ausgesehen hat wie er?, fragt sich Clayton. Und in dem Augenblick weiß er, dass er dem Mann nicht mehr von der Seite weichen wird.

Die anderen Jungs, die sich als Diebe auf dem Bazar durchschlagen, nennen Clayton »Feranj« (Fremder) oder Sandgesicht, Bastard, *Beni naji*, was so viel heißt wie Sohn einer Hündin. Aber selbst die Kräftigen gehen ihm aus dem Weg, wie sie es schon im Lager getan haben. Schon zu viele von ihnen hat er mit Stichwunden zum Arzt geschickt. Nicht wenige haben schon blutend und stöhnend am Boden gelegen und in seine teuflischen blauen Augen gestarrt, während er ihnen zuflüsterte, dass er sich, wenn sie ihn das nächste Mal angriffen, an ihren Schwestern und Eltern rächen würde.

Zehn Augen für ein Auge. Zehn Zähne für einen Zahn.

Seit seiner Flucht aus dem überfüllten Lager vor zwei Monaten schläft er in Häuserwinkeln und hält sich mit dem über

Wasser, was er auf dem überfüllten Bazar erbeuten kann. Hier eine Brieftasche, die er einem Touristen klaut, dort eine Feige von einem Obsthändler oder ein neues Hemd und neue Levi's von einem Kleiderregal. Die schwulen Touristen bevorzugen sauber und gepflegt aussehende Jungen, die sie ins Interconti einladen, wo man sich ein paar Stunden lang in ein anderes Leben träumen kann, wo man duschen kann und gutes Essen bekommt und mit Dollars, Francs und Yens belohnt wird.

»Du bist so hübsch, sagen die Männer zu ihm. So hellhäutig.«

»Ich bin keiner von euch«, erwidert er dann, denn seine Mutter hat ihm immer gesagt, dass er das Blut eines berühmten Mannes in sich trägt, eines berühmten Kriegers. Nicht das Blut dieser Schweine.

»Wer war mein Vater?«, hat er seine Mutter jedes Mal gefragt.

Aber sie wurde getötet, ehe er eine Antwort auf diese Frage bekam.

Ein Leben kann sich innerhalb von Sekunden ändern. Ein Junge muss Entscheidungen treffen. Er hört, wie der Mann in der Bude zu Onkel Camel sagt: »Ich dachte, ich hätte mich verständlich gemacht. Ich möchte einen Smaragd.«

Onkel Camel hält einen Rubin hoch. »Das *ist* ein Smaragd. Ich schwöre es!«

Der Mann kommt aus der Bude.

»Idiot«, murmelt er vor sich hin. Doch er lächelt.

Ob mein Vater auch hier eingekauft hat?

Der Mann schlendert am Schuhmacher, am Feigenhändler, an den Geflügel- und Wasserpfeifenständen vorbei. Neben dem Mann, der Musikinstrumente repariert, befindet sich der Bücherstand. Der Schuhmacher hämmert. Unter dem uralten Dachgewölbe preisen Händler ihre Waren an.

Sie werden ihm an der nächsten Ecke auflauern, in der Nähe der Stände, die den Mitgliedern des Weißen Dschihad gehören.

Clayton hört von links ein leises Zischen. Jemand flucht. Die Jungs versuchen, ihn zu verscheuchen.

Stattdessen schließt Clayton zu dem Mann auf.

»Hallo«, sagt er.

»Verschwinde.«

»Die Jungen werden Sie ausrauben«, sagt Clayton in gestelztem Englisch. Er hat ein Talent für Sprachen, er schnappt sie überall auf, von Missionaren, von den Männern in den Hotels, von einem gestohlenen Kassettenrekorder, von den englischen Filmen, die sich die ausländischen Ärzte im Lager oft angesehen haben.

»Vier Jungen folgen Ihnen. Ich werde Ihnen helfen.«

Der Mann bricht in schallendes Gelächter aus. Seine Zähne sind weiß und gerade. Sein Haar ist weizenfarben, in der Mitte gescheitelt und auf seinem schmalen Kopf nach hinten gebürstet. Seine Haltung ist perfekt, er hat geschwungene Brauen und blaue, intelligente Augen. Er will Clayton Geld geben.

Clayton schüttelt den Kopf.

Der Mann runzelt die Stirn, wie um zu fragen: *Warum willst du mir helfen? Wieso interessiert dich das überhaupt?*

Clayton sagt: »Sie sehen mir ähnlich, Feranj.«

Der Mann geht weiter, aber dann schaut er sich noch einmal um. Der veränderte Gang, die angespannten Schultern lassen darauf schließen, dass er jetzt wachsamer ist.

»Dein Englisch ist gut, eigenartiger Junge.«

»Die Ärzte im Lager haben Englisch gesprochen.«

»Wo sind deine Eltern?«

»Männer haben meine Mutter enthauptet«, sagt er und rechnet mit der üblichen schockierten Reaktion. Aber der Mann mustert ihn nur anerkennend.

»Hinter der nächsten Ecke wird es passieren«, sagt Clayton und spürt, wie seine Sinne sich schärfen angesichts des bevorstehenden Kampfes.

Nachdem sie an der Ecke abgebogen sind, verengt die Straße sich zu einer Gasse, wo nur noch Fußgänger unterwegs sind. Hier ist es ziemlich düster. Die Sechzig-Watt-Birne, die von der Decke baumelt, ist kaputt oder ein Stück aus dem Gewinde gedreht. Die meisten Läden sind über die Mittagszeit geschlossen. Der Besitzer des Teppichladens - auch ein Mann des Weißen Dschihad —, der gerade das Rollgitter herunterlässt, hält inne. Erwartungsvoll schaut er den Touristen an. Doch als er den Bettlerjungen entdeckt, wirkt er verwirrt.

Mit einer Handbewegung versucht er, Clayton zu verscheuchen.

Die Jungs hinter uns müssen mit ihm verwandt sein. Wahrscheinlich kriegt er einen Anteil von dem, was sie klauen.

Clayton weiß, wie die Sache ablaufen soll. Die Jungs werden den Mann niederschlagen, ihm ein paar Tritte verpassen, seine Taschen leeren und sich dann in alle Richtungen aus dem Staub machen.

»Mein Freund! Er ist verwundet!«

Vor ihnen wälzt sich ein älterer Junge - ein auf dem ganzen Bazar bekannter Schläger - auf dem Boden, als litte er Schmerzen. Ein zweiter, der sich auf eine Krücke stützt, ruft um Hilfe.

»Bitte, helfen Sie ihm, Sir.«

Clayton flüstert: »Jetzt!«

Er wirbelt herum, zieht unter seinem karierten Hemd ein Springmesser hervor und lässt die Klinge herausschnellen. Die Jungs, die soeben aus dem Schatten hervorgetreten sind, bleiben wie angewurzelt stehen. Einer ist mit einem Bananenmesser bewaffnet, drei schwingen mit Nägeln gespickte Knüppel.

Die wollen den Mann nicht nur ausrauben, sondern ihn richtig fertigmachen.

Clayton hört, wie der Mann erstaunlich gelassen und in

Hießendem Arabisch zu dem Jungen am Boden sagt: »Der Prophet sagt, der Dieb wird tausendmal bestraft werden.«

Clayton muss laut lachen. Dann folgt die nächste Überraschung. In dem Augenblick, als der Ladenbesitzer sich auf den Fremden stürzt, begreift Clayton, dass er der Anführer der Bande ist.

Jetzt greifen die Jungs an.

Wie immer bei solchen Kämpfen erfasst Clayton instinktiv die Absichten seiner Gegner und ihre Bewegungen wie in Zeitlupe. Der erste Junge hält sein Messer zu hoch. Claytons Klinge schießt vor. Er entgeht dem Schlag mit dem Knüppel, der dicht an seinem Ohr vorbeisaust.

Der Junge mit dem Messer schreit: »Mein Gesicht!«

Der »Krüppel« hebt seine Krücke und will damit zuschlagen, doch Clayton versetzt seinem Knie einen derartigen Tritt, dass es laut kracht.

Der große Junge, der am Boden gelegen hat, macht sich aus dem Staub.

Als Clayton sich umdreht, steht der blonde Mann über den Ladenbesitzer gebeugt, der reglos auf dem Kopfsteinpflaster liegt, den Kopf so merkwürdig abgewinkelt, dass er aussieht wie ein Huhn, dem man den Hals umgedreht hat.

Der Blonde hat dem Mann mit bloßen Händen das Genick gebrochen.

»Alles in Ordnung, mein neuer Freund?«, fragt er.

»Die Polizei wird gleich hier sein, Feranj. Wir müssen uns verstecken.«

Das scheint den Mann zu amüsieren.

»Die Polizei ist kein Problem. Aber diese Burschen hatten den Auftrag, mich zu töten. Und dich werden sie auch töten, wenn du hierbleibst. Das dürfen wir nicht riskieren.«

Der Junge wundert sich, dass sich jemand um ihn sorgt. Ein freudiges Gefühl durchströmt ihn.

Der Mann schaut ihn nachdenklich an. »Ich hätte auf

meinen Leibwächter hören und während der Verhandlungen nicht allein auf den Bazar gehen sollen. Komm mit mir ins Hotel.«

Der Junge lächelt.

»So meine ich das nicht. Wie heißt du?«

»Nennen Sie mich, wie Sie wollen.«

Aber diese Antwort, die er sonst immer gibt, scheint den Mann zu ärgern. »So etwas darfst du nie sagen«, ermahnt er ihn, als sie davoneilen. Außerhalb des Bazars winkt er ein Taxi heran. »Namen sind wichtig. Ein Name gibt Auskunft darüber, wer du bist. Mein Name zum Beispiel verbindet mich mit tausend Jahren der Verantwortung. Such dir einen neuen Namen aus, wenn du willst. Einen britischen Namen. Du siehst aus wie ein Brite.«

»Ich bin nicht wie Sie oder wie irgendjemand, den ich kenne.«

»Jeder weiß, was er nicht ist. Es geht darum, zu wissen, wer man ist.«

»Dann werde ich Ihr neuer Leibwächter sein«, sagt der Junge, als sie auf das Hotel zugehen.

Der Mann lacht. »Das wäre eine Möglichkeit. Einen guten Gefolgsmann kann ich immer gebrauchen. Aber zuerst werden wir dich testen. Zuerst werden wir sehen, was du zu bieten hast.«

Die Schule, in die der Mann ihn schickt, befindet sich in Bahrain. Es ist ein Internat, und die Eltern der meisten Schüler sind auf die eine oder andere Weise im Ölgeschäft tätig: Manager, Buchhalter, Juristen, Ingenieure. Er muss eine Krawatte und ein Jackett tragen, und als die Jungs versuchen, ihn zu schikanieren, landen drei von ihnen auf der Krankenstation. Zu seinen Fächern gehören Sprachen, Naturwissenschaften, Politik und Geographie. Der Mentor besucht ihn nie, aber der Junge liest in den Zeitungen über den Mann.

Er denkt immer daran, dass der Mentor gesagt hat, die Schule sei ein Test.

Abends sprechen seine Zimmergenossen über ihre Zukunftsträume. »Ich möchte ein Rockstar werden.« »Ich werde eines Tages ein großer Schriftsteller sein.« »Ich werde ein Heilmittel gegen Krebs entdecken.«

»Ich möchte Soldat werden«, sagt der Junge. »Und kämpfen.«

»Gegen wen?«

Darauf kann der Junge keine genaue Antwort geben. Er kann es nicht ausstehen, in Klassenzimmern eingesperrt zu sein. Sein Körper schreit nach Bewegung. Seine Muskeln dürsten nach extremer Belastung. Schulsport, Fußball und Ringen reichen ihm nicht. Aber er bleibt, weil der Mann vom Bazar es so will, und ihm möchte er es recht machen. Noch nie zuvor hatte er das Bedürfnis, es jemandem recht zu machen.

Selbst ein Paria träumt davon, etwas Besonderes zu sein. Nachts liegt er wach, und wenn niemand ihn sehen kann, gibt er sich seiner Einsamkeit hin, schwebt schwerelos durchs All. Er stellt sich vor, ein Krieger zu sein wie sein Vater. Er malt sich aus, wie er die Männer niedermetzelt, die seine Mutter getötet haben. In seiner Fantasie ist er einer der Männer in den Büchern, einer, der von anderen gefurchtet, geliebt, bedient und respektiert wird. Ein Mann, der wirklich er selbst ist. Er ist Timur. Er ist Süleyman.

»Hey! Ich hab rausgefunden, wer du bist!«

Es fängt eines Abends im Scherz an, in der nächsten Schule, auf die der Mann ihn schickt, ein Internat in Österreich, in einem Zimmer, das er sich mit zwei anderen Jungen teilt.

Die Karikatur, die sein belesener Zimmergenosse hochhält, zeigt einen Weißen in Beduinenkleidung, den Kopf stolz erhoben, einen Dolch in der Hand, den Blick, so scheint es Clayton, auf ihn fixiert.

»Das war ein Engländer, der unter Arabern gelebt hat. Er hat sie vor langer Zeit in einen großen Aufstand geführt.«

Clayton rückt näher.

»Wer war er?«

»Er wurde während des Ersten Weltkriegs nach Arabien geschickt. Er hat gegen die Türken gekämpft. Er hat Züge in die Luft gesprengt«, sagt der Junge und zeigt auf das kantige Kinn, die traurigen, sensiblen Augen und die markante Stirn, die Claytons tatsächlich ähnelt.

Die anderen Jungen im Zimmer lachen. Es ist ein Scherz. Mehr nicht.

Clayton denkt darüber nach. »War der Mann gefürchtet?«

»Und wie.«

»Und die Araber sind ihm gefolgt?«

»Er war wie ein Wüstensturm. Er hat mit Generälen und Königen verhandelt. Er wurde verehrt, aber er war nirgendwo zu Hause.«

»Ich bin nicht wie dieser Mann«, sagt Clayton, und er meint es ernst, aber in dieser Nacht träumt er von Eroberung und Rache, sieht sich mit erhobenem Schwert über die Dünen galoppieren.

Und jetzt, Jahre später, als er über die Macomb Street zu dem Haus radelt, das er gemietet hat, und Plünderer in Häuser einbrechen sieht, erinnert er sich an diesen Traum. Seine Haustür steht offen. Früher oder später musste das passieren.

Zeit, sich in Bartholomew Young zu verwandeln, denkt Clayton Cox, während er die Männer und Frauen beobachtet, die aus Häusern mit aufgebrochenen Türen strömen und gestohlene Einkaufswagen mit Diebesgut beladen. Besonders kräftige Männer bewachen die Wagen. Die Bewohner der Häuser sind geflohen. Seit die Stadt in Zonen aufgeteilt ist, ruft niemand mehr die Polizei. Wozu auch?

»He! Du!«

Einer der Plünderer hat gemerkt, dass er das Treiben beobachtet. Zwei weitere tauchen in der Tür von Claytons Haus auf, bewaffnet mit Baseballschlägern. Sie scheinen sich ziemlich sicher zu fühlen.

»Was glotzt du so?«, schnauzt einer von ihnen. Er ist für Clayton nicht gefährlicher als ein kläffender Köter. »Los, gib uns das Fahrrad!«

In dem Augenblick hört Clayton Cox auf zu existieren, und an seine Stelle tritt Pastor Bartholomew Young. Er stellt das Fahrrad ab und geht zu Fuß. Im Moment zieht es ohnehin zu viel Aufmerksamkeit aufsich. Injeder Stadt mietet er zwei Wohnungen, und schon vor einer Woche hat er alles, was irgendeinen Wert besitzt, in Zone B verfrachtet. Schritt für Schritt verwandelt er sich in den Mann, dessen Name aufseinem neuen Ausweis steht. Seine Haare werden grau. Er trägt jetzt eine Brille. Er entfernt den Bart und geht langsamer.

Mittlerweile bedeuten mir Namen sehr viel.

5. *Dezember. 38 Tage nach dem Ausbruch.*

»Dr. Gregory Gerard, geben Sie sich zu erkennen! Achtung. Gregory Gerard! Stehen Sie auf!«

Die Gefangenen sind im Sportstadion der Universität Nevada untergebracht. Das Militärgericht tagt rund um die Uhr. Seit drei Tagen hockt Gerard auf einem Basketballfeld unter dem riesigen Monitor, in einem Meer aus Dieben, Plünderern und Vergewaltigern. Die meiste Zeit verbringt er im Schneidersitz, seine Muskeln schmerzen bereits vom Bewegungsmangel. Als er aufsteht, wird ihm schwindlig. Er hat nichts zu essen bekommen. Die Lautsprecheranlage ist zu weit aufgedreht. Rund um die Uhr gibt es dröhnende Durchsagen.

Die Soldaten haben meine Proben an sich genommen.

»Gerard?«, fragt eine Soldatin.

Die Frau deutet mit ihrer M-16 über Hunderte von Gefangenen in Handschellen hinweg auf das Ausgangsschild am Rand des Stadions. Auch die Tribünen sind vollbesetzt mit Gefangenen, stündlich treffen neue ein.

Aus den Lautsprechern plärrt es: »Den Gefangenen ist es verboten, miteinander zu sprechen. Bewegen Sie sich nicht von der Stelle. Wenn Sie zur Toilette müssen, geben Sie einer Wache ein Zeichen. Sie befinden sich im Gewahrsam der Armee der Vereinigten Staaten. Jeder Ungehorsam wird bestraft.«

Ein Mann springt schreiend auf die Füße. Sofort stürzen sich Wärter auf ihn. Man sieht Gewehrkolben auf- und niedersausen.

Wo sind meine Proben?, denkt Gerard.

Mit sanfter Gewalt vorwärtsgeschubst, geht er unter dem Basketballkorb hindurch in einen aus Hohlblocksteinen gemauerten Korridor, vorbei an langen Spindreihen. Vor einem Aufzug befiehlt die Wärterin ihm stehen zu bleiben. Dort warten auch schon andere Gefangene. Die Lampen über ihnen flackern. Das Stadion, so hat man den Gefangenen erklärt, verfugt über eigene Generatoren — also auch wenn der Strom ausfällt, gilt: Nicht bewegen!

Aus geflüsterten Gesprächen, die Gerard aufgeschnappt hat, weiß er, dass unter den Gefangenen auch Mitglieder von Motorradgangs sind, die sich geweigert haben, beschlagnahmte Harleys herauszurücken, Sträflinge aus dem städtischen Knast und Scharfschützen, die auf Soldaten geschossen haben. Offenbar ist der Nordwesten von Las Vegas zum Niemandsland geworden. Entsprechend sind die Soldaten nicht in der Stimmung, die Gefangenen mit Samthandschuhen anzufassen. Stattdessen fuhren sie sich auf, als hätten sämtliche Gefangenen auf sie geschossen.

»Raus aus dem Aufzug, du miese Ratte. Rechts um!«

Im Korridor des Verwaltungstrakts schlurft Gerard über einen beigefarbenen, mit Blutspritzern gesprenkelten Teppichboden. An den Wänden hängen Fotos von Basketballteams der Hochschule. Aber die Siegerfotos passen nicht zu der flehenden Stimme, die am Ende des Korridors zu hören ist. »Es war doch nur ein Sandwich! Ich hatte solchen Hunger! Ein erbärmliches Sandwich, mehr nicht!«

Gerard sieht sein Spiegelbild in einer Pokalvitrine, als seine Wärterin ihm mit einem Stoß in die Rippen befiehlt, vor einer Bürotür stehen zu bleiben.

»Geh rein, da drin sitzt dein Anwalt, du Arschloch. Ich warte hier draußen. Wenn du Dummheiten machst, kannst du was erleben.«

Der erschöpft wirkende Schwarze hinter dem Schreibtisch, der gerade ein paar Computerausdrucke überfliegt, trägt die zerknitterte Uniform eines Captain der U. S. Army. Auf seinem Namensschild steht EVANDER. Es riecht nach Tabakrauch. Der Aschenbecher quillt über. Draußen ist es dunkel geworden. Durch das Fenster sieht Gerard Feuerschein. Schwarzer Rauch steigt vor dem Mond auf. Blauweiße Lichtkegel von Suchscheinwerfern huschen über den Nachthimmel.

»Gregory Gerard?«, fragt Evander, ohne aufzublicken. Seine Stimme klingt erkältet.

»Was ist mit meinen Proben passiert?«

Gerard schätzt den völlig abgespannten Mann, als dieser ihm das Gesicht zuwendet, auf Mitte zwanzig. Die Augen hinter der Nickelbrille sind von roten Aderchen durchzogen. Evander schüttelt eine Filterzigarette aus einer Schachtel.

»Jemand muss meine Proben testen«, sagt Gerard.

»Wovon reden Sie überhaupt?«

Gerard muss sich gut überlegen, wie er die Sache erklärt, damit der Mann ihre immense Bedeutung erfasst. »Ich ar-

beite für das CDC in Fort Detrick. Ich forsche an Delta-3. Ich habe Ablagerungen in den Luftschächten von Cougar gefunden und —«

Evanders Blick wird mitleidig.

»Die Proben könnten Beweismittel sein. Die Soldaten haben sie mir abgenommen.«

»Hat man Ihnen eine Empfangsbestätigung dafür gegeben? Das ist eigentlich Vorschrift.«

Evander hält den Computerausdruck hoch. Seinem Akzent nach zu urteilen, stammt er aus dem Südosten der Vereinigten Staaten.

»Ich weiß nichts von irgendwelchen Proben. In wenigen Minuten beginnt Ihr Prozess. Ich bin Ihr Verteidiger. Wir müssen uns vorbereiten, wenn Sie am Leben bleiben wollen.«

Gerard bleibt fast die Luft weg. »In wenigen *Minuten?«*

»Ihnen wird Verschiedenes zur Last gelegt«, erklärt Evander und beginnt vorzulesen: »Missbrauch Ihres Dienstausweises in vier Fällen, rücksichtslose Gefährdung von Soldaten, was zu neun Todesopfern geführt hat, und Sabotage der Antiterrorbemühungen. Durch Ihre Schuld haben wichtige Personen Flüge verpasst. Krimineller Missbrauch von Laborgeräten. Befehlsverweigerung. Und nicht zu vergessen: Plünderung. Worauf werden Sie plädieren?«

»Plünderung?! Sind Sie verrückt geworden?!«

Evander drückt auf einen Kugelschreiber. »Den Rest geben Sie also zu?«

Er kritzelt etwas auf einen Schreibblock.

»Was schreiben Sie da? Ich gebe überhaupt nichts zu!«

»Ich kann Ihnen nur eins raten: Bestreiten Sie die Plünderung. Plünderer werden erschossen. Das Gericht wird eher geneigt sein, Ihnen zu glauben, wenn Sie irgendetwas zugeben. Nach dem Hinterhalt in Las Vegas hat General Winston in Washington angerufen. Anscheinend haben Sie

sich bei einer Verteilstelle für Lebensmittel der Plünderung schuldig gemacht.«

»Das ist nicht wahr.«

Gerard fühlt sich schwach. Evanders Handy klingelt. Für einen so erschöpft wirkenden Mann greift er sehr schnell danach. Obwohl er flüstert, sind seine ängstlichen Worte zu verstehen. »Shawna, wie *geht* es ihm? Shawna?«, sagt er.

Evander wirkt erleichtert. »Nickys Fieber ist gesunken? Gott sei Dank!«

Gerard denkt: *Wie dringe ich zu diesem Mann durch?*

Während Evander sich die Tränen aus den Augen wischt, fällt Gerard auf, dass dies einmal das Arbeitszimmer eines PR-Mannes gewesen sein muss. Auf einem Schild an der Wand steht: IDIOT DES JAHRES.

Evander sagt ins Telefon: »Du hast den Ring gegen Antibiotika getauscht? Macht nichts, ich kaufe dir einen neuen Ehering.«

Gerard muss an seine eigenen Angehörigen denken, mit denen er zuletzt vor drei Tagen gesprochen hat. Marisa hat ihm erzählt, Gail Hansen habe sich in ihrem Haus eingeschlossen und betrinke sich ständig. Woher kriegt sie den Schnaps? Paulo habe verkündet, die Rationen würden noch einmal halbiert. Annie bettelt darum, in den Zoo gehen zu dürfen.

»Nein.«

Evanders Hand zittert, als er das Handy weglegt. Er richtet seine Krawatte, versucht, mit kleinen Übersprungshandlungen von verzweifeltem Familienvater auf professioneller Jurist umzuschalten. Gerard weiß, dass er die volle Aufmerksamkeit des Mannes benötigt.

Aber überall verkehren sich die Rollen. Die Menschen sind hin- und hergerissen zwischen Pflichterfüllung und Sorge um ihre Familie, zwischen Vaterland und Zuhause.

»Ich habe falsche Tatsachen vorgetäuscht, um zu Cougar

zu gelangen«, sagt Gerard schließlich, »weil ich die Herkunft von Delta-3 ausfindig machen wollte. Die Mikrobe ist womöglich in den Fabrikanlagen in die Flüssigkeiten gelangt, die Cougar überallhin liefert, und zwar über die Klimaanlage.«

»Ja, ja. Die Klimaanlage.«

»Hören Sie. Das ist ein technisches Problem. Sehen Sie, sporenbildende Bakterien ...«

»Commander, wir haben nicht viel Zeit, und ich höre mir jetzt schon seit Tagen immer neue Lügenmärchen an. Sie können sich gar nicht vorstellen, was für einen Scheiß die Leute einem hier erzählen. Zeugen haben berichtet, dass Sie bei einer Lebensmittelausgabe in Washington Ihren Dienstausweis missbraucht haben. Sich widerrechtlich in den Besitz von Lebensmitteln zu bringen ist Plünderung. Reden wir lieber darüber.«

»Diese Berichte sind falsch. Die bei der Ausgabestelle dachten, wir hätten unsere Lebensmittel bereits in Empfang genommen. Aber das stimmte nicht. Meine Kinder hatten Hunger. Und die Nachbarn. Ich konnte nicht mit leeren Händen da weggehen. Also habe ich meinen Dienstausweis vorgelegt. Aber ist es Plünderung, wenn man die zugeteilten Lebensmittel verlangt? Ich habe nur so viel mitgenommen, wie uns zustand. Wenn ich hätte stehlen wollen, hätte ich doch gleich mehr mitgenommen, nicht wahr?«

Evander schaut ihn müde an.

Die Wärterin steckt den Kopf zur Tür herein. »Es ist Zeit.«

Unterwegs sagt Evander: »Es hat tatsächlich Pannen gegeben bei der Lebensmittelzuteilung. Aber ich muss Sie warnen, Commander, die Richter sind allergisch gegen Ausreden. Wir haben hier dreitausend Gefangene und nicht genug Lebensmittel für alle. Falls Sie sich also irgendwas Geringfügiges haben zuschulden kommen lassen, geben Sie's

zu, wenn wir da reingehen. Benehmen Sie sich respektvoll, egal was passiert. Meine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, dass Sie am Leben bleiben. Und erwähnen Sie nichts von diesen Proben. Wenn die das Gefühl kriegen, dass Sie sie verarschen wollen, ist die Sache gelaufen.«

»Sie glauben mir also?«

Evander weicht der Frage aus und sagt lediglich: »Ich weiß, ich sehe zum Kotzen aus, aber ich bin gut. Doch ohne Vorbereitungszeit kann ich keine Fakten überprüfen oder Zeugen aufrufen.«

Sie betreten den Konferenzsaal, wo drei düster dreinblickende Offiziere sitzen, über ihnen noch weitere Sportfotos.

Evander sagt zu Gerard: »Das läuft hier ganz anders als bei Lehrprozessen an der Uni. Glauben Sie an Gott, Commander? Falls ja, kann ich Ihnen nur raten zu beten.«

Der Major auf der rechten Seite wirkt verständnisvoll, der Captain in der Mitte feindselig, und der Gesichtsausdruck des Majors auf der linken Seite ist wegen seines nervösen Augenzuckens schwer zu lesen.

Die Verhandlung dauert jetzt schon vierzig Minuten, und es läuft genau so, wie Evander es vorausgesagt hat. Gerard hat seine Geschichte erzählt und Fragen beantwortet. Er hat zugegeben, in Las Vegas seinen Dienstausweis missbraucht zu haben.

Obwohl Evander heftig den Kopf schüttelte, hat er die Proben erwähnt.

Für einen Mann, der keine Zeit hatte, sich vorzubereiten, hat Evander den Vorwurf der Plünderung geschickt in Frage gestellt, denkt Gerard.

»Das Gericht zieht sich zur Urteilsfmdung zurück.«

Gerard sitzt im Korridor und nippt dankbar an einem Glas lauwarmem Wasser, während Evander die Wartezeit nutzt,

um in seinem Zimmer den nächsten Fall in Angriff zu nehmen.

Eine Stimme in Gerards Kopf, die Stimme von Dr. Larch, sagt: *»Nichts darf einen davon abhalten, Feldforschung zu betreiben.«*

Es ist, als säße Larch neben ihm, als könnte er sogar dessen Geruch wahrnehmen, diese Mischung aus nasser Wolle und Borkum-Riff-Tabak. Und als redete er auf ihn ein.

»Erinnern Sie sich an die Namen, die ich Ihnen beigebracht habe? An all die Helden? Doug Cruise hat Feldforschung betrieben und den Träger für Kryptosporidien gefunden, die Parasiten, die über Trinkwasser verbreitet werden. DeVries hat die E.coli-Bakterien isoliert und zahllosen Kindern das Leben gerettet. Alles Forscher, die in abgelegene Dörfer gegangen sind und ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, um einen ganz speziellen Mikroorganismus zu finden, der zufällig an dem Tag aus dem Versteck kam. Denken Sie zum Beispiel an Ruth Berkelman.«

»Die Geschichte erzählen Sie mir jedes Mal.«

»Das werde ich auch in Zukunft tun. In einem Krankenhaus in Michigan starben reihenweise Kinder an postoperativen Infektionen. Da die Ärzte von allen, die bei den Operationen zugegen waren, Abstriche aus Nase und Rachen genommen und nichts gefunden hatten, gingen die Betreiber des Krankenhauses davon aus, dass alle Mitarbeiter sauber waren. Aber Ruth Berkelman hat noch einmal gründlichere Abstriche gesammelt und herausgefunden, dass sich die Bakterien in Anus und Vagina einer Krankenschwester befanden.«

»Sie hat sie übertragen«, erinnert sich Greg.

»Die Krankenhausverwaltung behauptete, die Schwester sei nie mit Patienten oder chirurgischen Instrumenten in Kontakt gekommen, deswegen könne sie unmöglich die Uberträgerin sein.«

»Aber Ruth hat das Gegenteil bewiesen.«

»Sie bat die Schwester, sich leichte Schuhe anzuziehen, stellte in einem Kreis um sie herum Petrischalen mit sterilen Kulturen auf und bat die Frau, auf der Stelle zu laufen. Anschließend hat sie die Kulturen inkubiert, und vier Tage später waren sie infiziert ...«

»Die Bakterien wurden durch die Luft übertragen.«

»Forschen Sie immer vor Ort. Sie haben nichts Falsches getan.«

Evanders Stimme reißt Gerard aus seinen Gedanken. »Sie sind zu einer Entscheidung gekommen. Und nur damit Sie's wissen, ich habe mich nach Ihren Proben erkundigt. Die Fläschchen sind zerbrochen. Deswegen haben Sie keine Empfangsbestätigung erhalten.«

Mit trockenem Mund nimmt Gerard seinen Platz im Konferenzsaal ein. Die Offiziere machen ernste Gesichter. Aber vielleicht sehen sie immer so aus, egal welches Urteil sie verkünden.

»Commander Gerard, wir haben mit General Hauser telefoniert und von ihm erfahren, dass Ihre Geschichte über die Proben jeglicher Grundlage entbehrt.«

Ihm wird übel. »Hauser weiß nichts davon.«

»Wir haben uns ziemlich lange mit Ihrem Fall beschäftigt. Wir haben festgestellt, dass Ihre Befehlsverweigerung neun Todesopfer zur Folge hatte. Sie haben damit wichtige Kräfte für den Kampf gegen den Terrorismus gebunden, zudem waren Sie der Grund dafür, dass die Arbeit bei Cougar unterbrochen wurde. Wir können nicht zulassen, dass jeder, der glaubt, er hätte eine Theorie, Sand ins Getriebe streut.«

Gerard wird schwarz vor Augen. Das kann nicht wahr sein.

»Unter normalen Umständen würden solche Vergehen mit einer Gefängnisstrafe geahndet. Aufgrund Ihrer Motive und Ihres Lebenslaufs sind die Mitglieder dieses Gerichts ge-

neigt, Milde walten zu lassen. Aber wir leben in einem Ausnahmezustand. In Hinblick auf den Vorwurf der Plünderung entscheidet das Gericht auf Zweifel für den Angeklagten. In allen anderen Punkten wurden Sie für schuldig befunden.«

Gerard hört die Worte wie aus weiter Ferne.

»Wir glauben, dass Sie nicht aus Eigennutz gehandelt haben. Aber die Ordnung muss aufrechterhalten werden. Auf der Grundlage des neuen Notstandsgesetzes werden Sie zum Tode verurteilt. Die Urteilsvollstreckung wird morgen stattfinden. Vielleicht haben Sie in gutem Glauben gehandelt, Commander. Möge Gott Ihrer Seele gnädig sein.«

17. KAPITEL

6. Dezember, 39 Tage nach dem Ausbruch.

Die Soldaten holen Gerard um 8 Uhr 30 ab. Zusammen mit dreißig weiteren Männern und Frauen wird er auf die mit einer Plane überdachte Ladefläche eines Militärtransporters gepfercht.

Dafür haben sie genug Benzin, denkt er, als der Transporter aus der Stadt hinaus in die Wüste rumpelt. Die Gefangenen starren ins Leere, schluchzen oder klammern sich aneinander. Letzte Nacht im Dunkeln hat er sie miteinander flüstern hören, daher kennt er einige ihrer Geschichten und Ausreden. Manche haben bestritten, die ihnen zur Last gelegte Tat begangen zu haben, andere haben mit ihren Taten geprahlt.

»Ja, ich hab einen Soldaten erschossen. Er ist in mein Haus eingebrochen.«

»Das verdammte Krankenhaus war leer, und da drin gab's jede Menge Lebensmittel.«

Die Plane ist geschlossen und die Hitze ist unerträglich. Wegen der immer holpriger werdenden Fahrt vermutet er, dass sie über offenes Gelände fahren. Zehn Minuten später, als sie anhalten und die Plane angehoben wird, sieht er, dass er richtig gelegen hat.

Einer nach dem anderen werden die Namen der Gefangenen aufgerufen. Wenn man nicht antwortet, werden die Soldaten grob. In der Ferne sieht Gerard lavendelfarbene Berge, er riecht Stiefelleder, Schweiß, Säure und Salbei.

»Gregory Gerard?«

Er klettert von der Ladefläche. Sein Handy und sein Ausweis sind konfisziert worden.

Was für ein wunderschöner Morgen!

Im Stillen bittet er Marisa um Vergebung.

Ich habe dich im Stich gelassen, denkt er.

Die Gefangenen marschieren auf die Berge zu, über ihnen kreisende Geier und kleine, lockere Wolken.

»Im Dezember dürfte es eigentlich gar nicht so heiß sein«, sagt ein Mann.

Eine Stunde später marschiert Generalmajor A. L. Hauser in Washington entschlossen über den Korridor des Pentagons zu den Büroräumen seines Vorgesetzten, Staatssekretär des Verteidigungsministeriums Dennis Arnes, um diesem seinen morgendlichen Bericht zu erstatten, gespickt mit Fakten und Plänen.

Hauser denkt: *Ich möchte Delta-j ja niemandem an den Hals wünschen, aber die vergangenen Wochen waren eine einzigartige Gelegenheit für mich, meine Fähigkeiten unter Beweis zu stellen.*

Hauser, der Berater des Weißen Hauses, der hochrangige Bürohengst, der dank seines Jobs im Krisenstab zu Macht gekommen ist.

»Kaffee?«, fragt Arnes, als Hauser eintritt.

»Nein, danke, Sir.«

Trotz der Aufstände, der Stromausfälle und Meutereien setzt Hauser zu seinem üblichen, optimistisch gefärbten Bericht an. In Sacramento haben FBI-Agenten mehrere militante Muslime festgenommen, die »vielversprechende Hinweise« auf die Identität der für Delta-3 verantwortlichen Terroristen geben konnten.

Arnes nickt.

In Zusammenarbeit mit den Europäern ist die Heimatschutzbehörde militanten Islamisten in Ubersee »dicht auf der Spur«.

»Mhmm.«

Die Zusammenarbeit mit den Regierungen der Schweiz und der Cayman-Inseln zur Aufspürung der Konten von Terroristen ist dank der weltweiten Aufhebung des Bankgeheimnisses »hervorragend«.

»Die gestern vorgenommenen Verhaftungen, Sir«, sagt Hauser, »werden weitere Hinweise zutage fördern, da wir auf der Basis der Notstandsgesetze die Verhörmethoden intensivieren können.«

Arnes hebt einen Finger, um Hausers Redefluss zu unterbrechen.

Er sagt: »Ich habe gehört, dass es mit einem Ihrer Leute in Nevada Probleme gegeben hat.«

Hausers gute Laune verfliegt auf der Stelle und ihn packt die Wut. Durch einen Anruf von der obersten Justizbehörde der Armee hat er gestern von der Sache mit Gerard erfahren. Er hat dem Anrufer kühl erklärt, dass Gerard sich unerlaubt entfernt hat, dass man ihn wegen der durch ihn verschuldeten Todesfälle und wegen seines verabscheuungswürdigen Lebensmitteldiebstahls bestrafen müsse. Im Prinzip hat Gerard ihm ein bisschen leidgetan, aber er ist auf keinen Fall bereit, seine Karriere für einen Untergebenen aufs Spiel zu setzen.

»Gerard gehört nicht länger zum Team«, sagt Hauser. »Ich habe ihn schon vor Wochen aus dem Pentagon entfernt. Er hatte den Befehl, sich von Cougar fernzuhalten. Ich verspreche Ihnen, dass er keine weiteren Probleme mehr verursachen wird.«

»Dann haben Sie ihn also nicht nach Nevada geschickt?«

»Im Gegenteil, ich habe alles in meiner Macht Stehende getan, um ihn davon abzuhalten. Am liebsten hätte ich ihn ganz aus dem Stab entfernt, aber Colonel Novak war davon überzeugt, dass er ihr nützlich sein könnte.«

Arnes drückt einen Summer auf dem Schreibtisch.

»Schicken Sie sie herein.«

Zu Hausers Verblüffung kommt Colonel Novak herein, eine Mappe unterm Arm, und nimmt in dem Sessel Platz, den Arnes ihr mit einer Handbewegung anbietet. Die Uhr auf dem Schreibtisch zeigt 6 Uhr, und das bedeutet, wie Hauser weiß, dass Gerard in Nevada hingerichtet wurde. Aber noch aus dem Grab heraus macht der Mistkerl ihm Ärger.

»Wiederholen Sie für General Hauser, was Sie mir erzählt haben«, sagt Arnes.

»Ich habe Commander Gerard nach Las Vegas geschickt.«

Hauser fährt sie an: »Ich habe Ihnen strikte Anweisung gegeben, ihn von dort fernzuhalten. Ich habe angeordnet, dass seine Proben vernichtet werden! Wir werden keine weitere Zeit auf ihn vergeuden. Der Mann ist völlig übergeschnappt.«

»Ich biete Ihnen meinen Rücktritt an, Sir«, erwidert Novak kühl.

»Akzeptiert, von mir aus!«

»Übrigens, Colonel«, sagt Arnes. »Was haben Sie da mitgebracht?«

»Ein Bericht, der gestern Abend aus Nevada gekommen ist, Mr Secretary. Nachdem Commander Gerards Proben vernichtet wurden, hat ein Chemiker bei Cougar, ein Mann namens Varunisakera, seine Mitarbeiter angewiesen, neue Proben zu sammeln.«

»Das ist absolut lächerlich!«, schreit Hauser.

»Sie haben in der Klimaanlage Delta-Sporen nachgewiesen. Über die Lüftungskanäle wurden die Sporen verbreitet und sind in die zum Versand vorgesehenen Flaschen gelangt. Von dort aus hat sich die Mikrobe ausgerechnet in einem neuen Bakterizid überall ausgebreitet.«

Hauser erbleicht und macht sich fast in die Hose. »Aber … das FBI hat doch gesagt … Aber das bedeutet …«

»Es bedeutet, dass Sie aus dem Team sind«, sagt Arnes.

»Und Lieutenant Colonal Novak ab sofort zum Colonel befördert. Die Exekution haben wir verhindert. Von nun an wird Colonel Novak Commander Gerard jede Unterstützung zukommen lassen, die er benötigt.«

6. Dezember. Nachmittag. 39 Tage nach dem Ausbruch.

Die neue Wohnung ist ruhig, aufgeräumt, eingerichtet mit Ahornmöbeln und geschmückt mit Postern von Opern und Symphoniekonzerten aus dem Kennedy Center. Der traurige Clown aus *Pagliacci.* Der strubbelige Gastdirigent Kurt Masur mit Taktstock beim Dirigieren des Nationalen Symphonieorchesters. Aus dem Fenster im dritten Stock hat Clayton Cox — jetzt Bartholomew Young - einen guten Blick auf den sonnendurchfluteten Park, der regelmäßig von Polizisten patrouilliert wird. Ein Zufluchtsort für junge Mütter mit Kinderwagen. Anders ausgedrückt, das Viertel in der Pufferzone, in dem er jetzt wohnt, ist sicher.

Heute Morgen hat er sich tatsächlich in einem kleinen Laden an der Ecke Q Street und 23rd Street eine Packung Kaffee gekauft. Ständig sind Menschen unterwegs, sie schlendern durch die Straßen, grüßen einander, froh, dass sie zu den Glücklichen gehören, denen es vergönnt ist, in Zone B zu leben.

»Liebling, du *denkst* zu viel. Entspann dich«, sagt die Frau auf dem Bildschirm.

In seinem neuesten Video, das erst vor einigen Stunden gegen Mittag aufgenommen wurde, steigt Generalmajor A. L. Hauser aus dem Bett und tritt nackt ans Fenster. Er wirkt missmutig. Keine Spur mehr von dem alten geilen Bock.

Normalerweise kommt er erst spätabends von der Arbeit, denkt Young, den die unterdrückte Wut des Mannes mit Genugtuung erfüllt. Aber von den bisherigen Videos weiß er, dass

die Frau Hauser noch eine ganze Weile bearbeiten muss, bis er redet.

Die Schlampe gurrt und schmeichelt, streichelt und küsst. Youngs Gedanken wandern zurück in die Vergangenheit, er sieht zerklüftete Berge unter dunklen Wolken, regenverhangene Wiesen, mit Erika bedeckte Hänge.

Riesige Scheite knistern im offenen Kamin. Der Kronleuchter in der Bibliothek des Mentors ist mit Kerzen bestückt anstatt mit Glühbirnen. Der Wandteppich — eine Wolfsjagdszene — stammt aus den Zeiten der Kreuzzüge. Der Mentor ähnelt den Ahnen, deren Porträts die Wände zieren: dasselbe lange, schmale Gesicht, die Halbglatze und der Bart. Nur an den Frisuren und den Kragen lässt sich das Alter der Bilder ablesen. Von Brustharnisch über Brüsseler Spitze und gestärktem Stehkragen bis zu dem Rollkragenpullover des Mannes, der ihnen jetzt einen Single Malt Whiskey einschenkt.

»Du hast dich im SAS sehr verdient gemacht«, sagt der Mentor, »bevor du dich zurückgezogen hast.«

»Ich will immer noch für Sie arbeiten.«

»Afghanistan. Irak. Du scheinst dich gar nicht zu wundern, dass ich über deine Akte verfuge.«

Der Mentor nippt an seinem Whiskey. Seit zwei Tagen ist der Soldat schon bei ihm. Er ist aus eigenem Antrieb gekommen und wird wie ein Ehrengast behandelt. Die Köche im Untergeschoss sind seit ewigen Zeiten in den Diensten der Familie, hat er erfahren. Die Vorfahren des Verwalters hatten schon hier gelebt, bevor die spanische Armada über die Meere segelte. Im White Knight erzählen die Dorfbewohner Geschichten von den Kreuzzügen, von ihren Ahnen, die ihrem Lehnsherrn nach Jerusalem folgten, Seit Jahrhunderten dienen sie der Familie des Mentors als Schafzüchter, Fischer, Bergleute und Whiskeybrenner. Heutzutage arbeiten viele der Männer auf Ölplattformen, die dem Mentor gehören.

»Nenn mir die stärkste Droge der Welt«, fordert er den ehemaligen Bettlerjungen auf.

Seine Haltung ist immer noch aufrecht, in seinen blauen Augen liegt immer noch der prüfende, leicht amüsierte Blick.

Ich weiß, dass er nicht mein Vater ist. Aber er ist der Einzige, der für mich jemals wie ein Vater sein wird, denkt der ehemalige Soldat.

»Öl«, sagt der Mentor. »Es ist stärker als Opium, stärker als Heroin. Die Pipelines sind Spritzen. Die Süchtigen sind bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, sie töten, stehlen, stürzen Regierungen, um an den Stoff zu kommen. Möchtest du dich dem Drogenhandel verschreiben?«

»Ich verschreibe mich Ihnen.«

»Ich habe mich immer gefragt, ob du eines Tages zu mir kommen würdest. Du hast nie jemandem erzählt, was damals in dem Bazar vorgefallen ist. Du hast alle Tests bestanden. Ich habe ein Geschenk für dich, mein treuer Gefolgsmann. Aber zuerst möchte ich dich ein paar Freunden vorstellen. Leuten, die begriffen haben, dass die Welt sich ändern muss.«

Einen solchen Abend hat der Soldat noch nie erlebt. Er lernt einen neokonservativen Parlamentsabgeordneten kennen, den Vorstandsvorsitzenden einer japanischen Ölfirma, deren Ölquellen in Südamerika soeben verstaatlicht wurden, einen texanischen Ölboss, dessen Frau im Iran entfuhrt wurde, einen französischen Ölmagnaten, dessen Pipelines von Saboteuren gesprengt wurden.

Ich möchte Ihnen meinen engsten Freund vorstellen, der mir das Leben gerettet hat, sagt der Mentor zu diesen Leuten. *Einen hochgeschätzten Mann.*

Es ist, als hätte der Mann vor vielen Jahren direkt in das Herz des kleinen Jungen geblickt. Er weiß genau, was er sagen muss.

»Er ist für mich wie ein Sohn.«

Der Soldat hat Frauen und Männer getötet, auf Schlachtfeldern, in Hotelzimmern, auf Parkplätzen, in der Wüste. Ihm ist, als würde in seinem Innern eine Tür geöffnet. All die Jahre lang hat er seine tiefe Einsamkeit so gründlich verdrängt, dass er nicht einmal wusste, dass sie da war. Vor Gewalt kann er sich schützen, aber gegen Achtung ist er machtlos.

Später, nachdem die Gäste gegangen sind, fuhrt der Mentor ihn in die Bibliothek. Seit Hunderten von Jahren wird in diesem Haus ein Ritual vollzogen, sagt er. Es hat keine rechtliche Bedeutung, es sind nur Worte. Ob der ehemalige Bettlerjunge die Worte aufsagen möchte?

Der ehemalige Bettlerjunge kämpft mit den Tränen.

Dann geht der Mentor hinter seinen Schreibtisch und entnimmt der obersten Schublade eine in Leder gebundene, mit einem blauen Band zusammengehaltene Mappe.

»Ich habe dein Blut untersuchen lassen. Für den Fall, dass du eines Tages herkommst.«

»Mein Blut?«, fragt der Soldat verblüfft.

»Die DNA«, sagt der Mentor, »ist Gottes Fingerabdruck. Der unwiderlegbare Beweis für die Abstammung von einem bestimmten Vorfahren.«

Das Herz des Soldaten beginnt zu rasen. »Niemand weiß, wer mein Vater ist«, sagt er. Gleichzeitig jedoch ist er neugierig und gespannt, denn der Mentor würde ein solches Thema nicht aufbringen, wenn es nichts Wichtiges zu berichten gäbe.

»Das ist richtig. Ich habe auch nicht deinen Vater ausfindig gemacht, sondern deinen *Ururgroßvater*. Ich gebe zu, es war zunächst nur so ein Gefühl. Eine weit hergeholte Idee, die mir in den Sinn gekommen ist, nachdem die Jungs im Internat dich damit aufgezogen haben. Wahrscheinlich erinnerst du dich nicht einmal mehr daran. Es ist schon Jahre her.«

Doch natürlich erinnert er sich.

»Du siehst ihm tatsächlich sehr ähnlich, weißt du das? Die Fotografien sprechen für sich. Und erst die Porträtzeichnungen«, sagt er, während er dem Soldaten die Mappe reicht. »Kein Wunder, dass du so eine Kämpfernatur bist. So etwas liegt im Blut.«

Das kann nicht wahr sein.

»Es war schwer, an seine DNA zu gelangen. Er war ein Held, so wie du.«

Meine Mutter hat also die Wahrheit gesagt, denkt der Junge, während er die Tränen verflucht, die ihm aus den Augen quellen.

»Er hat ein Buch geschrieben, das ich dir schenken möchte. Du musst alles über ihn lesen. Über seine Prüfungen. Seine Einsamkeit. Darüber, wie er seine persönlichen Interessen einer großen Sache untergeordnet hat.«

Das ist das großartigste Geschenk, das ich mir vorstellen kann.

»Es ist ein altes Buch. Nicht wertvoll, aber schön.«

»Für mich ist es wertvoll.«

Und jetzt, Jahre später, kehrt Bartholomew Young in die Gegenwart zurück, als Generalmajor A. L. Hauser auf dem Video endlich anfängt zu reden.

»Dieser verfluchte Gerard«, sagt Hauser.

Young wird hellhörig, beugt sich vor.

»Er ist auf eigene Faust nach Nevada gefahren und hat bei Cougar Spuren von dieser Bazille gefunden. Reine Glückssache.«

Pastor Young steht auf.

»Sie haben ihm für Nevada freie Hand gegeben. Ich bin aus dem Spiel.«

Zehn Minuten später fuhrt Young über eine verschlüsselte Leitung ein Telefongespräch nach Europa. Der Mentor erwidert nichts, als er die Nachricht vernommen hat. Young hört ihn nur atmen.

Schließlich sagt der Mentor: »Jetzt ist es ein Wettrennen,

mein Freund. Werden sie zusammenbrechen, bevor sie uns finden, oder werden sie uns finden, ehe sie zusammenbrechen?«

»Jetzt, wo Hauser draußen ist, müssen wir einen anderen Weg finden, um zu erfahren, was sie denken. Gerard wird es wissen. Er ist zwar noch in Nevada, aber seine Familie ist in Washington. Wenn ich die Familie in die Hände bekomme, werde ich auch ihn in der Hand haben.«

»Das ist zu gefährlich für dich, mein Freund.«

»Mein Ururgroßvater hat gesagt, es zählt nur die Geschichte, die man selbst schreibt.«

Mehrere Herzschläge lang kommt keine Antwort.

Dann sagt sein Mentor: »Mein treuester Gefolgsmann. Wir werden dich bald nach Hause holen.«

18. KAPITEL

6. Dezember. 13 Uhr, Washington, D.C.
39 Tage nach dem Ausbruch.

»Ich kann es kaum erwarten, zu erfahren, was der Mord an einem Teilzeit-Wachmann mit Delta-3 zu tun hat, Dr. Gerard.«

»Das versuche ich gerade zu ergründen.«

Detective Duane C. Hardy aus Las Vegas ist ein stämmiger Mann mit schütterem, weizenblondem Haar und einem erstarrten zynischen Grinsen im Gesicht. Aber seine harten Züge werden durch seine Kleidung ausgeglichen: weite, karierte Shorts, aus denen bleiche Beine ragen, ein weißes Guayabera über dem mächtigen Bauch, blank geputzte Halbschuhe ohne Socken. Er ist unrasiert, duftet aber nach Eau de Cologne.

»Uberdeckt den Gestank da drin«, bemerkt er und deutet auf das Gebäude, vor dem sie stehen.

Er hat Gerard vor dem Rathaus in Empfang genommen, wo er neben dem Standbild des gefallenen Polizisten gerade eine Zigarettenpause machte, als der Konvoi eintraf. Die Sonne steht hoch über dem neunstöckigen Gebäude aus Backstein, Stahl und Glas. Hardy betrachtet Gerards bunte Flotte behelfsmäßig gepanzerter Fahrzeuge, ein apokalyptisches Geschwader, neben dem ein halbes Dutzend beschlagnahmte Maultiere aus einer alten Badewanne Wasser schlürfen.

Gerard bekommt mittlerweile von allen Seiten volle Unterstützung. Erstaunlich, was ein Anruf aus Washington bewirken kann. Ihm schwirrt immer noch der Kopf von den

jüngsten Erlebnissen - die Begnadigung in allerletzter Minute durch Arnes, die Nachricht, dass die Sporen entdeckt wurden, die entsetzten Entschuldigungen und Kooperationsangebote von Armeeangehörigen im Sportstadion, die anschließende Rückkehr zu Cougar und die Befragung des Sicherheitschefs, eines dreißigjährigen ehemaligen Soldaten in Cowboystiefeln und String-Tie, der nicht recht glauben mochte, dass jemand, den er persönlich kannte, etwas mit Terrorismus zu tun haben könnte.

»Welche Angestellten hatten im letzten Sommer Zugang zur Klimaanlage?«, hat Gerard ihn gefragt. »Denn nach dem Verbreitungsgrad zu urteilen, muss die Mikrobe etwa zu der Zeit eingebracht worden sein.«

Der Sicherheitschef hatte abwehrend reagiert. »Sämtliche Mitarbeiter sind auf Verbindungen zu terroristischen Organisationen hin überprüft worden, selbst Bob Grady, der Student, der an dem Abend, als die ersten Flugzeuge abgestürzt sind, ermordet wurde. Es stand in der Zeitung, erinnern Sie sich?«

»Nicht in Washington.«

»Also, hier in der Gegend war das eine Riesensache. Der Neffe des Vorstandsvorsitzenden in einem Hotel ermordet. Er hat über den Sommer als Teilzeitkraft hier gejobbt. Ein fauler Bursche, aber ich musste ihn einstellen.«

»Wenn er am selben Abend ermordet wurde, als die Flugzeuge abgestürzt sind«, fragte Gerard entgeistert, »ist dann das FBI der Sache nicht nachgegangen?«

»Klar haben die den Fall untersucht! Das ist es ja gerade. Bob hatte Schulden. Spielschulden. Bei dem sind Sie auf der falschen Fährte, glauben Sie mir. Das war reiner Zufall.«

»Dann hat die Polizei den Mörder also gefasst?«

»Nein. Aber die haben Videos. Der Typ stammte nicht hier aus der Gegend. Und Bob hat nicht mal mehr bei Cougar gearbeitet, als er ermordet wurde.«

»Aber er hat hier gearbeitet, als die Mikrobe ins Klimasystem gelangt ist!«, fauchte Gerard.

Jetzt folgt Gerard Detective Hardy ins Gebäude — und bleibt wie angewurzelt stehen. Der Lärm ist unglaublich, aber nicht so schlimm wie der Gestank.

Heiliger Strohsack! Das ist ein Flüchtlingslager!

Die Eingangshalle wurde mit Hilfe von Stellwänden in kleine Einzelbereiche aufgeteilt, in der jeweils eine Familie haust. Leute liegen, nur mit Unterwäsche bekleidet, auf Feldbetten, spielen Scrabble, lesen, üben Rechtschreibung mit ihren Kindern oder, wie Gerard neidvoll beobachtet, essen Sandwiches. Es stinkt nach Urin, Desinfektionsmittel, Windeln, Parfüm, Knoblauch und ungewaschenen Füßen. Uberall plärren Fernsehgeräte. Ein Mann spielt auf seiner Gitarre. Jemand schreit: »Wer hat meine Schuhe geklaut?«

»Wollen Sie nicht doch etwas Eau de Cologne, Dr. Gerard?«, fragt Hardy.

Gerard sprüht sich ein bisschen *Paco Rabanne* auf den Hals.

Während sie sich ihren Weg durch das Chaos zum Aufzug bahnen, erklärt Hardy: »Bei uns sind jeden Tag neue Leute ausgefallen, weil sie ihre Familien beschützen mussten, also haben der Sheriff und die Stadtverwaltung die Leute hierher verfrachtet. Das Gebäude ist völlig überfüllt. Die Leute campieren in den Korridoren, in den Arrestzellen, sogar im Büro des Sheriffs. Aber Las Vegas hat im US-Vergleich die niedrigste Rate von Polizisten, die dem Dienst fernbleiben. Hi, Leon«, sagte er zu einem Jungen, der in Unterhose und T-Shirt im Aufzug steht.

»Tommy hat meine Frisbeescheibe geklaut. Sie müssen ihn verhaften.«

Gerard fragt: »Haben Sie den Mörder identifiziert?«

»Nein. Aber ich hab den Videorekorder aufgebaut.« Die Türen öffnen sich. Im ersten Stock kommt Gerard der Lärm

noch extremer vor. Sie schieben sich an einer Pokerrunde und einer Bibelgruppe vorbei. Die Geräuschkulisse wird etwas gedämpft, als der Detective die Tür zu seinem Büro schließt. Der Raum vermittelt eine Illusion von Normalität. Aktenschränke, ein Pokal von einer Polizei-Softballmeisterschaft. Hardy schiebt das Video in den Rekorder.

Gerard nimmt Platz.

»Ich habe viel Zeit auf diesen Fall verwendet. Sehen Sie sich das an.«

Die Aufnahmen stammen von der Überwachungskamera eines Hotels. Man sieht einen jungen Mann beim Einchecken.

»Das ist Grady. Er gibt dem Pagen sein Gepäck und geht in den Spielsalon.«

Plötzlich drehen sich alle in Gradys Umgebung herum und schauen in dieselbe Richtung. Gerard sieht Lämpchen an einem Spielautomaten aufleuchten. Aber anstatt auf die Auszahlung zu warten, steht der Gewinner auf und verlässt hinter Bobby Grady den Spielsalon.

»Der Typ hat gerade zwanzigtausend Dollar Gewinn liegen lassen«, sagt Hardy und schiebt sich einen Kaugummi in den Mund. »Der Film ist auf sämtlichen lokalen Fernsehsendern gelaufen. Alle Hotels haben ihre Bänder überprüft. Wer war der schüchterne Gewinner? Laut Aussage eines Angestellten ein Gast aus dem New York-New York namens Lewis Stokes.«

»Der Mörder?«

»Mal sehen.« Hardy nimmt das Video aus dem Rekorder und legt ein zweites ein.

»Das ist aus dem Kasino Monte Carlo, eine halbe Stunde später aufgenommen«, sagt er und zeigt auf den Bildschirm. »Da ist Grady. Er setzt sich gerade an den Blackjacktisch. Und hier, der Typ, der gleichzeitig zur Toilette geht, das ist Lewis Stokes. In der Herrentoilette gibt es keine Kamera.

Aber verlässt Lewis die Toilette wieder? Nein. Stattdessen kommt dieser Typ raus und dann ...«

Er legt ein drittes Video ein.

»Jetzt sind wir wieder im New York-New York, kurz vor dem Mord. Hier ist Grady, er wartet auf den Fahrstuhl. Und sehen Sie mal, wer mit ihm einsteigt.«

»Lewis Stokes«, flüstert Gerard.

»Genau. Und am selben Vormittag hat Stokes bei der Freundin von Grady angerufen. Hat behauptet, er wäre ein Freund von der Uni, und ihr irgendeine bescheuerte Geschichte von Kissenschlachten im Studentenwohnheim erzählt.«

Gerard richtet sich auf. Plötzlich fällt ihm ein, wie Marisa ihm erzählt hat, dass ein »alter Freund von der Uni« angerufen habe. Anscheinend hat er ihr eine ähnlich abstruse Geschichte aufgetischt. Wie hatte er sich noch genannt? Lewis?

Clayton Cox, fällt ihm nach kurzem Nachdenken ein.

Hardy sagt: »Wir haben rausgefunden, dass Stokes unbedingt das Zimmer neben Grady haben wollte, angeblich, weil die Zimmernummer seine Glückszahl war. Wir haben seine Kreditkarte und Adresse überprüft. Beides falsch. Ein Profi, haben wir uns gesagt, aber wir dachten, es geht um Geld. Und jetzt erklären Sie mir doch mal, wieso es plötzlich um Öl gehen soll.«

»Jemand hat die Fabrikanlagen von Cougar mit Delta-3 verseucht. Hat die Freundin was darüber erzählt, mit was für Leuten Grady befreundet war? Oder von wem er sich Geld geliehen hat?«

»Nach dem Anruf aus dem Pentagon hab ich versucht, sie noch mal zu erreichen, aber die Schule ist geschlossen. Ich hab's bei den Eltern versucht. Deren Telefonleitung ist tot. Man kann überhaupt niemanden mehr finden. Aber wenn Sie wollen, können wir auf einem unserer treuen Maultiere zu ihrer Wohnung reiten.«

Gerard hat jedoch keine Zeit. Er wirft einen Blick auf sei-

ne Uhr. In neunzig Minuten geht ein erneuter Rundflug mit vielen Zwischenstopps auch nach Albany an der Westgrenze zu Massachusetts. Wenn er den verpasst, muss er womöglich tagelang auf den nächsten warten.

Ich muss unbedingt mit Lyle Samuelson über das Forschungsprojekt reden, an dem er vor sechs Jahren gearbeitet hat.

»Rufen Sie mich an, wenn Sie noch etwas in Erfahrung bringen«, sagt er zu Hardy, dann stellt er ihm seine Standardschlussfrage: »Gibt es sonst noch etwas, wonach ich mich nicht erkundigt habe? Irgendetwas, was Ihnen aufgefallen ist, auch wenn es Ihnen unwichtig vorkam?«

Hardy sprüht sich noch ein bisschen Eau de Cologne auf den Hals. »Tja, da war tatsächlich eine winzige Kleinigkeit. Der Name. Der Page erinnert sich, dass er Lewis beim Gepäckentgegennehmen >Lew< genannt hat. Daraufhin ist der Typ regelrecht ausgerastet und hat ihn angefahren: >Ich heiße Lewis, du Idiot, nicht Lew.«<

Gerard hört aufmerksam zu. Bei der Identifizierung von Mikroben ist jeder noch so kleine Hinweis wichtig.

»Dasselbe ist bei dem Telefongespräch mit der Freundin passiert. Sie hat den Namen falsch verstanden und ihn Les genannt. Da ist er ebenfalls explodiert und hat ihr seinen Namen buchstabiert.«

»Warum sollte er so viel Wert darauf legen, wenn der Name falsch ist?«

»Ich hab Ihnen ja gesagt, es ist eine winzige Kleinigkeit.«

»Genau wie Delta«, sagt Gerard. »Aber sehen Sie sich bloß an, was für einen großen Schaden das winzige Ding anrichtet.«

Der Flug, der Gerard einmal mehr auf Umwegen quer über den Kontinent transportiert, startet pünktlich. Es geht von Las Vegas nach Tucson und Tulsa. Dann von Tulsa über Dallas, Mobile, Atlanta und weitere Städte bis nach Albany.

»Sie dürfen jetzt die Telefone in den Rückenlehnen benutzen«, verkündet der Pilot, als die Boeing 737 eine Höhe von zehntausend Fuß erreicht hat.

Besorgt ruft Gerard Marisa an, zum dritten Mal seit seiner Entlassung aus der Haft, und erreicht sie mitten in einer Nachbarschaftsversammlung. Er berichtet ihr von Clayton und Lewis und schärft ihr ein, sofort bei Theresa in Fort Detrick anzurufen und Soldaten anzufordern, falls sich jemand unter diesem Namen bei ihr melden sollte.

»Der letzte Konvoi ist nicht in Washington angekommen, Greg«, sagt sie. »Also gibt's diese Woche keine Lebensmittel. Joe und Chris wollen die Stadt verlassen. Sie sagen, wenn wir noch länger warten, kommen wir hier nicht mehr weg. Chris behauptet, in Richmond gibt es Lebensmittel. Große Vorräte in den Kirchen. Er verlangt eine Abstimmung.«

Gerard läuft ein eiskalter Schauer über den Rücken. Er braucht nur aus dem Flugzeugfenster zu schauen, um auf einem Highway in Arizona Flüchtlingstrecks zu sehen, die sich in beide Richtungen zwischen Hunderten von liegengebliebenen Fahrzeugen hindurchschlängeln.

»Ihr könnt nirgendwohin«, sagt er.

Im Hintergrund hört er, wie Joe Holmes versucht, die Nachbarn zum Aufbruch zu überreden: »Die Polizei kann uns nicht beschützen. Eleanor ist krank. Wir können doch kein Heizöl essen.«

»Stell das Telefon auf Lautsprecher«, bittet er Marisa.

Er erklärt den Leuten, dass er gerade in einem Flugzeug sitzt, und beschreibt, was er sieht. Flüchtlingstrecks. Feuer. Tote. »Also bleibt, wo ihr seid.«

Pastor Van Horne meldet sich zu Wort. »Aber im Internet heißt es ...«

»Das Internet? Seid ihr verrückt? Da kursieren die wildesten Gerüchte! Sauberes Öl in Florida. Überschüssiges Getreide in Ohio. Immer an unerreichbaren Orten.«

Gerard könnte genauso gut vom Mars aus anrufen. Er spürt, wie die Bande der Freundschaft und der nachbarschaftlichen Solidarität zu reißen beginnen. Das Telefon wird zum schwarzen Loch für Geräusche. Joe Holmes sagt: »Wir könnten es bis zur Union Station schaffen. Die elektrifizierten Bahnlinien sind erweitert worden.«

Plötzlich reden alle durcheinander.

»Wir könnten die Soldaten an den Barrikaden bestechen.«

»Wenn du Kinder hättest, wärst du auch dafür, woanders hinzugehen!«

Gerard muss sie irgendwie überzeugen. Der Glaube an einen Ortswechsel als Lösung aller Probleme ist in die DNA von Amerikanern eingeschrieben. Auf nach Westen, junger Mann. Oder nach Norden. Nach Osten.

»Wir machen Fortschritte bei Delta-3«, beschwört er sie. »Wir wissen jetzt, wo die Mikrobe ins System gelangt ist. Möglicherweise sind die Leute, die dafür verantwortlich sind, schon identifiziert. Haltet noch ein bisschen durch. Wenn es uns gelingt, die Gene ruhigzustellen, können wir vielleicht den Effekt umdrehen.«

»Vielleicht!«, faucht Gail Hansen.

»Vielleicht ist besser als nichts.«

»Ihr Leute aus Zone A versucht dauernd, uns zu beschwichtigen. Seid nett. Bleibt, wo ihr seid, und verhungert wie brave, dämliche Bürger.«

Marisa fährt Gail an: »Wag es nicht noch mal, so mit meinem Mann zu reden! Er riskiert sein Leben für dich, du Säuferin!«

Gerard hört, wie Bob zur Ordnung ruft. Er stellt sich vor, wie der ehemalige Soldat mit erhobenen Armen in die Mitte tritt, um die Leute zum Schweigen zu bringen. Bob sagt, dass Greg recht hat, dass sie nirgendwo hinkönnen. Dass niemand sie retten wird. Er sagt: »Lasst uns unser Ol zum

Tausch anbieten. Lasst uns nach Leuten suchen, die noch ausreichend Lebensmittel haben. Außerdem könnten wir im Potomac angeln und uns vielleicht, ehe wir alle verhungern, aus verlassenen Häusern etwas borgen —«

Richterin Holmes' aufgebrachte Stimme unterbricht ihn: »Das nennt man plündern!«

»Himmelherrgott, Eleanor! Du bist hier keine verdammte Richterin. Du bist eine Mutter mit zwei hungrigen Kindern. Du hast das Fleisch gegessen, das ich am Freitag mitgebracht hab, oder? Das hab ich gestohlen. Aus einem Haus. Und es hat dir geschmeckt.«

O nein, denkt Gerard.

Plötzlich hört er Paulo schreien: »Alice ist umgefallen!«

Dann hört er einen Stuhl zu Boden krachen und dann einen Aufschrei. Gail Hansen lamentiert laut: »O Gott, so wird es uns bald *allen* gehen!«

Gerard sagt: »Marisa? Was ist passiert?«

Dann ist die Leitung tot.

Gerard versucht erneut anzurufen, bekommt jedoch keine Verbindung mehr. Sein Nebenmann erklärt ihm, warum. »Ich arbeite bei Verizon. Viele Leitungen liegen auf der Erde, weil die Leute die Masten fällen und sie verheizen, und die Wartungsteams wissen nicht, wie sie zu ihren Arbeitsplätzen gelangen sollen. Versuchen Sie's später wieder.«

Gerard ruft Raines an, um sich von den Problemen in der Marion Street abzulenken. Er kommt tatsächlich durch und bittet Raines, die Namen Clayton Cox und Lewis Stokes zu überprüfen.

»Ich habe gute und schlechte Nachrichten, Chef. Über Lyle Samuelson.«

»Die gute zuerst«, sagt Gerard und betet, dass mit Alice Lee nichts Schlimmes passiert ist.

»Folgen Sie der Spur des Geldes, Commander. Fahrzeuge

mögen liegenbleiben, es mag keine Lebensmittel mehr geben und kein Öl mehr fließen, aber Geld ist immer noch gesprächig. Lyle hat sich vor vier Jahren zur Ruhe gesetzt, richtig? Hat sich abfinden lassen, sagten Sie. Also, acht Monate später zahlt er Steuern auf eine Million Dollar, ein Honorar, das er nach dem Ausscheiden bei Cougar als »privater Berater« für Mikrobiologie erhalten hat. Alles legal.«

»Wer hat ihn bezahlt?«, fragt Gerard.

»Irgendeine auf den Cayman-Inseln registrierte Firma namens Applied Technologies. Eine Scheinfirma, wie wir inzwischen rausgefunden haben. Kein Gebäude, keine Mitarbeiter. Die Zentrale befindet sich in einem Wandschrank.«

»Das ist die gute Nachricht? Die Spur verläuft einfach im Sand?«

»Nein! Folgen Sie der Spur des Geldes! Die Regierung der Cayman-Inseln ist sehr kooperativ. Das Geld für Applied Technologies wurde telegrafisch via Österreich aus der Schweiz überwiesen. Klassischer Geldwäscheprozess. Habe ich schon tausendmal erlebt.«

»Das Geld kommt also ursprünglich aus der Schweiz?«

Raines seufzt. »Das ist die schlechte Nachricht. Sämtliche Gelder wurden in bar auf das Schweizer Konto eingezahlt.«

»Ich dachte, das wäre besser.«

»Nein, Bareinzahlungen kann man nicht zurückverfolgen. Jemand geht mit einem Koffer Bargeld in eine Bank, zack, zack, und spaziert wieder raus. Die Bänder aus den Überwachungskameras wurden gelöscht. Aber Interpol konnte den Bankangestellten ausfindig machen, der das Konto angelegt hat. Seine Beschreibung des Kunden: männlich, Engländer, falscher Name.«

»Lassen Schweizer Banken sich denn keinen gültigen Ausweis vorlegen?«, ereifert sich Gerard.

»Doch. Und der heißt Geld. Das war der erste Teil der schlechten Nachricht. Der zweite Teil lautet: Lyle Samuelson

wurde im September, kurz vor dem Ausbruch, in Massachusetts ermordet. In seinem Haus im Wald.«

Gerard schließt die Augen.

»Und keiner weiß, wer ihn ermordet hat, richtig?«

»Sie können ja Gedanken lesen«, erwidert Raines. »Damit kommen Sie ins Fernsehen.«

Der Himmel wirkt blauer ohne Kondensstreifen. Die Luft ist klarer ohne Autos auf den Straßen.

Endlich, eine Stunde später, hat Gerard Marisa am Apparat. Sie wirkt erschöpft und wie unter Schock.

»Alice hatte einen Schlaganfall, Greg. Sie lebt zwar noch, aber es geht ihr sehr schlecht. Dr. Neuman aus der Jennifer Street ist rübergekommen. Er hat aber keine Medikamente mehr. Er meint, sie wird die Nacht nicht überleben.«

Marisa klingt, als wäre sie den Tränen nahe.

Alice, denkt er, voller Trauer über das zunehmende Leid überall. Er erinnert sich daran, wie die alte Dame auf seine Kinder aufgepasst hat, als sie noch klein waren. Wie sie für das jährliche Straßenfest immer Blaubeermuffins gebacken hat.

Ich werde beim FBI anrufen und denen sagen, wonach sie in Massachusetts suchen sollen. Ich habe genug getan. Meine Familie braucht mich jetzt.

»Ich komme nach Hause, Marisa.«

»Kommt gar nicht in Frage! Und soll ich dir sagen, warum? Uberall auf der Welt rennen Experten und Politiker rum und richten nichts aus«, sagt sie. »Ich liebe dich. Wir alle lieben dich. Aber du hast den Träger gefunden. Also wag es jetzt bloß nicht, frühzeitig nach Hause zu kommen.«

»Danke«, sagt er, während er eine Träne wegblinzelt. Draußen wird es dunkel.

»Vernichte die verdammte Bazille, Greg«, beschwört ihn seine Frau. »Vernichte das Biest und komm *dann* nach Hause.«

Um ihn herum ist es stiller als auf dem letzten Flug. Die Leute sind in Gedanken versunken, starren aus den Fenstern. Der Verizon-Angestellte entschuldigt sich gerade telefonisch bei seinem Sohn dafür, dass er dessen Hochzeit verpasst hat. Alle hasten irgendwelchen Ereignissen hinterher, entschuldigen sich, stellen Dinge klar.

Und als Gerard Colonel Novak erreicht und sich bei ihr dafür bedankt, dass sie ihm das Leben gerettet hat, stellt auch sie etwas klar.

»Du hattest recht mit deiner Vermutung, warum ich zu dir nach Hause gekommen bin, Greg.«

»Das musst du nicht sagen.«

»Doch. Ich hatte Gefühle für dich. Ich dachte, wenn ich erst deine Familie kennenlerne, würden sie sich wieder legen. Und es hat mich geärgert, dass du mich sofort durchschaut hast.«

»Es ist ja nicht so, als hätte ich keine Gefühle für dich gehabt. Hör zu, ich möchte mich richtig ausdrücken, damit du mich nicht falsch verstehst. Ich liebe meine Familie. Meine Frau und meine Kinder sind mir das Wichtigste auf der Welt. Aber wenn ich ungebunden wäre ...«

»Ja, ja ... ich weiß. Ehrlichkeit kann auch ein Fluch sein.«

Er holt tief Luft, während er sich vorstellt, dass Lewis Stokes sich irgendwo herumtreibt. »Theresa, ich habe eine Bitte. Kannst du meine Familie in Fort Detrick oder in Zone A unterbringen?«

Schweigen.

»Nicht mich, nur die drei«, sagt er, denn sobald er wieder in Washington ist, wird er in die Marion Street gehen und seinen Nachbarn zur Seite stehen. Aber er muss für die Sicherheit von Marisa und den Kindern sorgen.

Bestimmt denkt sie, ich hätte nur Angst um mich selbst. Dass ich meine Gefühle ihr gegenüber erfunden habe, damit sie mir einen Gefallen tut.

Aber Theresa seufzt nur. »Ich wünschte, ich könnte. Aber die Zonen werden aufgegeben, die ganze Aktion war eine einzige Katastrophe. Sie hat mehr Probleme geschaffen als gelöst. Der Präsident wird die Entscheidung morgen bekannt geben. Jetzt sitzen wir alle im selben Boot. Und das sinkt ziemlich schnell.«

7. Dezember. 14 Uhr. 40 Tage nach dem Ausbruch.

Turbulenzen reißen ihn aus dem Schlaf, und er hört den Piloten ankündigen, dass sie Albany — Gerards Ziel — überfliegen werden. Am Flughafen herrsche dichtes Schneetreiben, und die Enteisungsmaschinen funktionierten nicht, weil das Schmieröl kontaminiert sei, erklärt der Pilot. Selbst wenn ihm eine Landung gelänge, könnte das Flugzeug anschließend nicht wieder starten.

Ich muss unbedingt hier runter. Uns läuft die Zeit davon.

Gerard löst den Sicherheitsgurt und wankt in Richtung Cockpit, ohne sich um die Stewardessen zu kümmern, die ihn anweisen, sich wieder hinzusetzen. Um nicht umzufallen, muss er sich an den Sitzen festhalten. Als er gegen die Tür zum Cockpit hämmern will, stehen ein paar bullige Militärtypen auf, um ihn von der Tür zu entfernen.

Gerard präsentiert ihnen seinen Wunder wirkenden Dienstausweis.

»Setzen Sie sich, Gentlemen«, sagt er. »Wenn Sie mich nicht loslassen, werde ich Sie bei der nächsten Landung verhaften lassen.«

Das Flugzeug legt sich in die Kurve und dreht nach Osten in Richtung Boston ab. Als die Tür zum Cockpit sich öffnet, sieht Gerard sich zwei wütenden Piloten gegenüber, die noch wütender werden, als er ihnen befiehlt umzukehren.

»Es interessiert mich nicht, was auf Ihrem Ausweis steht,

Commander Gerard. In diesem Flugzeug gelten meine Anweisungen«, erklärt ihm der Captain. »Ich werde nicht Ihretwegen unser aller Leben aufs Spiel setzen.«

Von einer Wolkenwand wird das Licht der Scheinwerfer ins Cockpit reflektiert. Auf dem Radarschirm erscheint ein roter sichelförmiger Bogen. Warntöne schrillen durch das Cockpit. Dem Captain steht der Schweiß auf der Stirn.

»Kehren Sie zurück auf Ihren Platz, oder ich lasse Ihnen Handschellen anlegen.«

Das hatte ich gestern schon.

»Der Mann, der die Ölmikrobe in die Welt gesetzt hat, befindet sich da unten«, sagt Gerard mit Nachdruck. »Verstehen Sie? Wir glauben, dass wir den Typen, der das Zeug hergestellt hat, gefunden haben, und zwar *da unten.«* Er zeigt in Richtung Erde. »Und nicht in Boston. Wollen Sie mir immer noch Handschellen anlegen? Bitte sehr.«

Der Captain schaut seinen Copiloten an. »So eine Scheiße«, sagt er.

Die Hauptstadt des Bundesstaates New York wirkt wie eine seltsame Mischung aus erster und dritter Welt, als sie die Wolkendecke durchbrechen. Die Innenstadt - zweifellos Zone A - ist hell erleuchtet. Der Rest der Stadt liegt im Dunkeln, nur hier und da sind Feuer zu sehen. Lodernder Müll. Brennende Häuser. Eine riesige Feuersbrunst — vielleicht eine Fabrik - am Ufer des Hudson.

»Halten Sie sich gut fest. Das könnte eine holprige Landung werden.«

Die Räder setzen mit einem heftigen Ruck auf dem Boden auf Das Flugzeug bricht aus, fängt sich jedoch wieder. Durch das Fenster sieht Gerard die Lichter der Pistenbefeuerung vorüberhuschen. Der Sturm fegt in den Innenraum des Flugzeugs, als die Stewardessen die Türen öffnen. »Ich kann nur für Sie hoffen, dass Sie richtig liegen«, knurrt der Captain, als Gerard auf die tragbare Treppe tritt. Die hydrau-

lischen Gangways funktionieren nicht, da auch bei ihnen das Schmieröl kontaminiert ist. Eine einzelne Gestalt in einem Parka mit Kapuze wartet am Fuß der Treppe und blickt im heftigen Schneetreiben nach oben.

»Commander Greg Gerard? Ich bin Patricia Saiko, FBI-Büro Albany.«

Die mittelgroße, schlanke Frau mustert ihn mit ihren dunklen, asiatischen Augen unter der Kapuze hervor. Als sie im Terminal die Kapuze herunterschlägt, kommt ein schmales, intelligentes Gesicht zum Vorschein. Ihr Haar ist schwarz und kinnlang. Sie ist für einen Marsch durch den Wald gekleidet, ebenso wie ein halbes Dutzend Leute, dem Aussehen nach zu urteilen alles Wissenschaftler, die an langen Klapptischen sitzen und Sandwiches verschlingen. Auf dem Teppichboden im Terminal liegen Schlafsäcke ausgebreitet.

»Beim ersten Tageslicht brechen wir nach Massachusetts auf«, sagt Patricia Saiko, als befänden sie sich im von Kriegswirren zerrissenen Somalia. »Zu unserer Gruppe gehören fünf FBI-Leute und die besten Experten, die wir flir Sie in der kurzen Zeit zusammentrommeln konnten. Ein Mikrobiologe von der Umweltschutzbehörde. Ein Spezialist für Giftstoffe. Ein DNA-Experte von der State University New York. Lebensmittel und Gerätschaften werden wir auf Schlitten und Schneemobilen transportieren. Abseits der Interstate sind die Straßen nicht geräumt. — Wollen Sie nicht etwas essen?«

»Wir brechen sofort auf«, sagt Gerard.

Agent Saiko lächelt ihn auf eine Weise an, die ihm zu verstehen gibt, dass ihr zwar sein Tatendrang gefällt, sie hier aber immer noch das Sagen hat. »Trinken Sie einen Kaffee.«

»Ich brauche keinen Kaffee.«

»O doch, den brauchen Sie. Mir ist die Bedeutung dieses Einsatzes bewusst, aber im Dunkeln loszugehen ist zu riskant. Die Straßen sind nicht sicher, und ich musste den

Begleitschutz auf fünf Mann beschränken, damit Ihre Leute mitkommen können. Falls irgendwas schiefgeht, sind wir auf uns selbst gestellt, verstehen Sie? Gehen Sie da rüber und machen Sie sich mit den Experten bekannt. Essen Sie ein Thunfischsandwich.«

»Wir sollen also bis Tagesanbruch hier rumsitzen und Zeit vergeuden?«

»Das da draußen ist keine Stadt. Man kann nie wissen, was einen erwartet. Wir sorgen nur dafür, dass Sie diesen Einsatz nicht mit Ihrem Leben bezahlen, Commander. Ich habe von dem Hinterhalt in Nevada gehört. Ich dachte, Sie hätten daraus vielleicht gelernt, dass es nicht immer klug ist, sofort loszurasen.«

Nur eine Spur auf der Interstate 90 ist geräumt, zu beiden Seiten flankiert von Schneewehen, die immer höher werden, je weiter sie nach Osten vordringen. Gerard sitzt im Landrover neben Patricia Saiko, die die ganze Zeit über Funkkontakt mit Militärposten entlang der Straße hält. Mautstationen dienen als Minicamps für Soldaten. Die Schneewehen sind über anderthalb Meter hoch. Die Landrover ziehen flache Anhänger, die mit Schneemobilen und Lastschlitten beladen sind.

Ich weiß noch, wie wir mit den Kindern einmal über Weihnachten in die Berkshires gefahren sind, denkt Gerard. *Wir haben uns ins Revere Inn in Lenox einquartiert. Auf dem Mount Greylock haben wir Skilanglauf gemacht, und in Great Barrington waren wir in guten Restaurants essen. Annie war total begeistert vom Norman Rockwell Museum und dem Geburtshaus von Herman Melville.*

Er hat die Experten über die Situation unterrichtet und ihnen erklärt, dass sie zu einem Haus im Wald fahren und es von oben bis unten auseinandernehmen werden, auf der Suche nach Forschungsberichten, Notizen, Unterlagen, Fotos, Querverweisen, Videos, CDs oder Büchern, die in irgend-

einer Weise, und sei es noch so weit hergeholt, mit Delta-3 zu tun haben könnten.

In unseren weißen Tarnparkas sehen wir aus wie Schneesoldaten.

Auch bei Einsätzen in zentralafrikanischen Katastrophengebieten war er immer in Begleitung von Soldaten. Nur dass sie in Afrika nicht an fröhlichen Werbeplakaten für das Skihotel Butternut oder die Boston Symphony in Tanglewood vorbeifuhren. Die Raststätten am Highway wirken jetzt wie winzige Geisterstädte. Der Himmel über den Berkshires ist grau.

Die Landrover halten an der Ausfahrt 2, die nicht geräumt ist. Gerard sieht zu, wie die FBI-Leute ihre Zweitakt-Schneemobile und die Schlitten von den Anhängern laden.

»Die Lebensmittellieferungen in diesen Teil von Massachusetts wurden vor einem Monat eingestellt«, sagt Patricia Saiko, während sie ihre M-16 überprüft. »Es schneit jetzt schon seit Tagen. Es gibt unbestätigte Berichte von Überfällen aus dem Hinterhalt und … sagen wir mal … fantasievollen Speiseplänen.«

Erschüttert lässt Gerard seinen Blick über die stille Landschaft schweifen. Kurz zuvor hatte sie ihn noch an eine Radierung von Currier & Ives erinnert. Täler. Friedliche Städte. New-England-Wälder. Schnee.

»Ich sagte, unbestätigte Berichte«, bemerkt Patricia Saiko und bedeutet allen, ihre zugewiesenen Plätze einzunehmen. Der Konvoi windet sich die Ausfahrt hinunter, zwischen den leeren Mauthäuschen hindurch und vorbei an einer Werbetafel des Kiwanis-Clubs in Richtung des Städtchens Lee.

Lee wirkt verlassen. Nirgendwo steigt Rauch aus den Kaminen. In den kahlen Bäumen hocken keine Vögel. Es ist wie ein winterliches Diorama, aus dem ein New-England-Kirchturm ragt.

Gerard fragt sich, ob sie von hungernden Menschen be-

obachtet werden. In der stillen Weite, in der es keinerlei motorisierten Verkehr mehr gibt, ist selbst das gedämpfte Geräusch der Schneemobile über Meilen hinweg zu hören, so dass jedes Lebewesen schon von weitem über ihr Näherkommen informiert wird.

»Ich sorge dafür, dass Sie sicher ans Ziel gelangen, Commander«, vernimmt Gerard über seine Kopfhörer Agent Saikos grimmige Stimme. »Verlassen Sie sich drauf.«

19. KAPITEL

7. Dezember. Nachmittag. 40 Tage nach dem Ausbruch.

Die Massachusetts Route 20 — normalerweise eine zweispurige Landstraße — ist unter einer so hohen Schneedecke begraben, dass die Tempolimitschilder ein paar Zentimeter über der weißen Oberfläche zu schweben scheinen. Sie fahren an Sekundärwäldern, Granitausschlüssen und Hochmooren vorbei. Nach den Hinweisschildern am Eingang der Städtchen zu urteilen, die sie passieren, macht der Konvoi eine Reise in die Vergangenheit: Soeben haben sie Lee hinter sich gelassen, gegründet 1777, und fahren jetzt durch Beck, gegründet 1765.

»Alle mal herhören«, vernimmt Gerard die Stimme von Agentin Saiko, die vorn in seinem Schlitten sitzt, über sein Earpiece. »Laut Landkarte liegt die George Carter Road ungefähr zwölf Kilometer von Lee entfernt, wir müssten also ziemlich nah dran sein.«

Auf einem zugefrorenen See sieht er Eisangler mit Gewehren über der Schulter. Aus dem Kamin eines weißen Holzhauses steigt Rauch auf. In einem überfrorenen Sumpf hält ein Mann mit Kapuze und Fernglas nach etwas Ausschau. Gerard erkennt, dass es sich bei den Schneehaufen um eine demolierte Scheune herum um Autowracks handelt, die wohl einen Schutzwall bilden sollten. Offensichtlich hat es nicht funktioniert.

Die Stimme in seinem Earpiece sagt: »Wir suchen nach einem Schild: Jacob's Pillow Dance Festival.«

Er zuckt zusammen, als ihm einfällt, dass er das mitten

im Wald gelegene Festgelände — ein nationales historisches Wahrzeichen — und die Freilichtbühne einmal mit seiner Familie besucht hat. *Die Bäume waren voller Laub, und wir haben israelische Tänzer auf der Bühne gesehen.*

Saiko warnt: »Stehen Sie in Ihren Schlitten auf keinen Fall auf.«

Gerard erinnert sich. Er ist Medizinstudent und liegt nach einem Saufgelage am Samstagabend schlafend im Bett. Lautes Pochen an seiner Tür reißt ihn aus dem Schlaf. Als er aufmacht, steht Dr. Larch auf dem Flur, in einem tropfnassen Regenmantel und mit Gummiüberschuhen.

»Ich brauche Hilfe«, sagt Larch.

Zehn Minuten später fahren sie über die Key Bridge nach Roslyn hinein, während Gerard sich mit dampfendem Kaffee stärkt. Die Scheibenwischer quietschen. Larch sitzt übers Steuerrad gebeugt und späht in den strömenden Frühlingsregen hinaus.

»Er heißt Firoz Kaschoggi«, sagt Larch. »Er war Leiter des iranischen Biowaffenlabors in Teheran. Er hat sich ein Haus in Reston gemietet. Seitdem hat er versucht, sich Komponenten für Anthraxerreger und Pilzkulturen für die Herstellung von T-2 Mycotoxin zu beschaffen. Das FBI ist auf der Suche nach seinem Wohnsitz und hat das CDC um Unterstützung gebeten.«

»Wonach genau suchen wir eigentlich?«, fragt Gerard aufgeregt und kämpft gegen seine Kopfschmerzen an. Larch hat ihm schon öfter erzählt, dass er hin und wieder fürs FBI tätig ist, aber er hat Gerard noch nie zu einem solchen Einsatz mitgenommen.

»Aufzeichnungen. Komponenten. Proben.«

Gerards Begeisterung lässt nach, als er erfährt, dass das FBI sich nicht sicher ist, ob dieser Firoz in Reston derjenige ist, den sie suchen. Es leben noch zweihundert weitere Personen namens Firoz Kaschoggi in den USA, sagt Larch.

»Und deren Wohnsitze werden alle durchsucht?«

»Ich nehme es an.«

Gerards Stimmung verschlechtert sich weiter, als er hört, dass das Haus in Reston schon seit Stunden von zwanzig Katastrophenschutzexperten unterschiedlicher Dienststellen durchkämmt wird.

»Wozu brauchen die uns dann noch?«

»Fürs Protokoll«, erwidert Larch, während er von der Route 267 abfährt. Vororte markieren die jahrzehntelange Ausdehnung der Hauptstadt in Richtung Dulles Airport. Sie passieren Erschließungsgebiete, Einkaufszentren und Bürokomplexe. Gleichförmige Fertighaus-Villen werden von Großkinos und Fastfood-Restaurants abgelöst.

In der Sackgasse, in die Larch einbiegt, stehen reihenweise schwarze Fords am Straßenrand. Alle Fenster von Kaschoggis einstöckigem Holzhaus sind erleuchtet. Der Verdächtige ist jedoch nicht zu Hause. Bis er die Haustür erreicht, ist Gerard schon völlig durchnässt. Drinnen stolpert er mit einer Atemschutzmaske durch die Räume, stößt überall mit anderen Ermittlern zusammen und öffnet Schubladen, die bereits durchsucht wurden.

Larch gähnt. »Ich setze mich ein Weilchen aufs Sofa. Ich bin müde.«

Gerard schwitzt, und sein Gesicht juckt unter der Gasmaske. Ihm ist klar, dass der nicht mehr ganz junge Larch ihn mitgebracht hat, damit er ihm die Arbeit abnimmt. Eine Stunde lang geht er sorgfältig Kaschoggis Arbeitszimmer durch, sieht hinter Bildern an der Wand und unter dem Teppichboden nach, durchsucht den schweren Eichenholzschreibtisch.

»Gut möglich, dass der Typ, der hier wohnt, der Falsche ist«, sagt er zu Larch.

»Wahrscheinlich haben Sie recht.«

Notfalleinsätze werden zunehmend zu einem bürokra-

tischen Akt. Schon bald verkünden die anderen Ermittler, dass sie Feierabend machen, Larch und Gerard könnten aber noch bleiben, wenn sie wollen.

»Das ist lächerlich«, faucht Gerard.

Larch entschuldigt sich für seinen Mitarbeiter, geht mit Gerard zum Auto, macht wieder kehrt und führt ihn zurück ins Haus, diesmal in die Vorratskammer. Die hat Gerard schon durchsucht. Larch zieht eine Plastiktüte aus einem Regal hervor.

»Was ist das, Greg?«

»Limabohnen.« Mürrisch liest Gerard das Etikett, aber dann beginnt er zu begreifen. O *Scheiße,* denkt er.

Larch öffnet die Tüte. »Sehen die hier etwa aus wie Limabohnen?«

Gerard bricht der Schweiß aus. Larch unterzieht ihn mal wieder einem seiner endlosen Tests. Später wird er erfahren, dass die »Agenten« freiwillige Helfer vom CDC waren und das Haus einem mit Larch befreundeten Epidemiologen gehört. Den ganzen Tag lang sind Auszubildende vom CDC hier durch die Prüfung gefallen.

Gerard schnüffelt am Inhalt der Tüte. »Das sind Rizinussamen.«

»Und die produzieren was?«

»Das tödliche Toxin Ricin.«

»Was haben Sie also heute Nacht gelernt, Greg?«

»Dass ich, wenn man mir eine Aufgabe zuteilt, die ich für sinnlos halte, noch gründlicher als gewöhnlich vorgehen muss.«

»Sonst noch was?« Larch gähnt und streckt sich. Es dämmert bereits.

»Dass Notfälle nach ihrem eigenen Zeitplan eintreten, nicht nach meinem.«

»Falls Ihnen noch was einfällt, halten Sie nicht damit hinterm Berg.«

»Sie haben gesagt, wir würden nach Pilzkulturen suchen, haben hier aber etwas ganz anderes versteckt. Ich habe nach nichts anderem gesucht.«

Und jetzt, Jahre später, bewegt sich der Konvoi durch leichten, windstillen Schneefall. Die Flocken fühlen sich an Gerards Gesicht an wie winzige Federn. Niemand sagt etwas.

Vor ihnen taucht das Schild auf: JACOB'S PILLOW DANCE FESTIVAL.

Sie biegen in eine schmale Waldstraße ein und fahren noch einen halben Kilometer weiter.

»Umgestürzte Bäume voraus!«, ertönt Saikos nervöse Stimme im Earpiece.

Sie halten vor zwei dicken Baumstämmen, die nebeneinander quer über der Straße liegen. »Hinterhalt«, sagt einer der FBI-Leute. »Schnell. Wir müssen diese Baumstämme aus dem Weg räumen.«

Der Wald ist so dicht, dass sie nicht ausweichen können. Auf der Landkarte ist kein anderer Weg zu Samuelsons Haus verzeichnet. Während zwei nervöse FBI-Leute Wache halten, hilft Gerard dabei, schwere Ketten an den Baumstämmen zu befestigen. Jenseits der Barrikade sind die hölzernen Bungalows des Festivalgeländes zu erkennen. Gerard erinnert sich daran, dass er mit seiner Familie die Tanzstudios besichtigt hat, auch das Archiv, die Verwaltung und ein in einer alten Scheune untergebrachtes Theater.

»Hier wird irgendwo Fleisch gebraten«, sagt Gerard, als ihm der Geruch in die Nase steigt.

Der Duft ist verlockend. Sie sind gleich so weit, dass sie die Baumstämme wegrücken können. Gerard fühlt sich ungeschützt. Plötzlich ertönt über Megafon eine Stimme aus dem Wald. »Keine Bewegung! Hier spricht die Polizei! Legen Sie Ihre Waffen weg und heben Sie die Hände über den Kopf.«

Die FBI-Leute, in Richtung Wald gewandt, bleiben in Stellung, die Waffen im Anschlag.

»Ruhig bleiben und nicht bewegen«, befiehlt Saiko. »Aber legen Sie die Waffen nicht weg.« Sie hebt die Arme und ruft: »FBI! Wir versuchen, ein Haus zu erreichen, das an diesem Weg liegt, um eine wichtige Spur zu überprüfen, die uns zu Delta-3 fuhren könnte.«

Mit angehaltenem Atem späht Gerard in den Wald, kann jedoch nichts erkennen. Er ist voller Bewunderung, wie Saiko die Ruhe bewahrt.

Einer der Forscher in den Schlitten fängt an zu jammern.

»Was grillen die da? Das ist Fleisch! Woher haben die das? O Gott! Die Gerüchte sind wahr!«

»Wenn Sie vom FBI sind«, dröhnt die Stimme vonjenseits der Bäume, »dann beweisen Sie es!«

Agentin Saiko klettert aufeine Schneewehe, ihren Dienstausweis in der hochgereckten Hand, und geht in den Wald hinein. Gerard hört ihre Schritte im Schnee knirschen. Dann ertönt Saikos Stimme über das Megafon. Sie weist ihre Agenten an, die Waffen zu senken.

Kurz darauf kommt sie zurück, begleitet von einem dicken Mann in einem orangefarbenen Jägeranorak, der eine Schrotflinte über der Schulter trägt. Der Mann, den Gerard auf etwa fünfzig schätzt, hilft Saiko über die Schneewehe. Als er näher kommt, erkennt Gerard an der Schulter des Anoraks das blaue Logo des medizinischen Notdienstes EMS.

»Ich bin Alvin Natkin, Leiter der Ambulanz in Becket«, erklärt der Mann, der plötzlich redselig und hilfsbereit ist, als sei es ihm peinlich, sich als Polizist ausgegeben zu haben. »Wir wohnenjetzt alle aufdem Festivalgelände und wechseln uns mit der Bewachung der Wegsperrung ab. Ich führe Sie zu Lyles Haus, wenn Sie wollen. Es gibt einen Waldweg, aber den muss man kennen. Geben Sie mir einen Moment

Zeit, damit ich Ablösung herbestellen kann. Sie sagten, Lyles Arbeit könnte Ihnen helfen, Delta-3 zu identifizieren?«

Patricia Saiko scheint es zu widerstreben, sich einem Fremden anzuvertrauen. Als sie sich auf den Weg machen, halten die FBI-Leute ihre Waffen bereit. Doch zumindest hat der Wissenschaftler sein Gejammer eingestellt.

Zwanzig Minuten später steht Gerard in Samuelsons verwüstetem Haus, das einige Kilometer weiter an derselben schmalen Straße liegt wie das Festivalgelände. Sämtliche Schubladen sind herausgerissen, alle Fenster eingeschlagen, die Schränke sind leer und die Sofas aufgeschlitzt. Schnee weht herein.

Die Haustür stand offen, als wir ankamen. So viel zum Thema: An einem Tatort bloß nichts anfassen.

»Ist das passiert, als Samuelson ermordet wurde?«

»Nein, das waren Plünderer«, sagt Alvin Natkin.

Hier liegt mehr Schnee als sonst überall, auch die Schneewehen sind höher. Die Oberlichter sind zugeschneit und es gibt keinen Strom. Im Schein von Gerards starker Taschenlampe zeigt ein Thermometer 0 Grad an. Im Wohnzimmer sind überall Spuren von kleinen Tieren zu erkennen.

»Marder, Waschbären, Mäuse«, sagt Natkin.

Werde ich in diesem Chaos wirklich irgendetwas Brauchbares finden?

Sofort meldet sich Dr. Larchs Stimme: »Vielleicht würden Sie lieber aufgeben und nach Hause fahren«, zieht sie ihn auf.

Im Erdgeschoss befinden sich ein Wohnzimmer — der größte Raum -, eine Küche und ein Schlafzimmer. Den ersten Stock bilden zwei kleinere Räume - ein Arbeitszimmer und ein Fernsehzimmer — sowie ein Balkon. Die Kajaks hat Samuelson offenbar im Keller hergestellt. Hier unten liegen halbfertige Rahmen auf Böcken, an einer Wand steht ein

langer Arbeitstisch mit Werkzeugen, Chemikalien und Bauplänen.

»Durchsuchen Sie jeden Zentimeter«, fordert Gerard die Wissenschaftler auf, während die FBI-Leute draußen Wache halten.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragt Natkin, der aufrichtig wirkt.

»Erzählen Sie mir von Lyle.«

»Er war mit meiner Schwester verheiratet, aber die hat sich von ihm getrennt. Er war ein anständiger Kerl, musste aber herbe Schicksalsschläge einstecken. Er hat seine Arbeit geliebt, aber bei Cougar Energy gab's irgendwelche Probleme. Mit den Kajaks hat er zwar nie viel Geld verdient, aber zumindest endlich Anerkennung gefunden.«

»Ziemlich unglücklicher Typ, was?«

Natkin seufzt. »Ich würde eher sagen, desillusioniert. Das kennen wir doch alle: Als junger Mensch glaubt man, dass es sich irgendwann auszahlt, wenn man hart arbeitet und sich an die Regeln hält. Wenn man dann älter wird, stellt man fest, dass nicht alles so läuft, wie man es sich erträumt hat. Lyle konnte sich damit nie abfinden. An der Uni hat er gebüffelt wie ein Irrer, aber die Stipendien gingen an die Studenten mit den richtigen Beziehungen. Er war ein guter Ehemann, nur leider hat sich meine Schwester in einen anderen verliebt. Als er aus Nevada zurückkam, war er völlig verbittert. Geredet hat er nicht darüber, sondern sich stattdessen in die Arbeit an den Kajaks gestürzt. Durch und durch der detailversessene Tüftler.«

»Könnten Sie sich vorstellen, dass er Delta-3 entwickelt hat?«

Natkin ist schockiert. »*Entwickelt?* Ich dachte, Sie hätten gesagt, seine Arbeit könnte Ihnen helfen, es zu *identifizieren.«*

»Womöglich hat er die Mikrobe entwickelt, ohne zu

ahnen, dass sie mal auf diese Weise zum Einsatz kommen könnte«, sagt Gerard hastig, um sich die Hilfsbereitschaft des Mannes nicht zu verscherzen.

Natkin wird wütend. »Und darauf vergeuden Sie die Arbeitskraft von so vielen Leuten? Kein Wunder, dass die Homeland Security nicht mal ihren eigenen Arsch findet. Kein Wunder, dass das ganze Land zum Teufel geht.«

Er schnaubt verächtlich.

Dann sagt er: »Ich kannte Lyle schon, als er sechs Jahre alt war.«

Gerard nimmt sich als Erstes das Arbeitszimmer vor. Papier knistert unter seinen Füßen, während er sich mitten im Zimmer um sich selbst dreht. Die Plünderer haben den Flachbildfernseher und den Laptop dagelassen, aber alles andere komplett auseinandergenommen. Haben sie nach Lebensmitteln gesucht? Oder nach Beweisen für Delta-3? Der Strahl der Taschenlampe beleuchtet eine Reihe von Unterwasserfotos, die an den holzverkleideten Wänden hängen. Ein bärtiges Gesicht lugt durch das Bullauge eines Tiefseetauchboots. Ein riesiger Anglerfisch mit einem Leuchtorgan oberhalb des Mauls. Aus dem Meeresgrund sprießt ein unterseeischer Strauß weißer Röhren — gespenstisch, mit blutroten Kiemen, ihre Bewegungen wegen der Strömung synchron. Schwarzer Rauch quillt im Wasser nach oben.

Ist das Öl?

Gerard hebt die Papiere auf, überfliegt sie nacheinander. Es handelt sich um Rechnungen für Kajaks, Entwürfe, Kataloge, E-Mails von anderen Kajakherstellern. Die unglaubliche Detailgenauigkeit bestätigt, dass Samuelson von einem geradezu neurotischen Perfektionismus besessen war. Auf allen Papieren finden sich Randbemerkungen - Notizen, Querverweise, Preise, Hinweise auf Holztypen.

Nichts, was mit Öl zu tun hat.

Etwas Wichtiges, wenn es denn hier war; hätte er nicht einfach irgendwo herumliegen lassen.

In den Aktenschränken findet Gerard Kontoauszüge, Krankenkassenunterlagen, eine Akte mit Wertpapieren, eine mit Plänen für die Renovierung des Badezimmers, auch hier sämtliche Ränder mit Notizen bekritzelt.

Nichts, was mit Öl zu tun hat.

Samuelsons durch den Rauch nur vage zu erkennendes Gesicht schaut ihn aus dem Bullauge an. Gerard fragt den Mann auf dem Foto: »Hast du wirklich etwas über Delta-3 gewusst, oder bist du bloß ein unschuldiger Pechvogel, der zu tief getaucht ist und sich die Taucherkrankheit zugezogen hat?«

Gerard schaltet den Laptop ein und atmet erleichtert auf, als er feststellt, dass der Akku noch funktioniert. Ein Kajak gleitet über den Bildschirm. Mit ein paar Mausklicks verschafft Gerard sich Zugang zu den Dateien auf der Festplatte und öffnet sie nacheinander. Auch hier zeigt sich Samuelsons fanatische Detailversessenheit bei allem, was ihn interessierte. Schneeschuhe. Studien über Öl zersetzende Bakterien, die zur Reinigung auf antarktischen Bohrstationen eingesetzt wurden. Ein Aufsatz, den er während seiner Zeit bei Cougar Energy zum Thema »Entwicklung von Bakteriziden für die Desinfizierung von Ölquellen und Pipelines« geschrieben hat.

Wenn das Tiefseetauchen seine große Leidenschaft war, wieso findet sich dann hier nichts über Tiefseebakterien? Warum nichts über das Tauchen? Hat er das Interesse daran verloren?

Um zweiundzwanzig Uhr machen sie frustriert Schluss. Die Temperatur in Samuelsons Haus ist auf minus sieben Grad gesunken.

»Kommen Sie mit aufs Festivalgelände«, sagt Natkin, als versuchte er, sie mit Freundlichkeit von Samuelsons Unschuld zu überzeugen. »Wir haben gestern Abend einen

Elch geschossen. Es gibt genug zu essen. Sie können in den Unterkünften für die Tänzer übernachten. Da ist es wärmer als im Zelt.«

Das Festivalgelände wird gemeinschaftlich genutzt. Im Speisesaal brennt ein Feuer im Holzofen, dadurch ist es angenehm warm. Die Leute wirken freundlich, und in persönlichen Gesprächen erfährt Gerard, dass sie normalerweise in Holzhäusern wohnen, die untereinander durch ein Netzwerk von Waldwegen verbunden sind. Die Küche, in der im Sommer Mahlzeiten für hundert Studenten und Angestellte zubereitet werden, duftet nach gebratenem Elchfleisch.

»Wir gehen zum Eisangeln auf den See«, erklärt Alvin Natkin, als sie sich zum Essen an den Tisch setzen. »Wir haben ein paar Hirsche und wilde Truthähne geschossen. Chuck James besitzt eine Hühnerfarm und er hat sein ganzes Geflügel hergeholt. Und neulich hatten wir Glück, als ein Lastwagen mit Lebensmitteln auf der Route 20 liegengeblieben ist. Wir haben ungefähr viertausend Päckchen Spalterbsen draußen im Schnee eingefroren. Wir verfugen über Propangas und Strom. Solange uns keine Fremden dazwischenfunken, kommen wir zurecht.«

Das Kameradschaftsgefühl erinnert Gerard an die Marion Street. Dampfendes Essen wird aus der Küche gebracht und auf lange Tische gestellt. »Wir haben von Anfang an Glück gehabt«, fährt Natkin fort. »Ella, die das Festival organisiert, hat ihre Türen für die Nachbarn geöffnet. Wir haben per Abstimmung beschlossen, Fremde reinzulassen, wenn sie nützliche Fähigkeiten besitzen.« Er macht eine Geste, die den ganzen Raum einschließt, wo Männer, Frauen und Kinder miteinander plaudern und lachen, während sie in aller Ruhe ihr Abendessen verzehren, ein Anzeichen dafür, dass sie wohlgenährt sind. Niemand nimmt mehr, als er braucht. Niemand stört sich an Gerard und seinen Leuten.

»Joe ist Bauunternehmer und Jäger. Er hat uns das Propangas besorgt. Josh kommt aus Pittsfield, er ist Mechaniker, der sich auch mit dem Schlachten auskennt. Liz Neering ist Computerexpertin. Mit Hilfe von Fahrraddynamos hat sie unsere Handys wieder aufgeladen, damit wir telefonieren können — das heißt, wenn wir ein Netz kriegen. Zum Glück haben wir an der Straße eine Funkstation. Und ich bin ausgebildeter Rettungssanitäter.«

»Und was ist, wenn jemand keine nützlichen Fähigkeiten besitzt und trotzdem hier wohnen möchte?«, will Gerard wissen.

Natkin sieht ihn betrübt an. »Deswegen haben wir die Straßensperren errichtet. Man versucht, das Richtige zu tun, aber man muss Prioritäten setzen. Wer keine nützliche Fähigkeit besitzt, wird weggeschickt. Manche versuchen es ein zweites Mal, aber es ist zwecklos.«

8. Dezember. 41 Tage nach dem Ausbruch.

Am nächsten Morgen nimmt Gerard sich in Samuelsons Haus die Bücherregale vor. Er ermahnt sich, langsam vorzugehen. Er findet mehrere Bücher über Lebensformen in der Tiefsee, zerlesene Wälzer mit Teeflecken und Unterstreichungen in verschiedenen Farben. Bestimmte Passagen hat Samuelson offensichtlich immer wieder studiert.

In einem Buch mit dem schlichten Titel *Unten* überfliegt Gerard einen Abschnitt, in dem der Autor behauptet, kürzlich entdeckte Mikroben ließen auf einen unermesslichen Reichtum an Lebensformen in der Tiefsee schließen.

In einer Sammlung über Erdwissenschaft liest er im Schein seiner Taschenlampe einen Aufsatz von einem russischen Wissenschaftler namens N. A. Kudriawtschew mit dem Titel »Theorie über die Entstehung von Ol und Gas«. Der Russe

argumentiert, dass es sich bei Öl und Gas *nicht*, wie allgemein angenommen, um die Überreste prähistorischer Pflanzen und Tiere handelt, sondern um ein Nebenprodukt von Kohlenwasserstoff fressenden Bakterien, die unter der Erde leben. »Das Leben auf unserem Planeten hat in der Tiefe angefangen und ist allmählich an die Oberfläche gewandert, nicht umgekehrt«, schreibt er.

An den Rand hat Samuelson gekritzelt: *Richtig!!!*

Gerard blättert in *Die Mikrobiologie der Tiefseeschlote* von David Karl und in einer Mappe mit einer Sammlung loser Aufsätze mit Titeln wie »Ölvorkommen im Kreide-Tertiärbecken von West-Grönland«, »Verbindungen zwischen Bakterien auf dem Mars und auf der Erde« und »Thermophyle, anaerobische Bakterien, bei einer Granit-Tiefbohrung in Schweden entdeckt«.

Auch hier hat Samuelson Randbemerkungen gemacht. *»Schlote um Island untersuchen! Über tausend Grad Celsius nötig für Oxidation, sonst entsteht kein Methangas! Keine Nahrung!«*

Gerard starrt auf die gekritzelten Zeilen. Seine Gedanken rasen. Tausend Grad, das ist doppelt so viel wie beim Raffinieren von Ol. War Samuelson zu dem Schluss gelangt, dass bei solchen Temperaturen noch Leben existieren kann? Unmöglich. Undenkbar. Kein vernünftiger Mensch kann so etwas ernsthaft in Erwägung ziehen.

Und warum der Hinweis auf Methangas? Warum die Verbindung zwischen »Methan« und »Nahrung«?

Offenbar hat Samuelson in der Tiefsee nach neuen Mikroben gesucht, denkt Gerard. Und er hat sich immer noch für das Thema interessiert, denn die Randbemerkungen wirken frisch. Wieso findet sich also auf seiner Festplatte nichts darüber? Keine einzige Datei?

Der letzte Aufsatz trägt die Überschrift: »Bakterieller Gentransfer in der Natur. Wie neue Organismen ihre DNA außerhalb des Labors kombinieren.«

Mann, o Mann, denkt Gerard.

Aber alle Aufsätze stammen aus der Feder anderer Wissenschaftler und nicht von Samuelson. Eigentlich weist nichts in diesem Zimmer auf Samuelsons Forschung an Tiefseeschloten hin, die er über Jahre hinweg intensiv betrieben hat. Und das, obwohl er über alles, was ihn — anscheinend bis zu seinem Tod — interessierte, detaillierte Aufzeichnungen aufbewahrt hat.

Als sie um zehn Uhr abends auf das Festivalgelände zurückkehren, haben weder Gerard noch die anderen Wissenschaftler irgendeine Spur entdeckt. Die Leute, empört darüber, dass das FBI Samuelson verdächtigt, halten Distanz zu den Wissenschaftlern. Gerard bekommt heute keinen Funkkontakt. Aber die Bungalows werden mit neu installierten Holz- und Gasöfen beheizt, und er ist dankbar für eine Nacht in einem warmen Bett.

Am 9. Dezember machen sie sich bei Sonnenaufgang wieder auf den Weg zu Samuelsons Haus. Sie müssen durch fünfzehn Zentimeter Neuschnee stapfen. Zwei FBI-Leute haben eine starke Erkältung. Die Temperatur im Haus ist auf minus zwölf Grad gesunken. Gerards Finger sind trotz der Handschuhe steifgefroren, dennoch nimmt sich Gerard noch einmal den Computer, den Schreibtisch und die Aktenschränke vor. Heute gehen ihnen auch die FBI-Leute zur Hand, suchen nach Verstecken, nehmen Möbel auseinander, reißen Balken aus den Wänden, sehen hinter Heizkörpern und im Tank der Klospülung nach.

Immer wieder muss Gerard an Os Prestons Worte denken, der gesagt hat, nach etwa fünfzig Tagen ließe sich der Weltuntergang nicht mehr aufhalten.

Hat jemand deine Arbeiten gestohlen, Samuelson? Hast du deine Unterlagen vernichtet? Sind sie bei Cougar? Hast du sie verkauft? Oder bist du unschuldig und ich auf der falschen Fährte?

Es wird dunkel, der Halbmond steht am Abendhimmel

und lässt die Eiszapfen am Schlafzimmerfenster glitzern. Draußen haben die FBI-Leute ein Feuer entfacht, um sich zu wärmen. Auch Agentin Saiko ist schwer erkältet.

Am späten Abend ruft Gerard zu Hause an — diesmal kommt er tatsächlich durch - und erfährt, dass Alice Lee im Garten beerdigt wurde, nachdem Joe Holmes den gefrorenen Boden mit einem »geliehenen« Presslufthammer aufgebrochen hat. Chris Van Horne hat ein paar Bibelstellen rezitiert. Die Bewohner der Marion Street haben beschlossen, Washington nicht zu verlassen. *Gott sei Dank*, denkt Gerard. Dann bricht der Funkkontakt wieder ab.

Am 10. Dezember, ihrem letzten Tag hier, nimmt Gerard sich den Keller von Samuelsons Haus vor. Natürlich wurde dieser bereits gründlich durchsucht, aber er verhält sich so, wie Larch es ihn vor jahren gelehrt hat: Er tut einfach so, als wäre der Keller noch gar nicht durchsucht worden.

Auf dem Boden sind frische Mäusespuren, und durch eingeschlagene Glastüren weht feiner Schnee herein. Im Kamin rascheln kleine Tiere. Mit einem Schraubenzieher bricht Gerard Lackdosen und zugefrorene Schubladen auf. Er überprüft die Werkzeugkiste, den Sicherungskasten, die Wasserpumpe, den Wasserfilter. Vor Frustration dreht er fast durch. Einer der FBI-Leute leidet schon an Erfrierungen. *Schon wieder kommen Menschen durch meine Verbissenheit zu Schaden*, denkt Gerard.

Hier ist einfach nichts zu finden, geht es ihm durch den Kopf, als sein Handy klingelt. Nach stundenlangen Versuchen ist Marisa endlich zu ihm durchgekommen, aber ihre Stimme klingt ganz leise, der Kontakt bricht immer wieder ab. Sie muss schreien, um sich verständlich zu machen.

»Sprich mit Annie«, sagt sie. »Sie will nicht aus ihrem Zimmer kommen, wenn ich ihr nicht erlaube, in den Zoo zu gehen! Es ist der reine Wahnsinn! — Annie? Komm raus! Dein Vater ist am Telefon!«

Während Gerard versucht, seine Tochter zu beruhigen, lässt er ein letztes Mal den Blick durch den Keller schweifen. Es kommt ihm vor, als würde er vom Mars aus mit ihr telefonieren. »Sei vernünftig«, sagt er. »Im Zoo ist es zu gefährlich.«

Annie weint. »Die wollen Tiere *erschießen*, um andere Tiere mit dem Fleisch zu futtern. Das ist Kannibalismus.«

»Ich möchte, dass du mir versprichst, dich nicht mehr so kindisch zu benehmen und dich nicht mehr in deinem Zimmer einzuschließen.«

»Bloß weil sie Tiere sind, heißt das noch lange nicht, dass sie kein Recht haben zu leben. Gott hat auch die Geparden erschaffen.«

Langes Schweigen, das ihn auf die Palme bringt.

»Also gut, ich versprech's. Zufrieden, Daddy?« Aber ihre Worte klingen eher vorwurfsvoll als zärtlich.

Nachdem das Gespräch beendet ist, hört Gerard wieder das Rascheln von kleinen Tieren im Kamin. Dann wird ihm klar, dass das Geräusch nicht aus dem Kamin kommt, sondern aus einem halbfertigen, in der Mitte des Raums aufgebockten Kajak.

Er runzelt die Stirn. *Das Kajak habe ich schon überprüft, aber da waren keine Tiere.*

Mit seinen behandschuhten Händen fährt er über den glatten Rumpf. Noch einmal untersucht er die Stelle hinter dem Sitz, öffnet die Gepäckluke und späht hinein. Nichts zu sehen. Woher kam dann das Rascheln?

Er beugt sich über die Sitzluke, leuchtet mit der Taschenlampe hinein. Leises panisches Scharren ist hinter der Abdeckung zu hören, die die Sitzluke nach hinten hin gegen eindringendes Wasser abschirmt, so dass das Kajak im Falle eines Kenterns schwimmfähig bleibt.

Als Gerard hineinlangt und gegen die Abdeckung drückt, gibt sie nach und klappt, nur durch ein Scharnier gehalten, auf.

Eine Maus kommt herausgeschossen.

Der Strahl der Taschenlampe beleuchtet ein kleines, uringetränktes Knäuel. Stroh. Papierschnipsel. Und unter dem Nest entdeckt Gerard noch etwas — und kann es nicht fassen.

Ist das ein zusammengefalteter Brieß

Die Kopfschmerzen sind wieder da.

Der Brief ist zu groß, als dass ihn eine Maus hätte dorthin schleppen können.

Was bedeutet, dass er dort versteckt wurde.

Gerard zieht den durchweichten Brief heraus. Im Licht der Taschenlampe ist verschmierte blaue Tinte zu sehen. Als Gerard die ersten Zeilen des Briefs liest, wird seine Kehle ganz trocken, ihm wird heiß, und in seinem Schädel fängt es heftig an zu pochen.

»Lieber Bruder. Ich wollte etwas Gutes tun. Aber ich fürchte, ich habe einen schrecklichen Fehler begangen ...«

20. KAPITEL

10. Dezember. 43 Tage nach dem Ausbruch.

»Ich habe etwas erfunden, womit sich Kriege verhindern lassen«, liest Gerard.

Klingt verrückt, nicht wahr? Völlig ausgeschlossen. Aber stell dir mal vor, wie es wäre, wenn die Panzer des Feindes nicht jähren, die Flugzeuge nicht mehr fliegen und die Geschütze nicht mehr schießen könnten.

Dieser Feind wäre komplett handlungsunfähig.

Wo soll ich anfangen? Bei zwei Brüdern — dir und mir, dem Diakon und dem Chemiker —, die darüber diskutieren, was man für den Frieden in der Welt tun kann? Oder bei der Mikrobe, die ich von Grund auf komplett neu entwickelt und an ein Konkurrenzunternehmen von Cougar verkauft habe?

Welches Konkurrenzunternehmen?, möchte Gerard am liebsten schreien.

Wahrscheinlich werde ich auch diesen Brief niemals abschicken. Immer wieder fange ich einen an und zerreiße ihn wieder. Der Mann, dem ich meine Entdeckung verkauft habe, hat mir mit dem Tod gedroht, falls ich mit irgendjemandem darüber spreche. Also schreibe ich diese Briefe und verstecke sie. Und irgendwann zerreiße ich sie.

Während Gerard im Keller steht und im Schein der Taschenlampe den Brief liest, muss er sich beherrschen, um die Seiten nicht zu zerknüllen. Er zittert, aber nicht vor Kälte.

Anfangs war ich gar nicht auf der Suche nach einer Waffe, sondern nach besseren Bakterien zur Beseitigung von Ölabfällen. Ich dachte, natürliche Ölfresser ließen sich bestimmt am besten in der Nähe von Ölvorkommen tief in der Erde finden.

»In der Tiefsee«, murmelt Gerard vor sich hin, während er umblättert.

Gold von der Cornell University und Kropotkin vom Sowjetischen Geologischen Institut behaupten, Erdöl wäre ursprünglich nicht aus den Überresten irdischen Lebens — Flora und Fauna - entstanden, wie man es uns in der Schule beibringt, sondern unter der Erdoberfläche über Millionen fahre hinweg von Mikroben produziert worden. Da habe ich mir gesagt, wenn Mikroben Öl produzieren können, dann können sie es auch vernichten.

»Und wo genau hast du die Bakterien gefunden?«, ereifert sich Gerard. Er spürt, wie ihm unter den Achseln der Schweiß ausbricht.

Fazit? Alles Leben auf der Erde braucht reduzierten Kohlenstoff\ um zu existieren. Du. Ich. Bakterien. Die Rosen, die ich auf Dads Grab stelle. Auf der Erdoberfläche, an der Luft, entsteht reduzierter Kohlenstoff aus Kohlendioxid, gewonnen aus der Photosynthese der Pflanzen. Aber in der Tiefsee gibt es kein Licht und folglich keine Photosynthese. Woher bekommt das Leben da unten seinen unoxidierten Kohlenstoff? Ich glaube, die unterseeischen Lebewesen extrahieren es aus Kohlenwasserstoffen!

Die nächsten Zeilen sind bis zur Unkenntlichkeit verschmiert. Dann:

Ich war davon überzeugt, dass ich meine neue Bakterie in der riesigen Gemeinschaft im kalten Wasser nahe unterseeischer Öllecks finden würde. Die Tiefseeschlote stellen Übergänge tief ins Erdinnere dar. Sie speien Kohlenwasserstofffür die großen Massen an mikrobenreichem Schlamm, eine Ursuppe, die sich ständig erneuert und die Basis der unterseeischen Nahrungskette bildet.

Als Gerard die Seite umdreht, bleibt ihm fast das Herz stehen. Die Tinte ist so verschmiert, dass die Zeilen kaum noch lesbar sind. Er hält die Taschenlampe näher ans Papier.

Fünfzig Kilometer vor der Küste von [unleserlich] hatte ich [unleserlich] endlich Glück. Was ich gefunden habe, ähnelt den chemolithotrophen, schwefeloxidierenden Bakterien aus den Tiefseeschloten des Galapagos Rtft, die Wirsten beschrieben hat. Ein Teil des Genoms dieser Bakterien war identisch mit dem von Bakterien, die Pipelines angreifen, die wir in einem Ölbohrloch in Usbekistan gefunden hatten. Sie mussten also irgendwie miteinander verwandt sein. Aber die Zellstruktur dieser neuen Mikrobe basierte auf Schwefel, nicht auf Kohlenstoff. Das kleine Biest bezieht seine chemische Energie aus der Oxidation von Kohlenwasserstoffen. Es reagiert mit Metall und produziert auf diese Weise Kristalle, die jede Maschinerie beschädigen.

Gerards Taschenlampe flackert und geht aus. Als er sie schüttelt, leuchtet sie wieder auf.

... Zur Beseitigung von Ölteppichen war die Mikrobe ungeeignet, weil sie Rohöl zu langsamfrisst ... Aber in raffiniertem Öl wurde sie regelrecht gefräßig. Warum? Weil der Schwefel in Rohöl ihr Wachstum hemmt. Da der Schwefel beim Raffinierungspro-

zess entfernt wird, waren die Mikroben in raffiniertem Öl nicht mehr zu bremsen.

Das Licht erlischt erneut.

Fluchend schüttelt Gerard seine Taschenlampe. Nichts zu machen. Er tastet sich die Treppe hoch ins Wohnzimmer zu den anderen Wissenschaftlern, die die Suche aufgegeben haben und vor dem Kaminfeuer hocken, um sich zu wärmen. Für die FBI-Leute, die draußen die Ausrüstung bewachen, ist es noch kälter. Sie sind inzwischen alle grippekrank.

»Ich brauche eine Taschenlampe!«

Kurz darauf liest Gerard weiter, umringt von den anderen Wissenschaftlern. Fünf Taschenlampen sind auf den Brief gerichtet.

Ich begriff, dass die Bakterie, die ich entdeckt hatte, jeden Feind handlungsunfähig machen würde, wenn man damit dessen raffiniertes Erdöl infizierte. Sie ließ sich also als Waffe einsetzen! Doch dann hatte ich eine bessere Idee. Was wäre, wenn es mir gelang, sie so weit zu verbessern, dass sie den Raffinierungsprozess überlebte? Wenn man eine solch widerstandsfähige Bakterie dann in die Olfelder des Feindes einschmuggelte, würde sie seinen gesamten Ölvorrat vernichten!

»Du hast nachts im Labor gearbeitet«, murmelt Gerard. »Und zwar genau zu der Zeit, als es bei Cougar Probleme mit der Sicherheit gab.«

Um die zweite Mikrobe für das Gemisch zu finden, musste ich meine Suche in der Nähe der Tiefseeschlote auf thermophile Bakterien ausdehnen, die gegen große Hitze resistent sind. Diese Tiefseeschlote stoßen Magma aus, das manchmal über tausend Grad heiß ist. Meine Theorie war, dass Mikroben über die fahrmillionen hinweg in der Umgebung der Schlote hitzeresistent

geworden sein müssen. Bei den Ausbrüchen mussten die Schwächeren eingegangen sein und die Robusteren überlebt haben, so dass die Überlebenschancen sich alle zehn- bis zwanzigtausend Jahre erhöht hatten.

»Wo hast du diese verdammte Bakterie gefunden?«, flucht Gerard. »Wenn wir sie finden, können wir sie vernichten.«

Die ganze nächste Seite ist ein einziges blaues Geschmier, das Papier so aufgeweicht, dass man sich kaum vorstellen kann, dass da einmal etwas Lesbares gestanden hat. Die letzte Seite ist nur zu drei Vierteln gefüllt. Gerard ist dermaßen frustriert, dass ihm die Schläfen vor Kopfschmerzen zu zerspringen drohen. Nur wenige Sätze sind noch zu entziffern.

Ich war völlig überrascht, als die DNA aller drei Mikroben sich kombinierten! Schließlich basiert Tetanus auf Kohlenstoff und der Ölfresser auf Schwefel. Immerhin gibt es in der Natur Beispielefür horizontalen Gentransfer über weite Entfernungen. Die Sporen, die die Mikrobe produzierte, erwiesen sich als erstaunlich hitzeresistent. Das würde die Panspermie-Hypothese beweisen, die besagt, dass Bakterien usprünglich aus dem All gekommen sind. Dass die Urahnen der irdischen Bakterien eine enorme Hitze überstanden haben, als die Meteoriten, auf denen sie lebten, in die Atmosphäre eingetaucht sind. Ich wusste nur, dass ich ein wirksames Mittel zur Schaffung des Friedens gefunden hatte, vor allem weil ich inzwischen auch das Gegenmittel entdeckt hatte.

»Welches Gegenmittel?«, flüstert Gerard.

Die anderen Wissenschaftler drängen sich um ihn, starren auf das Blatt Papier.

»Es ist völlig unleserlich«, stöhnt Agentin Saiko.

Aber auf der nächsten Seite geht es weiter:

Ich habe die Frage mit meinem Chef theoretisch erörtert. Ich habe ihn gefragt, ob ich eine Belohnung bekäme, wenn ich etwas entdecken würde, was Cougar Energy Services Milliarden einbrächte. Aber dieser aufgeblasene Arsch hat mir geantwortet, mein Gehalt sei meine Belohnung! Nach dem ich all die fahre immer wieder der Dumme war! Ich habe mir geschworen, dass es diesmal anders laufen würde, und beschlossen, meine Entdeckung zu verkaufen. Aber an wen? Und wie sollte ich überhaupt an jemanden herantreten? In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie etwas Illegales getan und ...

Die Zeilen lösen sich in undefinierbarem blauen Geschmier auf.

»Mein Gott! Das ist es!«, entfährt es Saiko.

Mit klopfendem Herzen kramt Gerard nach seinem Handy. Schon wieder gibt es kein Netz, so dass er nicht zu Theresa durchkommt. Erst als sie auf das Festivalgelände zurückkehren, findet er endlich eine Stelle, wo es funktioniert.

»Sind Sie sicher, dass Sie dem Brief nicht mehr entnehmen können?«, fragt sie. *Bestimmt ist ihre Sekretärin in Hörweite,* vermutet Gerard, *deshalb das Siezen.*

»Vielleicht gelingt es den Forensikern«, antwortet Gerard. Er steht auf der Lichtung vor dem Bungalow, in dem er untergebracht ist, neben den dort geparkten Schneemobilen. *Die fünfzig Tage,* denkt er, *sind fast um.* An Kiefern und Dachrinnen hängen Eiszapfen. Zwischen den Bäumen hört er ein Tier schnuppern. Gerards Zehen sind völlig taub, sein Gesicht ist steifgefroren und fühlt sich an wie Pergamentpapier.

Theresa sagt: »Ich rufe den Minister an, dann melde ich mich wieder bei Ihnen. Bleiben Sie, wo Sie sind.«

Der Halbmond leuchtet gelb. Durch ein offenes Fenster hört er die Leute singen. Jemand spielt »Amazing Grace« auf einem Klavier. Mit diesem Lied beendet Chris Van Horne immer den Gottesdienst.

Meine Familie fehlt mir.

Er ruft in der Marion Street an und erreicht Marisa, die schwach und phlegmatisch klingt und ihm sagt, sie hätte eine »leichte Erkältung«, was bedeutet, dass sie ziemlich krank ist, vor allem wenn sie um diese Zeit zu Hause ist und nicht in der Kirche. Sie berichtet Gerard, Les Higueras Quellen bei ABC hätten ihm gesteckt, dass die Gesetze zur Zoneneinteilung aufgehoben werden sollen. Sie nimmt an, dass sie in der Marion Street von nun an mehr Lebensmittel und mehr Polizeischutz erhalten werden. Dass die Güter gerechter verteilt werden sollen.

Es gibt keine Güter mehr, denkt Gerard. *Es wird in einer Katastrophe enden.*

»Es existiert ein Gegenmittel«, sagt er Marisa, um sie aufzumuntern. Dann hat er Theresa wieder in der Leitung und verabschiedet sich von Marisa mit den Worten, dass er sie liebt.

»Der Präsident möchte, dass Sie ihm Bericht erstatten«, sagt Theresa aufgeregt. »Wir schicken morgen früh einen Hubschrauber. Bringen Sie den Brief mit. Sie werden direkt nach Virginia fliegen.«

»Nicht nach Washington?«, fragt er fast panisch.

Colonel Novak seufzt. »Der Präsident ist zu der Überzeugung gelangt, dass die Regierung in Washington nicht mehr sicher ist. Wenn die Zonen aufgehoben werden, na ja, Sie wissen schon ...«

»Aber meine Familie ist in Washington«, entgegnet er entgeistert. Er muss an die grauenhaften unvergesslichen Szenen denken, die er im Lauf der vergangenen Tage überall im Land erlebt hat. Er weiß, was der Marion Street bevorsteht und dass er auf schnellstem Weg nach Hause muss.

»Sie werden sich in Deer Ridge mit dem Präsidenten treffen«, sagt Theresa, womit sie das unterirdische Bunkersystem meint, das während des Kalten Krieges angelegt wurde,

um für den Fall, dass die Hauptstadt kontaminiert wird, das Funktionieren der Regierung drei Jahre lang zu gewährleisten. Dort unten gibt es Lebensmittel, Heizöl und sämtliche Annehmlichkeiten, die man sich nur wünschen kann.

»Ich fahre nach Hause«, erklärt Gerard. »Nicht nach Deer Ridge.«

Schweigen. »Triff dich zuerst mit dem Präsidenten«, sagt Theresa leise. Noch klingt es nicht wie ein Befehl, sondern wie eine Bitte.

»Meine Arbeit ist erledigt. Ich schicke Saiko mit dem Brief. Dann könnt *ihr* euch auf die Suche nach Samuelsons Forschungsergebnissen machen. Dazu braucht ihr mich nicht. Findet die Schlote. Das ist Aufgabe der Marine. Stöbert den Verbleib seines Geldes auf. Meine Familie braucht mich. Ich kann euch nichts mehr liefern«, antwortet er. Er ist außer sich vor Wut darüber, dass man ihm vom ersten Tag an nur Knüppel zwischen die Beine geworfen hat.

»Das ist eine grundlegende Abmachung, Theresa«, fährt er fort. »So steht es in der Verfassung. Das Land schützt dich und deine Familie, während du für dein Land kämpfst. Ich habe meinen Teil der Abmachung eingehalten.«

»Der Präsident möchte ausdrücklich mit dir persönlich sprechen.«

»Hat er *seine* Familie schutzlos in Washington zurückgelassen?«

»Du wirst in diesen Hubschrauber steigen, notfalls in Handschellen. Diesmal werde ich dich nicht schützen«, sagt Theresa deutlich lauter. Offenbar ist sie inzwischen allein.

Gerard betrachtet die Yamahas im Schnee, glänzend blau, mit vollen Tanks, und die Siglin-Schlitten, voll beladen mit Lebensmitteln, Benzinkanistern, Spannseilen, Werkzeug und wasserdichten Gepäcktaschen. In den Satteltaschen befinden sich mit Sicherheit Landkarten. Die Wege in den abgelegenen Wäldern kennt er ja mittlerweile.

Saiko und die anderen sind hier gut aufgehoben. Sie können aus Albany weitere Schneemobile anfordern. Jetzt muss ich erst mal Theresa beruhigen. Und mir überlegen, wie ich es anstelle, eins von den Yamahas zu klauen.

»Also gut, ich fliege nach Virginia«, lügt er, tut so, als würde er einlenken, und stellt mit Entsetzen fest, dass er denselben verbitterten Ton anschlägt wie Annie, als sie ihm versprochen hat, sich vom Zoo fernzuhalten. Dann fügt er hinzu: »Anschließend will ich Urlaub.«

»Sie bekommen einen Orden, Greg.«

Ich will keinen Orden.

Gerard drückt das Gespräch weg. Dann schüttelt er sich und nimmt die Schneemobile näher in Augenschein. Vom Prinzip her sehen sie aus wie Motorräder - Bremse auf der einen, Schaltung auf der anderen Seite.

Verdammt, als Jugendlicher hab ich mich als Motorraddieb durchgeschlagen. Die Dinger hier funktionieren genauso. Mit Hilfe der Landkarten finde ich den Weg nach Hartford. Von dort fahren elektrisch betriebene Züge in Richtung Süden, und zwar jeden Morgen um acht, das hab ich im Flugzeug jemanden sagen hören.

Ein Wachmann kommt aus dem Speisesaal, die M-16 geschultert. Er wirkt krank und hustet fürchterlich. Die FBI-Leute werden den Fuhrpark nachts überwachen.

Einmal habe ich den Befehl verweigert, indem ich aus Washington abgehauen bin. Jetzt werde ich es wieder tun und versuchen, nach Washington zurückzugelangen.

Gerard findet Agentin Saiko im Speisesaal, wo bis eben gesungen wurde. Er bietet ihr an, die nächste Wache zu übernehmen.

»Das ist nicht nötig, Greg. Meine Leute machen das schon.«

»Die sind alle krank. Morgen müssen Sie zurückfahren. Wenn Ihre Männer sich nicht ausruhen, werden sie Ihnen keine große Hilfe sein, falls Sie angegriffen werden.«

Agentin Saiko überlegt.

Gerard tut alles, um sie zu überzeugen. »Glauben Sie mir, nach allem, was heute passiert ist, finde ich sowieso keinen Schlaf. Diese Männer sehen richtig elend aus. Lassen Sie wenigstens einen von ihnen sich ein bisschen ausruhen. Ich übernehme ab zwei.«

Agentin Saiko sieht ihn dankbar an.

»Also gut. Eine Schicht. Um vier.«

Nachdem Saiko gegangen ist, steckt Gerard sich unauffällig eine Schachtel Zuckerwürfel in die Tasche. Mit ein paar Zuckerwürfeln kann er die anderen Schneemobile funktionsuntüchtig machen.

Er geht in seinen Bungalow und verfasst beim Schein seiner Taschenlampe auf Festivalbriefpapier einen Bericht, den Agentin Saiko dem Präsidenten mitnehmen kann. Er wird ihn zusammen mit Samuelsons Brief unter seinem Kopfkissen verstecken, wo mit Sicherheit beides gefunden wird.

»Sehr geehrter Mr President«, schreibt er. *»Ich bedaure sehr, dass ich mich nicht persönlich mit Ihnen treffen kann. Ich hoffe, Sie haben Verständnis ...«*

21. KAPITEL

11. Dezember. 44 Tage nach dem Ausbruch.

Bisher ist Washington von den heftigen Stürmen verschont geblieben, die in den Rockies und im Nordosten wüten. Jetzt nähert sich der Schneesturm von Westen her, eine langsam vorrückende Front, in der warme, feuchte Luftmassen vom Golf von Mexiko auf arktische Luftströmungen aus dem Norden stoßen. In Virginia erfrieren Menschen in ihren Häusern. Die Stromversorgung ist zusammengebrochen. Bäume werden vom Sturm einfach abgeknickt.

Vor dem schwarzen Montag hätten solche Wetterbedingungen bei den Behörden zur Diskussion über die Bereitstellung finanzieller Mittel und die Mobilisierung von Einsatzkräften geführt. Inzwischen steht weder das eine noch das andere zur Verfügung.

Um 6 Uhr trudelt in der Hauptstadt eine einzelne Schneeflocke träge auf einen Mann zu, der darauf wartet, die Militärsperre an der Calvert Street Bridge passieren zu dürfen. Es ist ein trüber, feuchter Morgen. Die Flocke landet auf der schwarzen Wollmütze von »Pastor« Bartholomew Young.

»Ganz schön mutig, sich in Zone C hineinzuwagen, Pastor«, sagt ein junger Soldat mit einem Brooklyn-Akzent, während er Bartholomews Kragen beäugt.

»Die Menschen leiden. Was soll ich machen?«

Der Soldat lässt den Geistlichen passieren und schaut ihm noch eine Weile nach, wie er die Connecticut Avenue hin-

aufgeht. Der Mann trägt die einzige Uniform, die in der Öffentlichkeit überhaupt noch respektiert wird. Ein Soldat, der allein durch die Straßen ginge, würde angegriffen und seiner Waffen beraubt werden. Ein einzelner Polizist würde ebenfalls nicht weit kommen.

Aber Geistliche mit ihren schwarzen Mützen und Hüten sind unantastbar, zumindest vorerst noch. Rabbis, Priester, Pfarrer, Imame. Sie gehen von Minikatastrophe zu Minikatastrophe, verabreichen letzte Ölungen, nehmen die Beichte ab, überwachen die Feuer zur Desinfizierung. In Parks brennen Scheiterhaufen, und in dazu bestimmten Gebäuden werden Särge zusammengehämmert. Die Toten können erst wieder beerdigt werden, wenn der Boden taut. Geistliche murmeln Psalmen, um diejenigen zu trösten, die Ehemänner, Ehefrauen, Kinder oder Geliebte betrauern.

Pastor Young allerdings hat heute etwas anderes vor, und unterwegs geht er seinen Plan noch einmal in allen Einzelheiten durch.

»Man hat meine Kirche niedergebrannt.«

Inzwischen schneit es etwas mehr. Das Frühwarnsystem des Sturms ist hübsch anzusehen. Schnee fällt in ausgebrannte Dachstühle und sammelt sich auf Müllhaufen. Eine gebeugte Gestalt zerrt eine sich heftig wehrende Frau — eine Prostituierte, wenn sie nachts unterwegs war - durch die eingeschlagene Haustür in ein verlassenes Wohnhaus.

Pastor Young versetzt sich in die angemessene Stimmung: benommen, entsetzt.

»Diese Männer haben meine Kirche in Brand gesteckt.«

Der Wind trägt ihm ungewohnte Gerüche entgegen. Brennende Möbel und Autoreifen, von Brandstiftern mit kontaminiertem Benzin besprüht und angezündet. Verfaulendes Fleisch. Und immer mischt sich in die Gerüche etwas, was an lange Vergessenes erinnert. Zitrusduft, Vanille, Parfüm, Waschmittel.

In einiger Entfernung öffnet sich die Tür eines Gebäudes, das zu einem vierundzwanzigstündigen »Nachtclub« umfunktioniert worden ist, und ein halbes Dutzend stämmige Kerle kommen lachend heraus. Das Zuschlagen der Tür lässt die Rock-'n'-Roll-Klänge verstummen. Ein Gullideckel fällt krachend zu. Im Vorbeigehen hört Pastor Young darunter ein Kind schreien. Dann wird es still. Er spürt Blicke auf sich. Er weiß, dass er von Wachen beobachtet wird, die sich auf den Dächern bewohnter Gebäude postiert haben. Die Bewohner haben sich mittlerweile mit automatischen Gewehren bewaffnet, um zu überleben. Haben in Outdoorläden Gaslaternen, Thermokleidung und Gaskocher erbeutet.

Pastor Young versucht es mit: »Die Männer haben meine Frau erschossen.«

Schon bald werden die Bewohner dieser Gebäude einander überfallen — wegen der Lebensmittel, wegen alter Streitigkeiten, aus Machtgelüsten, wegen Sex. Oder weil sie einfach wütend sind und ein Ventil brauchen. Die Verlierer werden diejenigen sein, die der Versuchung zum Plündern widerstanden haben, bis es zu spät war, diejenigen, die sich nur mit Knüppeln, Gardinenstangen, abgebrochenen Flaschen oder Ziegelsteinen verteidigen können.

»Ach, Jessica«, wimmert Pastor Young. »Meine arme Frau.«

Nein, nicht übertreiben, sagt er sich. *Keine Namen.*

Alles sieht so anders aus als damals, als er zum ersten Mal nach Washington gekommen ist. Anfang Oktober, im Morgengrauen, war die Straße ein Musterbeispiel für moderne Effizienz gewesen. Lastwagen der Bäckerei Entenmann belieferten Lebensmittelläden mit Kuchen und Gebäck. Rumpelnde Müllwagen — leuchtend bunte Fahrzeuge einer Privatfirma — ließen Abfallberge verschwinden. Scheinwerferlicht zeugte von der Ankunft der ersten Pendler. Die Ampeln funktionierten. In den Bäumen gurrten Tauben (die

längst alle verspeist sind), und herrenlose Hunde (ebenfalls verspeist) nahmen in den Parks vor ihm Reißaus.

Ist das ein Streifenwagen, der mir da entgegenkommt?

Ausgerechnet. Einige wenige Wagen patrouillieren noch, aber so selten, dass man nur alle paar Tage einen zu Gesicht bekommt. Young geht unbeirrt weiter. Die Scheinwerfer kommen sehr langsam näher. Er sieht vier Gestalten in dem Fahrzeug, und als das Fenster heruntergekurbelt wird, hört er das Krächzen des Funkgeräts. Er setzt sein Pastorenlächeln auf und beugt sich zum Fenster hinunter, bevor jemand dazu kommt, auszusteigen. Unterhalb des Fensters hält er die Hand über der Glock.

Ihm fällt ein Satz aus dem Buch seines Ururgroßvaters ein, der, nachdem er von türkischen Soldaten verhaftet wurde, geschrieben hat: »Ich verfluchte meine Bedeutungslosigkeit.«

»Hallo, Pastor.«

»Meine Herren.«

»Wir kriegen gleich einen schlimmen Schneesturm, Pastor. Sie sollten lieber nach Hause gehen.«

»Aber so viele Menschen haben kein Zuhause mehr.«

Der Fahrer scheint besorgt um Pastor Young. »Es ist nicht nur der Schneesturm. Hier wird bald richtig die Kacke dampfen — verzeihen Sie die Ausdrucksweise.« Etwas leiser erklärt er ihm, dass die Gesetze zur Zoneneinteilung um 10 Uhr aufgehoben werden und dass Polizei und Armee sich in den nächsten Stunden aus den Zonen A und B zurückziehen werden, um die Regierungsgebäude zu schützen. Sollte der Schneesturm nicht jedes Verlassen der Gebäude unmöglich machen, sei in der ganzen Stadt mit Unruhen zu rechnen.

»Das wird verdammt gefährlich hier draußen. Sollen wir Sie nach Hause oder wenigstens bis zur Brücke bringen?«

»Die Straße ist mein Zuhause.«

Die Polizisten fahren weiter und Bartholomew setzt

seinen Weg fort. Weiche Schneeflocken kitzeln an seinen Wimpern. Um halb sieben geht er die lange, steile Straße hoch, die ihre höchste Stelle oberhalb der Nebraska Avenue, in der Nähe der Marion Street, hat. Jetzt, wo es allmählich heller wird, verwandelt sich die Connecticut Avenue von einem Niemandsland zurück in eine halbwegs sichere Durchgangsstraße. Eine Gruppe Männer und Frauen mit Angeln - und Sägen für das Eis - stapfen in Richtung Potomac. Ein paar Leute, die während der Nacht auf Jagd waren, kommen mit hölzernen Fallen, in denen wahrscheinlich Ratten sitzen, aus einem Gebäude. Dick vermummte Menschen, immer in Gruppen, brechen zu Spaziergängen, Erkundungsgängen, Raubzügen oder Besuchen auf. Vier Männer mit Rucksäcken und Baseballschlägern winken Young zu sich herüber.

»Wollen Sie Fleisch kaufen, Pastor?«

»Was für Fleisch?« Der Mentor ist immer interessiert an der Lebensmittelsituation.

Einer der Männer öffnet eine Tüte, die ein halbes Dutzend fettige, in Folie gewickelte Päckchen enthält. Ein fauliger Gestank entsteigt der Tüte. »Mongolenpferd«, sagt der Mann. »Aus dem Zoo.«

Pastor Young sieht den Mann skeptisch an.

»Also gut, es ist Gürteltier. Aber schmackhaft.«

Als die Männer sich verziehen, nimmt Young die Hand von seiner Glock.

Ich weiß nicht, wo Gerard ist, aber ich weiß, wo ich seine Familie finde, denkt er beim Weitergehen.

Die Erdgeschossfenster der Wohnhäuser sind zum Schutz gegen Kugeln, Steine und Plünderer mit Metallschildern verbarrikadiert: 30 MPH, DROGENFREIE ZONE, MONTESSORISCHULE.

An der Feuerwehr biegt Pastor Young von der Connecticut Avenue ab. Von der St.-Paul's-Kirche trennen ihn nur

noch gut dreißig Meter Rasenfläche. Die Eingangstür ist unverriegelt. Von drinnen hört er die Stimmen zahlreicher Flüchtlinge. Seit Tagen schon beobachtet er diesen Ort.

Man hat meine Kirche niedergebrannt, sagt er sich im Geiste noch einmal vor, als er das Gotteshaus betritt.

Dort, mitten in der Menge, steht der Pastor und beugt sich gerade über ein schreiendes Kleinkind. Das Gesicht des Kleinen ist vom Weinen verquollen, sein Kopf wirkt riesig im Vergleich zu dem ausgemergelten Körper. Das Kind weigert sich, den wässrigen Haferschleim zu essen, den seine verzweifelte Mutter ihm einzuflößen versucht. Als Pastor Van Horne sich umdreht, sieht er Pastor Young hilflos und mit Tränen in den blauen Augen dastehen.

»Man hat meine Kirche niedergebrannt«, sagt Young.

»Das tut mir leid«, antwortet Pastor Van Horne.

»Ich habe Lebensmittel«, sagt Young, während er seine Manteltaschen leert. Zum Vorschein kommen Konservendosen mit Frühstücksfleisch, Kichererbsensuppe, Thunfisch und Pflaumen.

»Wie überaus großzügig«, stammelt Van Horne.

»Sie haben meine Frau erschossen.«

In wenigen Stunden werden Gerards Frau und Kinder wie jeden Tag hierherkommen. Wenn ich es nicht schaffe, zu ihnen zu gelangen, dann sollen sie eben zu mir kommen.

Draußen schneit es immer heftiger, und der Wind hat deutlich zugenommen.

Pastor Van Horne sagt zu Pastor Young: »Bleiben Sie bei uns, mein Freund. Dieses Haus ist für jeden offen.« Es ist 19 Uhr 15.

Eine Stunde zuvor hat Gerard das Tal des Naugatuck River in Connecticut unter den verblassenden Sternen verlassen und pflügt mit etwa 26 Meilen pro Stunde über die schneebedeckte Route 44 in Richtung Osten. Auf dem Weg vorbei

an den Kleinstädten Otis und New Boston ist er immer in den Spuren anderer Schneemobile gefahren, um selbst keine zu hinterlassen. An der alten Weberstadt Winsted ist er nach Osten in Richtung Hartford abgebogen. Kurz darauf ist er in Canton, wo er die halbe Strecke hinter sich hat.

Ich bin mit einem vollen Tank losgefahren. Laut Landkarte braucht man mit dem Auto anderthalb Stunden von Hartford nach Becket. Wenn alles gut geht, müsste ich um sieben Uhr dort sein.

Die ländlichen Orte sind eine rauchfreie Oase in einem weißen Meer. In der gespenstischen Stille entdeckt Gerard hin und wieder von weitem einzelne Schneemobile. Kleine Einkaufszentren kommen in Sicht. Die Schneewehen werden niedriger. Ein brutal kalter Wind pfeift von Süden her.

Falls Theresa den Hubschrauber losgeschickt hat, um, nach mir zu suchen, wird sich der Pilot wahrscheinlich nicht mit den kleinen Nebenstraßen aufhalten, sondern sich auf die Interstate konzentrieren.

Nachdem er seine Wachschicht angetreten, den Schlitten abgekoppelt und die anderen Schneemobile fahruntauglich gemacht hat, ist er um 4 Uhr 10 von Jacob's Pillow aufgebrochen. Der Motor des Schneemobils ist ziemlich leise, die Scheinwerfer hat er vor dem Start mit einer Decke abgedunkelt. Bei Mondlicht ist er über Waldwege zur Landstraße gefahren.

Dem zivilen Wachposten hat er sogar zugewinkt.

Jetzt, eine halbe Stunde vor Hartford, fährt er an Wäldern und gefrorenen Wasserfällen vorbei, in denen die aufgehende Sonne glitzert. In der Luft treiben Eiskristalle. Auf einem Schild steht: TALCOT MOUNTAIN STATE PARK.

Nicht zu schnell in die Kurven fahren.

Die Kälte kriecht ihm unter die Balaklavamütze. Zwar hält die Windschutzscheibe den Fahrtwind ganz gut ab, aber in Kurven schneiden ihm Böen ins Gesicht.

Diesmal wird Theresa nicht für mich lügen.

Aber jetzt, da sie den Brief und den Bericht haben - und das Benzin noch knapper ist hofft er, dass sie ihn eine Weile in Ruhe lassen.

Ist der Versuch, nach Washington zu gelangen, idiotisch?

Das ist mir egal. Sobald die Zonen aufgehoben werden, bricht die Hölle los.

WEST HARTFORT steht auf einem Schild, obwohl die Umgebung immer noch ländlich wirkt. *Ich hab's geschafft,* denkt er. Im selben Augenblick beginnt der Motor zu stottern.

Dann wird das Schneemobil langsamer und bleibt schließlich stehen.

Gerard steigt ab und öffnet die Motorhaube. Er befindet sich in einer langen, von Wald gesäumten Kurve zwischen Steinbrüchen. Wenn das Schild nicht wäre, hätte er schwören können, dass er noch meilenweit von Hartford entfernt ist.

In der lautlosen Stille beugt er sich über den Motor und versucht, nicht an den Zug zu denken, der sich Hartford nähert. Er hofft, dass es sich um ein offensichtliches, leicht zu behebendes Problem handelt. Ein loser Draht, ein Schlauch, der sich gelöst hat, irgendetwas, was er mit Hilfe des Werkzeugs in der Satteltasche reparieren kann.

Nichts zu sehen.

Er wirft einen Blick auf das Armaturenbrett und erstarrt vor Schreck. Er ist seit Stunden unterwegs, aber die Tankanzeige steht immer noch auf »voll«. Er klopft auf die Anzeige. Der Zeiger bewegt sich nicht. Er schlägt mit der Faust auf das Glas.

Der Zeiger springt auf »leer«.

Ich dachte, der Tank wäre voll. Ich werde den Bahnhof niemals rechtzeitig erreichen.

Gerard macht sich trotzdem zu Fuß auf den Weg. Seine Füße sinken im pudrigen Schnee ein, und schon bald sind seine Schuhe durchnässt.

Wenige Minuten später hört er ein leises Dröhnen hinter sich, Motoren, die näher kommen. Schneemobile, nach dem Geräusch zu urteilen. Die Fahrer, immer noch hinter der Kurve, können ihn noch nicht sehen. FBI-Leute? Oder Plünderer? Gerards Herz klopft vor Aufregung und Angst.

Kann ich es riskieren, hier auf Hilfe zu warten? Wenn ich mich verstecke, verpasse ich den Zug. Und wenn das der einzige Zug ist, der heute geht?

Jetzt sieht er drei Schneemobile, die in etwa achthundert Metern Entfernung unterhalb eines kleinen Felsüberhangs um die Kurve kommen. Wahrscheinlich hat der Vordermann das verlassene Schneemobil und die einzelne Gestalt im Schnee ebenfalls entdeckt.

Gerard bleibt stehen wie ein Motorradfahrer, der eine Panne hatte, ein unschuldiges Bild aus der Vergangenheit. Er nimmt seine Mütze ab.

Zu spät, um die Flucht zu ergreifen.

Die drei ganz in Schwarz gekleideten Männer auf schwarzen Schneemobilen kommen näher. Ihre Gesichter sind hinter ihren Helmvisieren verborgen. Auf den Schlitten, die sie ziehen, sieht Gerard totes Rotwild.

Also keine FBI-Leute. Die haben nur Hirsche gewildert.

Er spürt, wie ihm der Schweiß ausbricht, als die Schneemobile anhalten. Ihre Auspuffgase sehen aus wie Atemwolken. Der erste Fahrer steigt von seinem Schneemobil und kommt auf Gerard zu, während die anderen beiden nach ihren Gewehren greifen und sie auf Gerard richten. Hier draußen gibt es keine Zeugen, keine Polizei und keine Uberwachungskameras.

Wenn sie Benzin, Waffen und Fahrzeuge besitzen, sind sie wahrscheinlich Schwarzmarkthändler.

Dann entdeckt er das handgestickte Abzeichen an der Brust des Mannes. »Bürgerwehr«, steht da in schwarzen Buchstaben, die eine Art blau-weiß-rotes Wappen umrahmen.

Der Mann nimmt den Helm ab. Gerard schaut in ein Paar meerblaue Augen, die von roten Äderchen durchzogen sind, als wäre der Mann erschöpft, krank oder betrunken. Das Gesicht des Mannes in mittleren Jahren ist fleischig, er hat eine große Nase und große Ohren, gelbe Zähne und ein Lächeln, das spöttisch oder freundlich sein könnte. Gerard nimmt den Geruch von Ol und Whisky wahr. Der Mann hält sich ein Nasenloch zu und schneuzt in den Schnee. »Wie in alten Zeiten«, sagt er zu seinen Kumpanen. »Schon wieder ein Tourist, der auf der Route 44 liegenbleibt.«

Die anderen Männer lachen laut.

»Ich hab hier früher den Abschleppwagen gefahren«, sagt der Mann zu Gerard. Er wirkt nüchtern und neugierig, aber ansonsten undurchschaubar. »Wo drückt denn der Schuh, Kumpel?«

Gerard hört keine Bedrohung aus den Worten heraus, aber er weiß auch, dass die Hälfte aller Raubmorde in Afrika mit einem Lächeln und Hilfsangeboten anfangen, während die Banditen ihre Beute in Augenschein nehmen. Ihm ist das Benzin ausgegangen, antwortet er. Und er müsse den Zug nach Washington erwischen.

»Den Zug?«, schnaubt der Mann. »Sind Sie verrückt? Der Bahnhof wird von Soldaten bewacht, als wäre er Fort Knox.«

Gerard bietet sein Schneemobil zum Tausch an. »Füllen Sie meinen Tank und es gehört Ihnen«, sagt er.

Einer der beiden anderen Männer mischt sich ein. »Er hat das Ding geklaut, Rinker. Und ich wette, dass die Kiste sowieso nicht mehr funktioniert.«

Rinkers Augen verengen sich zu Schlitzen.

»Kippen Sie doch einfach ein bisschen Benzin in den Tank«, sagt Gerard eilig. »Der Motor springt sofort an, Sie werden sehen.«

Rinker ruft den beiden anderen zu, sie sollen Gerards Tank

aus einem Benzinkanister füllen. Als der Motor anspringt, fahren sie es ins Gebüsch und verwischen die Spuren. Dann durchsuchen sie Gerards Satteltaschen, finden jedoch nichts außer dem Werkzeug.

»Okay, Kumpel, wem gehört die Kiste?«

Die Abzeichen lassen die Leute wie Polizisten wirken, und Rinker mimt seine Rolle gut, die Frage klingt jedoch eher neugierig als gebieterisch, und »Bürgerwehr« kann alles Mögliche bedeuten. Soll Gerard ihnen sagen, dass er für die Regierung arbeitet? Oder dass er auf der Flucht vor dem FBI ist? Oder sollte er das Thema lieber nicht anschneiden?

Gerard sieht Rinker direkt in die Augen und versucht es mit einer Mischung aus Wahrheit und Lüge. »Es gehört mir. Meine Familie ist in Washington. Heute werden die Zonen aufgehoben, deshalb muss ich bei meiner Familie sein, ehe die Hölle losbricht.«

Der Mann hebt interessiert die Brauen. »Wieso wissen Sie davon?«

»Aus demselben Grund, der mir garantiert, dass man mich in den Zug steigen lässt.«

»Sie wollen mir weismachen, Sie wären eine wichtige Persönlichkeit. Ein Mann ganz allein am Ende der Welt.«

»Ich sage nur, dass ich versuche, zu meiner Familie zu gelangen.«

»Sie wollen also einfach so an den Soldaten vorbeispazieren, was? Ich hab's jedenfalls nicht in den Zug nach Washington geschafft, obwohl ich den Jungs ein großzügiges Angebot gemacht hab.«

Warum wollte dieser Mann nach Washington?

Seinen Dienstausweis will Gerard nur im Notfall einsetzen. »Ich zeige denen meinen Ausweis und die werden ihn überprüfen«, sagt er. »Dann werden sie mich durchlassen. Ich arbeite als Berater für das Pentagon. Ich war in Massachusetts und habe versucht, Delta-3 aufzuspüren.«

»Wo sind die anderen, die mit Ihnen hergekommen sind?«

»Ich habe mich von ihnen getrennt. Ich muss zu meiner Familie.«

Die Augen werden noch schmaler. Der Mann überlegt, welche Auswirkungen das, was Gerard ihm sagt, auf sein Leben haben könnte. Rinker ruft seinen Freunden zu: »Er sagt, die Zonen werden heute aufgehoben. Er sagt, er weiß es mit Sicherheit.«

Einer der beiden antwortet: »Dann sollten wir uns beeilen und das Haus so schnell wie möglich räumen, Rinker ...«

Der dritte Mann schnaubt: »Der Kerl lügt. Er ist nichts weiter als ein Dieb.«

Rinker lacht. »Wer ist das heutzutage nicht?«

Rinker tritt zurück, die Hände in die Hüften gestemmt. Anscheinend versucht er, zu irgendeiner Entscheidung zu gelangen. Sein Overall ist mit Ölflecken übersät. Sein wettergegerbtes Gesicht wirkt gerissen und hartgesotten. Er lässt sich Zeit.

»Ein Familienvater, wie?«, sagt er schließlich.

»Richtig.«

»Haben Sie ein Foto von Ihrer Familie, Sie Pentagonberater?«

Gerard zieht seine Brieftasche heraus. Der Anblick von Marisa, Paulo und Annie treibt ihm beinahe die Tränen in die Augen. Rinker überprüft Gerards Führerschein, aber er bemerkt auch seinen Gesichtsausdruck, der ihn noch mehr zu überzeugen scheint als der Führerschein.

»Meine Schwester wohnt in Washington«, sagt Rinker.

Gerard fragt sich, worauf der Mann hinauswill. Die Zeit läuft ihm davon. Die Sonne steht jetzt höher. Vielleicht hat der Zug ja Verspätung. Vielleicht ist er weiter nördlich, in der Nähe von Springfield liegengeblieben. Vielleicht wird er in Hartford aufgehalten. Vielleicht stimmen die Informationen über die Ankunftszeit ja auch nicht.

»Wenn ich Ihnen einen Gefallen tue, tun Sie mir auch einen«, sagt Rinker.

»Sicher. Versprochen.«

»Das kam aber wie aus der Pistole geschossen, Kumpel. Sie wissen ja noch gar nicht, um was ich Sie bitten will. Wenn ich Ihnen was für meine Schwester mitgebe, können Sie das mitnehmen? Sie wird Sie am Bahnhof erwarten, wenn der Zug in Washington ankommt. Dürfte kein Problem sein, wenn die Zonen aufgehoben werden, stimmt's?«

Rinker durchbohrt Gerard mit seinem Blick, als wäre er ein menschlicher Lügendetektor. Gerard hält seinem Blick stand.

»Sie sollte lieber nicht allein durch die Stadt gehen«, sagt er.

Rinker nickt, dankbar für die Warnung. »Jeder macht Versprechungen. Sind Sie gläubiger Christ?«

»Ja.«

»Welche Kirche?«

»St. Paul's in der Nähe der Connecticut Avenue.«

»Sie Lügner. In Washington gibt's keine St.-Paul's-Kirche.«

»Sie wollen mich nur auf die Probe stellen. Und ob es die Kirche gibt.«

Rinker seufzt, aber er hat eine Entscheidung getroffen, die ihm widerstrebt. Als würde ihm gar nichts anderes übrig bleiben, als Gerard zu glauben. Auf Gerard zu setzen ist für ihn Glücksspiel. Derzeit ist wahrscheinlich sein ganzes Leben ein einziges Glücksspiel.

Wie meins, denkt Gerard.

»Meine kleine Schwester ist alles, was ich an Familie habe. Ich telefoniere jeden Tag mit ihr«, sagt Rinker. »Sie ist krank. Ich habe Medikamente. Sie hungert. Ich habe Lebensmittel.«

»Ich werde ihr alles bringen, was Sie mir mitgeben.«

Der Mann seufzt. »Manche Dinge ändern sich nie, wie zum Beispiel, dass ich Fremde von dieser Scheißstraße abschleppen muss. Steigen Sie auf, Kumpel. Wir legen auf dem Weg zum Bahnhof noch einen kleinen Zwischenstopp ein ...«

»Dafür reicht die Zeit nicht.«

»Wir machen einen Zwischenstopp, und dann werden wir uns ansehen, ob die Sie tatsächlich in den Zug lassen. Und soll ich Ihnen mal was sagen, Kumpel? Wenn Sie gelogen haben, wenn die Sie nicht einsteigen lassen oder wenn meine Schwester mir sagt, dass Sie nicht in Washington angekommen sind, dann werde ich Sie finden, verlassen Sie sich drauf. Hier oben verarscht man keinen, der zur Bürgerwehr gehört.«

22. KAPITEL

11. Dezember. 8 Uhr 30. 44 Tage nach dem Ausbruch.

Inzwischen fällt dichter Schnee in der Hauptstadt. Die Temperaturen sinken rapide, aber noch stürmt es nicht. Die Soldaten ziehen sich von den Barrikaden zurück, um die Regierungsgebäude zu schützen, sobald der Präsident die Aufhebung der Zoneneinteilung bekannt gibt. Der Präsident und die First Lady laufen geduckt über den Südrasen hinter dem Weißen Haus zu dem startbereiten Hubschrauber, dessen Rotorblätter den Schnee aufwirbeln.

Der Hubschrauber hebt ab und dreht langsam eine Schleife, um dem Präsidentenehepaar einen letzten, schmerzlichen Blick auf Washington zu gewähren. Der Schnee verändert die Konturen unter ihnen, lässt das vertraute Stadtbild verschwinden, so wie der Sand, der sich am Fuß der Pyramiden anhäuft, Zeit und Strukturen unter sich begräbt. Sie überfliegen das Kapitol, Georgetown, das Außenministerium, das Finanzministerium, Gebäude, in denen Gesetze verabschiedet, in denen einst geheime Sitzungen abgehalten und Spendenpartys veranstaltet, Urteile gesprochen, Kredite bewilligt und Drohungen ausgestoßen wurden. Erinnerungsträchtige Orte, an denen der Präsident den unterschiedlichsten Menschen, ehrlichen und verlogenen, die Hände geschüttelt hat, wo er eine Geliebte geküsst und eine Krebsoperation überstanden hat, wo er seine Tochter zum Traualtar geführt und seinen besten Freund gefeuert hat. Er erinnert sich daran, wie er als Achtklässler aus Nebraska bei einem Besuch der

Hauptstadt durch den schmiedeeisernen Zaun am Weißen Haus gespäht und in sich schon die ersten Regungen politischen Machtstrebens verspürt hat.

»Noch eine Schleife über die Stadt«, weist er den Piloten an. »Ich möchte sie noch einmal sehen.«

Der Hubschrauber fliegt über die Marion Street, wo die Leute durch das Schneetreiben nach oben blinzeln. Sie wundern sich, etwas über ihren Dächern zu hören.

Dann ist das Motorengeräusch wieder verschwunden.

Und in der St.-Paul's-Kirche vernimmt Pastor Bartholomew Young eine bewundernde Stimme hinter sich: »Sie können wirklich gut mit Kindern umgehen.«

Er richtet sich auf und ringt sich ein Lächeln ab. Seit einer Stunde kümmert er sich um die Kranken im Hauptschiff der Kirche. Der Raum ist so überfüllt wie die Notaufnahme eines Harlem-Krankenhauses an einem Freitagabend. Säuglinge schreien, Patienten stöhnen vor Schmerzen. Der Organist versucht, die Leidenden zu trösten, und lässt aus zwei Reihen kupferner Orgelpfeifen, die sich wie Engelsflügel über der Empore ausbreiten, »Amazing Grace« ertönen.

»Ich tue, was ich kann«, sagt Pastor Young zu Chris Van Horne. »In der Küche gibt es nicht einmal mehr Katzenfutter. Es ist nichts mehr zu essen da.«

Die Lampen werden schwächer, erlöschen aber nicht.

Das bleiverglaste Kirchenfenster über ihnen stellt den Heiland in einem roten Gewand dar, wie er ein kleines Kind segnet, während andere Mütter ihm ihre Säuglinge entgegenhalten. Zwischen gläsernen Blumen tummeln sich gläserne Häschen und Eichhörnchen.

Das Bibelzitat unter der Szene stammt aus dem Matthäusevangelium: »Jesus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen.«

»Ah, da kommen ja unsere freiwilligen Helfer aus der Marion Street«, sagt Chris Van Horne.

Pastor Young fährt herum und schaut zu dem Torbogen hinüber, der das Kirchenschiff vom Vorraum und der doppelflügeligen Eingangstür trennt. Eine Frau und zwei Kinder im Teenageralter stampfen sich den Schnee von den Schuhen. Er sieht ein großes, schlankes schwarzes Mädchen und einen etwas kleineren Jungen mit schwarzen Locken, der aussieht wie ein Latino. Das Mädchen diskutiert mit der schlanken, blonden Mutter. Beide wirken erregt.

»Ah, die Gerards«, sagt Chris Van Horne.

»Sympathische Familie.«

»Marisa? Kinder? Ich möchte euch Pastor Bartholomew Young vorstellen.«

Mit den »Bürgerwehr«-Aufklebern auf den Schneemobilen, vermutet Gerard, können die drei Männer sich wahrscheinlich überall in Hartford frei bewegen.

Ich wünschte, sie würden mich auf direktem Weg zum Zug bringen.

Das Leben in der Hauptstadt von Connecticut ist zwar eingeschränkt, funktioniert jedoch noch einigermaßen. Auf den Straßen liegt tiefer Schnee, aber es sind weniger ausgebrannte Häuser zu sehen. Uberall sind Menschen zu Fuß irgendwohin unterwegs oder schaufeln gerade Schnee. Gerard entdeckt sogar einige junge Eltern, die ihre Kinder auf Schlitten hinter sich herziehen und das Beste aus der immer schlimmer werdenden Situation machen. Die Kinder lachen und spielen.

Hurra, verdammt.

Ganz anders als in Washington stehen hier Polizisten an allen Straßenecken und wärmen sich unter dem blauen Himmel wie sonst nur die Stadtstreicher an Feuern in Ölfässern, bereit, Notrufe von Orten entgegenzunehmen, die sie zu Fuß erreichen können.

»Die haben keinen Sprit mehr, genau wie die Armee«, ruft

Eric Rinker Gerard über die Schulter hinweg zu, kurz bevor er neben einer Gruppe Polizisten hält. Aus seiner Satteltasche nimmt Rinker eine Flasche Johnny Walker, die einer der Polizisten freudig entgegennimmt. Dann geht die Fahrt weiter.

Gerard fragt: »Warum beschlagnahmen die nicht Ihre Schneemobile?«

»Gott segne die Republikaner. Unser Gouverneur sagt, ein funktionstüchtiges Schneemobil zu beschlagnahmen wäre so, als würde man einer Familie die Lebensmittel vor dem Mund wegschnappen.«

An vielen Häusern prangen rot-weiß-blaue Schilder mit der Aufschrift »Bürgerwehrgebiet«. Weiße lächeln und winken Rinker zu, wenn sie vorbeifahren. Schwarze werfen ihnen grimmige Blicke zu, und einmal hält Rinker neben ein paar Lateinamerikanern, die mit Schneeschippen unterwegs sind, offenbar auf der Suche nach Arbeit. Rinker starrt die Männer so lange an, bis sie sich eilig verziehen.

Ich möchte lieber nichts Genaueres über diese Bürgerwehr erfahren.

Sie halten vor einem zweistöckigen, weißen Holzhaus, aus dessen Kamin Rauch steigt. Das Haus wird von ein paar bewaffneten Weißen bewacht, die unaufgefordert die Hirschkadaver abladen. Rinker fuhrt Gerard ins Haus. In einem Fenster hängt ein Transparent mit der Aufschrift: BÜRGER-WEHR-HAUPTQUARTIER.

»Ich will den Zug nicht verpassen.«

»Ja, ja, ich weiß. Glauben Sie mir, die Züge hier haben immer Verspätung.«

Überrascht betrachtet Gerard die Kartons, die sich im Wohnzimmer stapeln: Konserven, Zigaretten, alkoholische Getränke, Keilriemen, Handys. Dazwischen entdeckt er einen benzinbetriebenen Stromgenerator. An einer Wand lehnen Sturmgewehre, Langlaufskier und Skistöcke neben bergeweise Skihandschuhen und Schneeschuhen.

Rinker verschwindet in einem Hinterzimmer und kehrt mit einem großen Timberland-Rucksack zurück, den er mit Vitaminpräparaten, Aspirin, Antibiotika und einer Tüte voller goldener Ringe und Ketten vollstopft. Dann packt er noch eine Schachtel Müsliriegel, einige Pakete Nudeln, Eipulver und gebratenes Hühnerbrustfleisch dazu.

»Meine Schwester wohnt auf dem Kapitolshügel«, sagt Rinker zu Gerard. »Ich hab sie angerufen und ihr gesagt, dass Sie bei ihr durchklingeln werden, kurz bevor Sie in Washington ankommen. In dem Rucksack sind zwei Wegwerfhandys. Benutzen Sie die, für den Fall, dass man versucht, Ihre Spur zu verfolgen, Dr. Fahnenflucht. Meine Schwester erwartet Sie auf der Massachusetts Avenue vor dem Haupteingang des Bahnhofs. Schicken Sie mir per Handy ein Foto von ihr, damit ich weiß, dass Sie heil angekommen sind.«

»Haben Sie ein Foto von ihr?«

»Sie ist kleiner, als sie auf dem Bild hier aussieht. Sie wird eine rote Skimütze und eine rote Skijacke tragen. Lassen Sie sich ihren Ausweis zeigen und geben Sie den Rucksack nur ihr persönlich.«

»Sie sind ein guter Bruder«, sagt Gerard.

Rinker versetzt ihm einen harten Stoß in die Rippen. »In dem Rucksack befindet sich außerdem eine Walther-9-mm, ein Rückstoßlader, dazu ein Magazin mit sechzehn Patronen. Aber suchen Sie lieber erst danach, wenn Sie aus Hartford raus sind. Können Sie mit einer Pistole umgehen?«

»Ja.«

»Vergessen Sie nicht, Dr. Greg Gerard aus der Marion Street: Wenn Sie gelogen haben, werde ich's rausfinden. Und dann hefte ich mich an Ihre Fersen. Meine Schwester ist alles, was ich an Familie habe. Und übrigens, Sie können sich auch was von den Lebensmitteln nehmen, als Provision sozusagen.«

»Ich möchte was anderes als Provision.«

Rinker kneift die Augen zusammen. »Sie sind ganz schön penetrant.«

»Ich möchte ein Paar Langlaufskier und Schuhe. Falls in Washington Schnee liegt, werde ich die vielleicht brauchen, um nach Hause zu gelangen.«

Rinker nickt. »Suchen Sie sich was aus. Haben Sie Hunger?«

»Natürlich.«

»Ich hab ein Roastbeefsandwich für Sie eingepackt.«

Mit Hilfe der Bürgerwehraufkleber — und noch einer Flasche Whisky — schaffen sie es vorbei an der Kontrollstelle in die Zone A von Hartford. Die Schneemobile fahren in die Innenstadt, die schon vor der Delta-3-Katastrophe ziemlich heruntergekommen gewesen sein muss. Desolate Straßen wechseln sich mit welchen ab, in denen man die versuchte Wiederbelebung durch Totalsanierung erkennt.

Als sie den Amtrak-Terminal des Bahnhofs erreichen, bleibt Gerard wie vom Donner gerührt stehen. Es ist eine Szene wie in der russischen Revolution. Berittene Soldaten versperren den Eingang wie Kosaken. Eine lärmende Menge wirft sich gegen die Absperrlinie, alle versuchen, in den Bahnhof zu gelangen.

»Okay, Sie Maulheld«, sagt Rinker. »Zeigen Sie, was Sie können.«

»Verlassen Sie das Bahnhofsgelände, wenn Sie keine Fahrkarte haben!«, ruft eine Stimme über Lautsprecher. »Im Zug ist nicht genug Platz für alle!«

Der schrille Ton einer Zugsirene zerreißt die Luft und versetzt die Menge in Aufruhr.

Gerard steigt vom Schneemobil, den Rucksack auf dem Rücken, die Skier in einer Hand, die Skischuhe an den Schnürsenkeln um den Hals. Zu normalen Zeiten würde er aussehen wie ein Urlauber.

»Lassen … Sie … mich … durch!« Er schiebt sich durch die Menge.

Auf einem erhöhten Gleisbett rollt der Zug unter der elektrischen Oberleitung ein. Er fährt so langsam wie der Neu-Delhi-Express. In der warmen Luft, die von der Lok aufsteigt, sind die Soldaten auf dem Dach nur noch verzerrt zu erkennen. Weitere Soldaten sitzen auf dem vorgebauten Kuhfänger und behalten die unmittelbare Umgebung der Schienen im Auge. Wahrscheinlich stürmen dort oben bereits alle möglichen wichtigen Leute auf den Bahnsteig und versuchen, sich einen Platz zu sichern.

Der Bahnhof scheint noch meilenweit entfernt zu sein.

Mit hochgehaltenem Dienstausweis kämpft sich Gerard zu den Pferden durch. Die Reiter tragen Helme mit getönten Visieren, halten lange Stöcke in der Hand, an denen Viehschocker befestigt sind, und drängen mit den drohend aufstampfenden Pferden die Menge zurück.

»Scheißnazis!«, schreit einer.

»Das ist ja schlimmer als in Saigon!«

Gerard riecht die Pferde, sieht dampfende Flanken. Beinahe wird ihm sein Ausweis aus der Hand geschlagen. Wieder ertönt die Zugsirene, und im selben Augenblick reißt ein Mann Gerard die Skier aus der Hand. Es gelingt ihm, sie wieder an sich zu bringen, doch dabei gerät er aus dem Tritt und wird von der Menge in die Richtung zurückgerissen, aus der er gekommen ist. Er spürt, wie sich jemand an seinem Rucksack zu schaffen macht. Hoch über ihnen hält der Zug, nur die hinteren Waggons sind zu sehen. Wahrscheinlich steigen jetzt die ersten Leute ein. Gerard fährt herum und sieht eine breitgesichtige Frau mit Pelzmütze, die an seinem Rucksack zieht, und einen dünnen Mann, der dabei ist, die Riemen zu lösen. Gerard verpasst der Frau einen Tritt mit dem Knie und sieht, wie sie mit offenem Mund zu Boden geht. Der Mann zerkratzt ihm das Gesicht.

Ich schaffs nicht.

Gerard schubst den Mann weg, aber plötzlich sind zwei andere Männer da, die ihn wütend umdrehen.

»Hey! Lasst den Mann in Ruhe! Bürgerwehr!«

Es ist Rinker mit seinen Leuten. Sie stoßen die Leute aus dem Weg, nehmen ihn in ihre Mitte und schieben ihn auf die Berittenen zu wie Rugbyspieler, die den Spieler im Ballbesitz aufs Tor zubugsieren. Ein Irrenhaus. Der reine Wahnsinn. Eine Dritte-Welt-Hauptstadt in der Auflösung.

Gerard hat seine Brieftasche in der Hand und hält den Ausweis hoch, aber die Worte, die er ruft, werden vom Lärm verschluckt.

Vor ihm taucht ein Soldat auf einem Pferd auf. Gerard sieht sein Spiegelbild im Visier des Reiters.

Der Viehschocker kommt auf sein Gesicht zu.

Wo sind die Gerard-Kinder?, denkt Pastor Young.

Um zehn Uhr hat er es endlich geschafft, diesen unentwegt quasselnden Van Horne loszuwerden und sich ins Untergeschoss vorzuarbeiten, um die Gerard-Kinder aufzuspüren. Er wirft einen Blick in den überfüllten Quarantänesaal, sucht in der Küche, in der Kapelle, im Unterrichtsraum und sogar im Arbeitszimmer des Pastors im Erdgeschoss. Alle Räume sind so vollgestopft mit Menschen wie die Korridore der *Titanic* in der Nacht, als sie gesunken ist.

Sie müssen hier irgendwo sein. Oder haben sie das Gebäude verlassen?

Die verdammten Flüchtlinge sprechen ihn am laufenden Band an, fragen nach Medikamenten oder Decken, bitten ihn um seinen Segen oder wollen mit ihm über die Bibel sprechen. Gerards Frau wird die nächste Stunde mit Unterrichten beschäftigt sein. Wenn er also ein Mitglied der Familie Gerard in seine Gewalt bringen will, muss er sich an die Kinder halten.

Aber die verfluchte Kirche ist so riesig, überall finden irgendwelche dämlichen Aktivitäten statt, die Chris Van Horne initiiert hat, Brettspiele, Mathe-Wettbewerbe. Und der Organist hört einfach nicht auf zu spielen.

Davon abgesehen könnte man meinen, der Cartoonist Rube Goldberg hätte das Gebäude entworfen oder ein mittelalterlicher Mönch mit einem Faible für enge, gewundene Flure. Von den drei Ausgängen des Kirchenschiffs gelangt man zu vier Treppen, je zwei zu beiden Seiten der Eingangshalle. Zwei fuhren hinauf in die Büroräume im ersten Stock beziehungsweise auf die Empore. Uber die beiden anderen gelangt man ins Untergeschoss, wo sich die Obdachlosenunterkunft, die Küche, der Unterrichtsraum, die Bibliothek, der Durchgang zum Kindergarten und weiß der Kuckuck was noch alles befindet, was Young bisher nicht eruiert hat. Das Ganze muss einmal ein Schutzbunker gewesen sein. Die Türen von Wandschränken und Toiletten sind eine echte Überraschung: Sie sind in die Mauern eingelassen. Nirgendwo ein Ort, an den man sich zurückziehen kann. Unmöglich, ein Kind unbemerkt aus diesem Irrenhaus nach draußen in die Abgelegenheit des Unwetters zu zerren.

Kann es sein, dass die verdammten Kinder immer genau in die andere Richtung unterwegs sind? Sind sie womöglich hinter ihm? Er klappert Räume ab, die er vor zehn Minuten schon einmal durchsucht hat. Als er um eine Ecke biegt, steht er plötzlich wieder an einer Stelle neben einem bleiverglasten Flurfenster, die er bereits überprüft hat. Er sieht jede Menge Kinder und Jugendliche in der Epiphanienkapelle, im Kinderbetreuungsraum »Arche Noah«, in »Jesu Schutzraum« und vor der Anschlagtafel mit den Fotos von Flüchtlingen, über der ein handgeschriebenes Schild hängt: »Neue Freunde«.

Aber nicht Gerards Kinder.

Sein Urgroßvater hat Soldaten einmal als »empfmdungs-

fähige Marionetten auf Gottes Bühne« bezeichnet. *Wenn das hier keine göttliche Komödie ist, dann weiß ich es nicht*, denkt Pastor Young.

Ein großes, schlankes, hübsches schwarzes Mädchen.

Ein kleiner, dunkelhäutiger Junge mit einem zerzausten Lockenkopf.

Und dann endlich, als ihm vor Frustration fast der Kragen platzt, will es der glückliche Zufall, dass er zwei Gestalten erspäht, die in einem Wandschrank verschwinden und die Tür hinter sich zuziehen. Er bleibt vor der Tür stehen und lauscht.

DAS MÄDCHEN: Du kannst sagen, was du willst. Ich gehe!

DER JUNGE: Wenn du gehst, sag ich es Mom.

DAS MÄDCHEN: Ich hab geträumt, dass die Gepardenjungen noch leben. In einem Versteck. Ihre Eltern wurden getötet.

DER JUNGE: Selbst wenn sie wirklich noch leben würden, wären sie so ausgehungert, dass sie versuchen würden, dich zu fressen.

DAS MÄDCHEN: So sind Geparden nicht. Früher haben die Leute sich Geparden sogar als Haustiere gehalten. Wenn du mich verpetzt, red ich nie wieder ein Wort mit dir.

DER JUNGE: Annie, bitte. Du hast deine Eltern verloren …

DAS MÄDCHEN: Ich halte mir die Ohren zu. La-la-la-la-laaaa! Du bist nicht mein Bruder. Du bist irgendein fremder Junge, der noch gemeiner ist als Teddie Dubbs!

Pastor Young flucht leise vor sich hin, als er hört, wie zwei Erwachsene die Treppe herunterkommen. Er tut so, als würde er sich die Schuhe zubinden. Nachdem die beiden vorbeigegangen sind, legt er wieder das Ohr an die Tür. Der

Junge sagt gerade: »Dann komme ich eben mit dir, aber nur, wenn wir zusammenbleiben … nur, wenn du schwörst, dass wir vor der Dunkelheit wieder zurück sind.«

»Ach, Paulo, du bist ein Schatz!«

Die Tür geht auf und Young tritt einen Schritt zurück. Die Kinder starren ihn entsetzt an. Bestimmt furchten sie, dass er gelauscht hat, dass er ihrer Mutter — oder irgendeinem anderen Erwachsenen — erzählen könnte, was sie vorhaben.

»Ich hab mich verlaufen«, sagt Young hastig. »Ich kann die Küche nicht finden.«

»Ich zeige Ihnen den Weg, Pastor«, antwortet Paulo. Er spricht schnell, versucht, die Situation unter Kontrolle zu bekommen, den Geistlichen abzulenken und sich und seine Schwester vor Strafe zu bewahren.

Während er Young die Treppe hochfuhrt, dreht er sich um und wirft seiner Schwester bedeutungsvolle Blicke zu. Young schließt daraus, dass die beiden vorhaben, möglichst bald die Kirche zu verlassen.

Das Handy des Jungen klingelt. Wohlerzogen und höflich sagt Paulo: »Entschuldigen Sie«, bevor er das Gespräch annimmt.

»Dad!«, ruft er erfreut aus.

Pastor Young macht sich bereit. Sie sind allein im Treppenhaus. Das Mädchen ist losgegangen, um sich für den Ausflug warm anzuziehen.

Der Junge sagt: »Mom hat mir ihr Handy gegeben. Ich hab vergessen, es ihr zurückzugeben. — Wirklich? Aber wir haben hier gerade einen schlimmen Schneesturm. Wie willst du denn vom Bahnhof nach Hause kommen?«

Pastor Young wird es plötzlich ganz warm ums Herz. »Das Glück«, so hat sein Mentor gesagt, »dient dem Willen Gottes.«

Der Junge drückt das Gespräch weg. Eben noch wirkte er besorgt, doch jetzt strahlt er.

»Mein Vater kommt nach Hause«, prahlt er.

»Das ist ja großartig!« Youngs Gesicht tut schon weh von dem vielen Lächeln.

»Er kommt mit dem Zug aus Connecticut. Er arbeitet für die Regierung. Er war wegen einer ganz wichtigen Sache unterwegs!«

»Du scheinst große Stücke auf ihn zu halten.«

»Er ist ein Held!«

»Und wenn er weg ist, bist du der Mann im Haus, was? Das ist eine große Verantwortung.«

»Ja, ich kümmere mich um Mom und Annie.«

»Ich würde deinen Vater gern kennenlernen«, sagt Pastor Young. »Ein Mann, der einen so tüchtigen Jungen großgezogen hat, muss ein guter Vater sein.«

»Sie werden ihn mögen. Alle mögen ihn, außer Gordon Dubbs, und der ist ein Dieb. Hmm. Womit könnte ich Dad überraschen?«

»Uns wird schon was einfallen.«

Dann ertönt die Stimme des nervigen Chris Van Horne hinter ihm. »Ah, Pastor Young! Da sind Sie ja!«

»Hallo, Chris.«

Der alte Pfarrer strahlt, sein Gesicht ist gerötet, das Haar zerzaust, er steht da wie ein Idiot. Van Horne sagt: »Ich habe etwas ganz Besonderes für Sie. Unsere Leute wünschen sich, dass Sie heute Mittag die Predigt übernehmen. Ich muss gestehen, ich hätte nichts dagegen, mal eine kleine Pause einzulegen, mein neuer Freund.«

Schwachkopf!

»Ich fühle mich sehr geehrt, Chris, aber ich würde nicht im Traum daran denken, Ihren Platz einzunehmen. Sie sind hier der Pfarrer.«

»Ach was«, sagt Van Horne. »Heute sprechen wir über die Wüste, darüber, wie die Israeliten umherziehen und leiden mussten, bis sie endlich ihren Frieden gefunden hatten. Zu

dem Thema wird Ihnen doch ganz bestimmt eine Menge einfallen.«

Sag Ja, denkt Pastor Young. *Sag irgendwas, um diesen Idioten loszuwerden.*

»Also gut. Selbstverständlich übernehme ich gern die Predigt.«

Ich werde mich einfach verdrücken und den beiden Kindern folgen, und nachher kann ich ihr Handy benutzen, um Gerard anzurufen.

Ein guter Plan.

Doch dann sagt der lästige Pfarrer zu Paulo: »Lassen wir Pastor Young einen Moment, um sich zu sammeln. In der Zwischenzeit suchen wir beide nach Annie, dann können wir während der Predigt nebeneinandersitzen, und danach veranstalten wir ein Bibel-Quiz! Das rote Team gegen das blaue! Wollen wir doch mal sehen, wie gut du die Bibel im Kopf hast, junger Mann.«

23. KAPITEL

11. Dezember. 11 Uhr. 44 Tage nach dem Ausbruch.

Die Neuigkeiten werden schlechter, je weiter der Zug nach Süden vordringt. Sobald es ein Netz gibt, klingeln überall um Gerard herum Handys. Angehörige rufen an und berichten, dass im ganzen Land die Sicherheitszonen aufgehoben sind. Die Geschichten wandern von Sitzreihe zu Sitzreihe, von Waggon zu Waggon.

»Was soll das heißen, mein Bruder hat unsere Lebensmittel gestohlen?«, empört sich ein Mann hinter Gerard. »Lad das Gewehr, Sally. Hallo? *Hallo?«*

Gerard hört von vornehmen Villen in Boca Raton, Florida, die geplündert wurden, von Tumulten in Hafenstädten, wo Menschen die Jachthäfen stürmen und Ruderboote, Segeljachten, Kajaks und alles in ihre Gewalt bringen, was irgendwie zum Fischen benutzt werden kann. Das Rathaus in Charleston steht in Flammen. In Missouri und Oregon gibt es keinen Strom mehr. An der Grenze zwischen Vermont und New Hampshire kämpfen Angehörige der Nationalgarde gegen Armeesoldaten.

Auch die VIPs halten sich auf ihren Plätzen den Bauch, stehen eingepfercht an den Türen und drängen in die Toiletten, die dem Gestank nach zu urteilen längst verstopft sind. Soldaten, die neben den Gleisen lagern, recken dem vorbeifahrenden *Amtrak Patriot* den Mittelfinger entgegen. Im Westen ist eine Art Tanklager zu sehen, ein riesiges Gelände für die Lagerung von Ölvorräten. Plötzlich wird die

Fahrt holprig, der Waggon erzittert. Im nächsten Moment explodieren die Tanks in einem riesigen, orangefarbenen Feuerball.

Das ist der Tag der Pyromanen, denkt Gerard.

Die Zugsirene schrillt ununterbrochen. Entweder wagt der Lokführer es nicht, anzuhalten, oder er hat Anweisung, durchzufahren. Der *Patriot* rast mit Höchstgeschwindigkeit durch Städte von Connecticut, in denen er normalerweise aus Sicherheitsgründen das Tempo drosselt.

Mit einem von Rinkers Wegwerfhandys versucht Gerard, Raines in Fort Detrick zu erreichen in der Hoffnung, dass der ihm immer noch die Treue hält. Für den Fall, dass Raines' Leitung abgehört wird, wählt Gerard die Nummer des Hausmeisterbüros, das zwei Türen weiter untergebracht ist, und bittet den Mann, der sich meldet, Raines sofort an den Apparat zu holen.

»Mit wem spreche ich?« Die Stimme klingt leise und die Verbindung ist schlecht.

»Clayton Cox und Lewis Stokes.«

Wenn Raines sich nicht innerhalb einer Minute meldet, sagt sich Gerard, muss er davon ausgehen, dass die Leitung abgehört wird, und das Gespräch beenden. Aber nach einundvierzig Sekunden flüstert Raines: »Sie haben sich wohl schon gedacht, dass mein Telefon verwanzt ist?«

»Irgendwelche neuen Erkenntnisse zu den Namen? Clayton und Lewis?«

»Ich hab sie einzeln und zusammen eingegeben. Kombiniert haben sie allein in den USA fünfhundert Treffer ergeben. In England, Kanada und Australien hab ich's noch gar nicht versucht. Der Highschool-Direktor Clayton Cox aus Alabama hat bei der Abschlussfeier, auf der Lewis Stokes als Jahrgangsbester geehrt wurde, eine Rede gehalten. Cox, der Tierdompteur aus Tampa, Florida, beantwortet im Internet Fragen zu seinem Krokodil. Raten Sie mal, Chef, wie

das verdammte Krokodil heißt. Die Kollegen von Homeland Security sind dank Ihrer Hinweise ebenfalls dabei, die Namen zu überprüfen. Aber die haben einfach keine Leute mehr. Außerdem sind die auf die Terrorschiene fixiert.«

»Und was ist mit der Spur des Geldes? Haben Sie da Glück gehabt?«

»Tut mir leid.«

»Was ist mit Samuelsons Forschungsergebnissen?«, fragt Gerard. »Er hat das Ausgangsmaterial für die Mikrobe sechzig Kilometer vor irgendeiner Küste im Meer gefunden. Konnten Sie aufgrund der Unterlagen von Cougar ermitteln, vor welcher Küste er gesucht hat?«

Raines klingt frustriert. »1999 ist er vor der australischen Küste getaucht. Ein Jahr später in Island. Dann in Mexiko und Nigeria. Cougar hat uns die Karten überlassen. Auf einigen sind Tiefseeschlote verzeichnet, aber keine Marine der Welt verfugt mehr über Schiffe, die da hinfahren und irgendwas überprüfen könnten. Es geht hier um Tausende von Küstenkilometern. Millionen von möglichen Stellen, wo man nach einer Bazille suchen müsste, die man ohne Mikroskop gar nicht sehen kann.«

»Sonst noch irgendwelche guten Nachrichten?«

»Nur die, dass Sie mich auf diesem Apparat angerufen haben. Ich habe Anweisung, mich sofort zu melden, wenn ich von Ihnen höre, und rauszufmden, wo Sie sind. Wo sind Sie, Chef?«

»In Maine.«

»Ich werd's ausrichten. Und nach drei werden Sie mich hier nicht mehr erreichen. Die machen das Fort dicht und verfrachten alle wichtigen Leute, die Labors und die Forscher in unterirdische Bunker. Nichts, was von Bedeutung ist, bleibt mehr oben.«

»Können Sie zu Ihrer Frau nach Hause fahren?«, fragt Gerard.

»Ja, ja, die sorgen dafür, dass alle nach Hause kommen, kein Problem. Die haben uns für die Heimfahrt allen Sprit der Welt versprochen. Als Bonus geben sie uns sogar noch ein paar Lebensmittel mit. Aber letztendlich bin ich sowieso lieber bei meiner Familie. Ich wollte Ihnen nur noch sagen, Chef, dass Sie mehr getan haben, um diese Bakterie zu bekämpfen, als all die anderen Arschlöcher zusammen. Bis drei stehe ich zu Ihrer Verfügung.«

»Wir haben immer noch genug Zeit, um eine Lösung zu finden«, sagt Gerard.

»Ich bleibe an meinem Computer, bis man mich hier rausträgt.«

Die Namen, denkt Gerard, während der Zug an New Haven vorbei und weiter in Richtung New York fährt. Der Lokführer kündigt einen Schneesturm an, fügt jedoch hinzu, dass er nicht mit wetterbedingten Verspätungen rechnet, bis sie in etwa zweieinhalb Stunden Baltimore erreichen.

Clayton Cox. Lewis Stokes. Die Namen der Verseuchung.

Gerard schließt die Augen und versucht, die Geräusche im Waggon auszublenden. Er kommt sich vor wie in einem Zug der Dritten Welt. Der Manager einer Windkraftfirma schreit einen Exxon-Manager an: »Ihr habt dafür gesorgt, dass uns keine Mittel bewilligt wurden!« Die beiden Männer gehen mit Fäusten aufeinander los, bis andere Passagiere sie voneinander trennen.

Stell dir Cox nicht als Mann vor, denkt Gerard, *sondern als Infektion.* Wer auch immer Samuelson ermordet hat, ist eine andere Art von Mikrobe. Infektionen tarnen sich. Konzentrieren Sie sich auf die Tarnung, hat Larch immer gesagt. Wenn Sie die Verkleidungen durchschauen, den Schall und Rauch, dann finden Sie das Heilmittel.

Vor seinem geistigen Auge sieht Gerard, wie Larch mit dem Zeigefinger vor seiner Nase herumfuchtelt.

»Der Aidsvirus schleicht sich ins menschliche Gehirn, indem er sich von Makrophagen, den Trägern des bluteigenen Immunsystems, huckepack tragen lässt. Streptokokken führen die Immunabwehr des Körpers an der Nase herum, indem sie molekulare Mimikry betreiben. Sie verkleiden sich als körpereigene Proteine, um diese dann heimtückisch zu vernichten.«

Gerard drückt die Augen fest zu, stellt sich einen Blutkreislauf vor, sieht lauter weiße Blutkörperchen und dazwischen den Virus, der sich in eine falsche weiße Zelle verwandelt und dann in seiner Verkleidung auf die Immunzellen zutreibt.

Lewis Stokes ist eine Krankheit. Er ist das menschliche Gesicht von Delta-3.

Kann ich ihn finden, wenn ich mich auf die Verkleidung konzentriere?

Gerard erinnert sich an ein Dorf namens Thiet im südlichen Sudan, wo er die kleine Annie zum ersten Mal gesehen hat, er erinnert sich an ihre Mutter, eine hochgewachsene, ausgemergelte Frau, die sterbend unter einem Baum lag. Sie litt an Morbus Whipple, einer seltenen Darminfektion. Das Whipple-Bakterium, auch so ein raffinierter Trickser, baut zufällige DNA-Bausteine in den genetischen Code seiner Oberflächenproteine und verändert sein Aussehen. Und dann schlüpft Tropheryma whipplei grinsend am Immunsystem vorbei, von dem es nicht mehr erkannt wird, und hat Toxine im Schlepptau, die auf grausame Weise über Diarrhö, Anämie, Gewichtsverlust und Lungenentzündung zum Tode fuhren.

Dr. Larch provoziert ihn: »Sie sind doch intelligenter als eine Bazille, Greg. Oder nicht? Ist eine Bazille etwa intelligenter als Sie?«

Zumindest fährt der Zug immer noch. Ohne Zwischenfall fährt er in New York in die Penn Station ein, nimmt eine Gruppe Passagiere auf, die sich auf wundersame Weise or-

dentlich benehmen, und setzt seine Fahrt unter dem Hudson River hindurch in Richtung New Jersey fort. New Yorker kommen mit Anarchie besser zurecht als andere Amerikaner. Die sind daran gewöhnt. Der Himmel wird grau. Gerard entdeckt ein paar Schneeflocken.

Auf einmal funktioniert kein einziges Handy mehr.

Als sie an Trenton vorbeifahren, versucht Gerard, Marisa zu erreichen.

Und noch einmal, nachdem sie Wilmington, Delaware, passiert haben.

Als sie endlich zweieinhalb nervenzerreißende Stunden nach der Durchsage des Lokführers Baltimore hinter sich gelassen haben, hört er Marisas Stimme am anderen Ende der Leitung. Nur noch eine halbe Stunde bis zur Union Station. Aber inzwischen schneit es heftig, die Schneewehen draußen werden höher, und der Sturm rüttelt derart am Zug, dass sie langsamer fahren müssen.

»Ich bin bald zu Hause«, sagt er.

»Ich hab dafür gestimmt, Gordon Dubbs zu fragen, ob er bereit ist, Lebensmittel gegen Heizöl zu tauschen«, sagt Marisa.

»Ich traue ihm nicht«, antwortet er. Das langsame Tempo beunruhigt ihn.

»Niemand traut ihm. Aber Grace ist krank. Die Klines sind krank. Wir brauchen etwas zu essen, Greg.«

Wird der Zug stehen bleiben?

Der Lokführer beantwortet Gerards Frage mit einer weiteren Durchsage: »Ich habe gute Neuigkeiten für alle, denen aufgefallen ist, dass wir langsamer fahren. Zwar wütet ein schlimmer Schneesturm«, fährt er fort, »aber die Leute von Amtrak haben sich was Geniales einfallen lassen, wie sie die Schienen freibekommen. Sie haben eine Dampflok aus dem Smithsonian Museum geholt und vorne einen Schneepflug anmontiert. Außerdem haben sie ein paar Zentner Kohle

aufgetrieben. Jetzt räumt der Schneepflug die Strecke zwischen Washington und Baltimore. Wenn wir Glück haben, kommen wir sogar pünktlich an.«

Die Welt zerfällt in Inseln. Sie kehrt zurück in eine Zeit, als es noch keine Städte und Staaten gab. Soziale Gefüge drehen sich um winzige Grundstücksareale, von denen jeder heiß umkämpfte Quadratmeter von Angehörigen der »Bürgerwehr« geschützt wird.

Meine Familie wird überleben, egal was es mich kostet.

»Wo sind die Kinder?«, fragt er Marisa.

»Die sind bei der Mittagspredigt. Wir haben einen neuen Pastor hier, Bartholomew Young. Ein guter Redner. Ein echter Gewinn.«

»Ich möchte euch von der Wüste erzählen, die die Israeliten durchquert haben«, sagt Pastor Young. Er zitiert seinen Urgroßvater. »Die Wüste ist nackt, der Himmel darüber teilnahmslos. Tagsüber schmorten die Israeliten unter der sengenden Sonne, und nachts fühlten sie sich angesichts der Stille der unzähligen Sterne beschämt in ihrer eigenen Bedeutungslosigkeit.«

Vom Podium aus blickt er in ein Meer aus ihm zugewandten Gesichtern. Seine Zuhörer sehnen sich nach Trost, Ablenkung, Weisheit — und Kürze.

Die Gerard-Kinder sitzen auf dem Boden neben Chris Van Horne. Wenn Pastor Young in seinem Vortrag innehält, ist überall Schniefen, Husten und Weinen zu hören. Draußen heult der Wind.

»Die Israeliten waren eine hungernde Armee.«

Paulo hockt ungeduldig neben Annie, bereit, aufzuspringen, sobald die Predigt zu Ende ist. Aber selbst die beiden reagieren auf die Stimme der Erinnerung, sie spüren, dass irgendetwas passiert. Was nehmen sie an ihm wahr, dass sie so gefesselt sind? Wahrheit? Leiden? Schicksalhaftigkeit?

»In der Wüste«, fährt Pastor Young fort, »braucht man Orientierung. Man braucht Klarheit. Man braucht Gott.«

Er erinnert sich an den Gestank im Flüchtlingslager, an den Geruch von ungewaschenen Menschen und Müllbergen. Wenn man etwas zu essen haben wollte, musste man den Männern in Schwarz und den Männern mit Scheitelkäppchen zuhören, die aus der Bibel oder aus dem Koran zitierten. Aber die Botschaft war immer dieselbe. Wenn du essen willst, hör zu. Wenn du Wasser willst, tu so, als wäre das, was wir sagen, die Wahrheit. Wer leben will, hat zwei Alternativen: die Heilige Schrift oder das Gewehr. Wähle deinen Gott und verneige dich.

»Ich bin in der Wüste gewesen«, sagt er, und an den dummen Gesichtern erkennt er, dass sie ihn für einen der ihren halten. »Ich bin herumgeirrt, bis ich meine Orientierung gefunden habe. Bis ich einen Sinn gefunden habe. Einen Führer.«

Jedes Mal wenn er »das gute Buch« sagt, meint er die Memoiren seines Ururgroßvaters. Wenn er sagt, »die rettende Macht«, meint er den Mentor, den Inbegriff menschlicher Güte und Tugend.

Er dachte, dass es ihm schwerfallen würde, diese Predigt zu halten, aber er braucht nichts weiter zu tun, als sich zu erinnern. Er hat gefürchtet, dass sie ihn durchschauen würden, aber die Kanzel ist ein weiterer Schutzmantel, der den wahren Menschen verhüllt.

»Wir irren jetzt in einer Wüste umher«, sagt er, »weil wir das Goldene Kalb angebetet haben.« Das hat ein britischer Mönch mal im Friedenslager gesagt.

»Ol«, murmeln seine Zuhörer.

»Ja«, greift er das Stichwort auf.

Der Organist beginnt zu spielen und die Leute stehen auf. Pastor Young bittet Chris Van Horne aufs Podium und gibt ihm die Bibel, während die Gemeinde einen Choral anstimmt.

Paulo und Annie, die sich bereits in den hinteren Teil der Kirche verdrückt haben, ziehen gerade ihre Jacken an. Als Pastor Young sieht, wie sie die Hintertür öffnen, fällt ihm noch ein weiterer Bibelspruch ein.

Folget den Kindlein.

Anscheinend ist er der Einzige, der gesehen hat, wie sie sich aus der Kirche geschlichen haben. Es wird ein Leichtes sein, ihren Spuren zu folgen. Sie sind Kinder, also nicht ausgebildet. Sie sind Amerikaner, also schwach.

Die Leute drängen sich um ihn, als er die Kirche durchquert, halten ihn auf, sagen: Was für eine wunderbare Predigt!

Endlich erreicht er den Haupteingang, vergewissert sich, dass ihn niemand beobachtet, geht hinaus und würde am liebsten laut losschreien.

Okay, sie sind hier draußen, er sieht, wie sie sich entfernen.

Zum Zoo, wie sie gesagt haben.

Sie sind ganz allein in diesem Schneesturm unterwegs, entschwinden immer weiter.

Aber auf Langlaufskiern!

Pastor Young ist jahrelang beim SAS ausgebildet worden, einer Abteilung der British Special Forces. Er weiß, wie man eine Wüste zu Fuß durchquert, wie man tagelang ohne Wasser überlebt. Er kann ein Messer gezielt werfen und einen Menschen auf die unterschiedlichste Weise mit Hilfe ganz normaler Küchengeräte töten. Er spricht vier Sprachen und kennt sich mit schwerem Gefährt aus. Er kann mühelos jede Schusswaffe der Welt zerlegen und wieder zusammenbauen.

Aber er kann nicht Ski laufen. Das hat er nie gelernt.

Pastor Young stolpert fluchend hinter den Kindern her, deren Vorsprung immer größer wird.

Zumindest sind ihre Spuren leicht zu verfolgen. Irgendwann

werden sie langsamer, dann hole ich sie ein. Oder ich erwische sie auf dem Rückweg.

In und um Washington beginnt das Ende im Kleinen und auf vielfältige Art.

Ein Messer gezückt gegen einen Angehörigen. Ein Angestellter des Verteidigungsministeriums, der in der Cafeteria Brot stiehlt, während draußen Soldaten die Menge in Schach halten. Regierungsangestellte, die nach der Evakuierung ihrer Vorgesetzten Ol aus den Heizkesseln des Finanzministeriums und Benzin aus den Tanks von Limousinen aus dem Fuhrpark des Weißen Hauses absaugen.

Die Bewohner der Zone A - die bis vor wenigen Stunden geschützt waren — verriegeln ihre Türen, verstecken ihre verbliebenen Lebensmittel, bewaffnen sich mit Gewehren, Baseballschlägern, Fleischermessern, hoffen, dass die Wachleute, denen sie Brot und Lohn geben, immer noch in ihren Eingangshallen sitzen und Mut beweisen werden, falls es zum Kampf kommt.

Keine Zonen mehr, Leute, hat der Präsident verkündet.

Die neue Normalität heißt jetzt Pandämonium.

Und »knappe Vorräte« das neue Gesetz.

Schon sind sie im Anmarsch, lassen sich selbst vom Schneesturm nicht aufhalten: Die Gerissenen, die Wütenden, die halb Verhungerten strömen über die Calvert Street Bridge an den verlassenen Barrikaden vorbei.

Sollen die anderen sterben, wir wollen leben.

Die prächtige Stadt auf dem Hügel löst sich in ihre Einzelteile auf.

In der Connecticut Avenue steht Gordon Dubbs am Fenster und sieht Rauch aus den Schornsteinen in der Marion Street steigen, was bedeutet, dass die da drüben es schön warm haben. Teddie, sein williger Schüler, steht neben ihm.

Der Kriegsherr und sein Sohn.

In ihrem Haus herrscht eisige Kälte, die Bewohner murren, die Rohre frieren ein. In den Internetblogs - wenn es Strom gibt — wird berichtet, dass die ganze Stadt in Flammen steht und der Präsident verschwunden ist, dass die Wissenschaftler mit ihrem Latein am Ende sind und die Soldaten scharenweise Fahnenflucht begehen. Eine neue Ära ist angebrochen.

Ist das der richtige Zeitpunkt, um die Marion Street anzugreifen, um das Heizöl zu erbeuten?

Der Darwinteufel flüstert in Gordon Dubbs' Ohr, provoziert ihn mit seinem Lobgesang auf die Evolution. *Der Stärkere überlebt, Gordon.* Wer ist stärker? Du? Oder die? Oder jemand anders in diesem Gebäude, der mehr Schneid hat als du?

Kann ich diese Grenze wirklich überschreiten?, fragt er sich.

Du hast sie schon überschritten, als du den alten Mann getötet hast. Du musst deinen Leuten beweisen, dass du stark bist.

»Dad?«, sagt sein Sohn. »Hörst du mir zu? Basil sagt, in den U-Bahn-Tunneln gibt es jede Menge Muschis. Er meint, wir sollten uns da unten ein paar Weiber besorgen.«

Gordon betrachtet die rauchenden Kamine.

Ja. Jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, zum Angriff zu blasen.

Er nimmt sein Handy, wählt Gail Hansens Nummer und sagt ihr, sie soll rüberkommen, er hätte gerade eine Lieferung Wodka bekommen.

Der *Amtrak Patriot* läuft tatsächlich pünktlich um 14 Uhr in der Union Station ein, Washingtons großartigem weißen Marmorpalast.

Die Passagiere applaudieren. Die wenigsten haben es überhaupt für möglich gehalten, dass sie es bis Washington schaffen würden. Aber jetzt, da sie angekommen sind, wo sollen sie hin? Alle Termine wurden abgeblasen. Inzwischen liegen zwanzig Zentimeter Schnee und es weht ein böiger

Wind. Die Politiker, Manager und Regierungsberater stehen im Bahnhof herum wie Flugzeugpassagiere, die gerade einen Absturz überlebt haben und feststellen, dass sie sich auf einer kargen Insel befinden.

Nicht mein Problem, denkt Gerard, während er in die riesige, leere marmorne Bahnhofshalle eilt, vorbei an Amerikas Beiträgen zur Weltkultur: ein Starbucks, ein Barnes & Nobles, ein McDonald's, natürlich alle geschlossen.

Die Halle ist so still wie ein ägyptisches Königsgrab.

Als Gerard aus dem Bahnhof tritt, sieht er mit Entsetzen, dass aus der Kuppel des Kapitols schwarzer Rauch aufsteigt. Im nächsten Moment ist das Gebäude im dichten Schneegestöber nicht mehr zu erkennen. Er nimmt die Walther aus dem Rucksack, die er unterwegs bereits überprüft hat, um sich zu vergewissern, dass keine Kugel in der Kammer steckt. Er schiebt das volle Magazin in den Griff und steckt sich die Pistole in die Jackentasche.

Drei Gestalten in roten Anoraks bewegen sich auf den Bahnhof zu. Gerard hofft, dass unter ihnen Rinkers Schwester ist. In der Umgebung der Hauptstadt gibt es wieder deutlich öfter ein Netz. Er hat die Frau vor zwanzig Minuten angerufen und seine Ankunft angekündigt. Sie hat ihm erklärt, es sei nicht nötig, sich an der verabredeten Straßenecke zu treffen, da die Soldaten abgezogen seien. »Treffen wir uns an den Rolltreppen zur U-Bahn-Station«, hat sie vorgeschlagen.

Jetzt winkt ihm eine der Gestalten zu. Gerard nimmt an, dass es sich bei dem Mann, der Frau und dem Jungen um eine Familie handelt.

»O Gott, Lebensmittel«, sagt die Frau, als sie den Rucksack öffnet. Sie hat Rinkers Wangenknochen und grüne Augen. Sie hebt eine Dosensuppe so ehrfürchtig hoch, als handelte es sich um ein kostbares Glas. »Erbseneintopf. Und sieh nur, Joe, Thunfisch hat er uns auch geschickt!«

Sie bricht in Tränen aus.

»Vielen Dank. Mein Bruder hat mir gesagt, dass Sie versuchen, zu Ihrer Familie durchzukommen«, sagt sie. »Aber meiden Sie die U-Bahn. Wenn Sie da runtergehen, kommen Sie nicht wieder raus.«

Dann eilt sie, den Rucksack schützend vor dem Körper haltend, zurück zu ihren Begleitern.

Gerard wählt Marisas Nummer. Es klingelt, aber niemand meldet sich. Er versucht es beim Festnetzanschluss der St.-Paul's-Kirche und kommt durch.

»Ich bin da, Liebling. Ich hab sogar ein Roastbeefsandwich mitgebracht.«

»Greg, die Kinder sind verschwunden.«

Er erstarrt. So etwas würde Marisa niemals sagen, wenn sie nicht schon jeden Winkel vergeblich nach ihnen abgesucht hätte.

»Sie sind nicht in der Kirche, Greg, und auch nicht in Marionville. Sie haben mein Handy, aber keiner von ihnen geht ran. Niemand hat sie gesehen.«

Er begreift sofort, was sie befürchtet. »Annie ist zu klug, um dahin zu gehen, Marisa. Und wenn doch, würde Paulo sie aufhalten.«

»Sie hat es sich in den Kopf gesetzt. Ich bin rausgegangen, um nach Spuren zu suchen, aber falls welche da waren, hat der Schnee sie längst überdeckt.«

Den beiden dreh ich den Hals um, denkt Gerard.

Er versucht, Marisa zu beruhigen. »Ich glaube nicht, dass sich die Kinder allzu weit entfernt haben«, sagt er. »Bestimmt tauchen sie in ein paar Minuten wieder auf.« Aber er muss ohnehin die ganze Connecticut Avenue hinauffahren, um nach Hause zu gelangen. »Ich sehe unterwegs im Zoo nach.«

»Na großartig. Dann seid ihr alle drei weg.«

»Ruf mich an, sobald sie zurückkommen«, sagt er, außer sich vor Sorge und Wut. »Wer hat sie als Letzter gesehen?«

»Sie haben sich vor der Predigt mit Pastor Young unterhalten ...«

»Young?«, wiederholt er, weil sie schwer zu verstehen ist.

»Ich hab dir doch von ihm erzählt, erinnerst du dich? Bartholomew Young? Der Pfarrer, der heute Morgen hergekommen ist? Seine Kirche ist abgebrannt.«

»Young und weiter? Sag das noch mal.«

»Bartholomew Les hat ihn aufgezogen und ihn Pastor Bart genannt. Da ist er fast ausgerastet! Ich heiße *Bartholomew«,* ahmt sie ihn nach. *»Unterstehen Sie sich, mich Bart zu nennen!* Ich hab nach ihm gesucht, um ihn zu fragen, ob er die Kinder gesehen hat. Aber er muss auch rausgegangen sein.«

Entsetzt starrt Gerard sein Handy an, und ihm bricht der Schweiß aus. Er denkt: *Ich ziehe voreilige Schlüsse.* Er denkt: *Das kann nicht sein.* Er denkt: *Und ob das sein kann! Dieser Mann hat von Anfang an unsere Reaktionen vorausgesehen. Er hat ganze Familien getötet. Es ist nur logisch, dass er es auch auf mich abgesehen hat.*

Soll er es Marisa sagen? Sie wird in Panik geraten, wenn er es tut. Aber er muss es ihr sagen, für den Fall, dass der Mann, der sich Bartholomew Young nennt, in die Kirche zurückkehrt.

»Vielleicht ist er es ja auch *nicht«,* sagt er zu Marisa, »aber halt dich aufjeden Fall von dem Mann fern. Und die Kinder auch. Ich rufe in Detrick an und sehe zu, dass sie Leute herschicken.«

Doch gleichzeitig denkt Gerard: *Wem versuche ich eigentlich, etwas vorzumachen? Falls er die Kinder in seiner Gewalt hat, wird er garantiert nicht wieder zur Kirche zurückgehen.*

Nachdem er das Gespräch beendet hat, widersteht er dem Drang, sofort loszuhetzen, und wählt mit klopfendem Herzen Raines' Nummer. Freizeichen. Diesmal ist es ihm egal, ob die Leitung abgehört wird.

»Hallo, Chef. Sind Sie immer noch in Maine?«

»Überprüfen Sie noch einen weiteren Namen für mich. Bartholomew Young«, sagt er, buchstabiert den Namen, und dann, ganz plötzlich - vielleicht liegt es an seiner Panik -, geht ihm ein Licht auf bezüglich der Bakterien, über die er sich auf der Zugfahrt den Kopf zerbrochen hat. Etwas, was er bisher übersehen hat.

Bakterien, die sich verkleiden, nehmen nur teilweise eine andere Identität an. Sie übernehmen nur einen Teil der DNA ihres Wirtes, nicht die ganze. Sie ahmen ihre Feinde nicht vollkommen nach.

Deswegen sagt er zu Raines: »Zerlegen Sie die Namen. Vielleicht lesen wir sie falsch. Vielleicht ist die Lösung eine Kombination, möglicherweise aus den Nachnamen oder nur aus den Vornamen. Geben Sie sie einzeln ein. Probieren Sie alles aus, vielleicht passt irgendetwas.«

»Fort Detrick macht in fünfundfünfzig Minuten dicht, Chef.«

»Stellen Sie mich zu Colonel Novak durch.«

»Sind Sie sicher, Chef?«, fragt Raines besorgt, wohl wissend, dass die Lauscher schon dabei sind, Gerard ausfindig zu machen.

»Schnell!«

Die Warterei macht ihn völlig verrückt. Er stellt sich vor, wie Paulo und Annie auf ihren Skiern arglos durch den Sturm fahren, vertraut mit Schnee, so wie Marisa und er es ihnen beigebracht haben. Sich abstoßen und gleiten. Vor seinem geistigen Auge sieht er, wie sie die Connecticut Avenue hinunterfahren.

Dann hinter ihnen eine einzelne Gestalt, die ihnen folgt.

»Wo steckst du?«, faucht Theresa. »Wie kannst du es wagen —«

Er schneidet ihr das Wort ab und sagt ihr, dass der Mann, der Lyle Samuelson ermordet hat, womöglich jetzt im National Zoo ist.

»Im Zoo? Wovon redest du?«

»Er ist hinter meinen Kindern her.«

Er legt seine ganze Willenskraft und Vernunft in seine Worte. »Die wissen von Anfang an viel zu viel über uns. Die haben von Anfang an ganze Familien getötet. Die müssen innerhalb unserer Ermittlungsorgane eine Quelle haben. Also, ich hab die Bakterie gefunden, richtig? Ich hab Cougar und Samuelson gefunden ...«

»Mein Gott«, sagt Theresa. »Du glaubst also ...?«

»Verhafte mich von mir aus nach dem Schneesturm. Aber jetzt schick ein paar Leute zum Zoo.«

»Ich versuch's, aber im Moment sind nicht viele Soldaten in der Gegend. Sie haben keinen Sprit mehr. Oder sie sind in der Innenstadt in Kämpfe verwickelt. Die U-Bahn fährt nicht. Ich tue, was ich kann. Ruf mich an, sobald du dort bist, Greg. Ich hoffe inständig, dass du dich irrst.«

Er versucht, Paulo anzurufen, der sich jedoch nicht meldet. Wahrscheinlich ahnt er, dass einer seiner Eltern ihn zu erreichen versucht. Verdammt, Paulo hat wahrscheinlich keine Lust, die Stinkwut seines Vaters abzukriegen.

Gerard vergewissert sich, dass die Walther noch in seiner Jackentasche ist. Er stößt sich mit seinen Skistöcken ab und rast los. Linker Fuß, rechter Fuß. Seine Wut verleiht ihm Energie und einen entschlossenen Rhythmus.

Ihm fällt der Song »At the Zoo« von Simon and Garfunkel ein.

»It's all happening at the zoo«, heißt es da gleich am Anfang.

Alles passiert im Zoo.

24. KAPITEL

11. Dezember. 14 Uhr 21. 44 Tage nach dem Ausbruch.

Abstoßen und gleiten, abstoßen und gleiten.

Die Massachusetts Avenue hinauf muss Gerard seine Kräfte einteilen. Überanstrengt und völlig durchgeschwitzt wird er seinen Kindern nachher keine große Hilfe sein, wenn sie ihn am dringendsten brauchen.

Der Zoo, denkt er. *Ich hätte es wissen müssen. Aber einen Teenager kann man nicht rund um die Uhr im Auge behalten.*

Hoffentlich hat Theresa inzwischen die Soldaten losgeschickt.

Die Angst sitzt wie ein Klumpen in seiner Brust, wie ein Felsbrocken in seiner Lunge. Plünderer, denen er unterwegs begegnet, lassen ihn in Ruhe, sie interessieren sich nur für die leerstehenden Häuser in Zone A. Er ruft sich das Gesicht des Killers ins Gedächtnis, das er auf den Bändern der Überwachungskameras in Las Vegas gesehen hat, ein völlig unscheinbares Gesicht, das ihm nicht aufgefallen wäre, wenn Detective Hardy ihn nicht daraufhingewiesen hätte. Gerard stellt sich den Mann in der Kleidung eines Geistlichen vor. Wahrscheinlich ist er bewaffnet. Gerard bemüht sich, nicht an die ermordete Familie des FBI-Mannes in Washington und den toten jungen Mann in dem Hotel in Nevada zu denken.

Kann es wirklich sein, dass er sich in der Massachusetts Avenue befindet, direkt an der berühmten Schaltzentrale der größten Weltmacht? In derselben Straße, über die er zahllose

Male mit Marisa gefahren ist, um ihre Eltern vom Bahnhof abzuholen? In der Straße, die er so oft mit dem Taxi entlanggefahren ist, um vor dem Kongress auszusagen? Auf der Massachusetts Avenue hat er an mehr Botschaftspartys teilgenommen, als er sich erinnern kann. Einmal haben er und Marisa sogar bei der jährlich stattfindenden Halloween-Soiree im Observatorium getanzt, dem Wohnsitz des Vizepräsidenten in der Nähe der Reno Road. An dem Abend ist er mit angeklebtem Bart als »Louis Pasteur« aufgetreten, der Arzt, der herausgefunden hat, wie sich die Tollwut bekämpfen lässt. Und Marisa hatte sich die Haare hochgesteckt wie Ann Crowe, die erste Schullehrerin zu Kolonialzeiten.

Inzwischen hat sich die Stadt in eine postapokalyptische Szenerie verwandelt, und das weit schneller, als der Krisenstab es jemals für möglich gehalten hat.

Gerards Handy klingelt, aber als er sieht, dass nicht Marisa, sondern Raines ihn anruft, fährt er weiter.

Die Plündereien, die er beobachtet, wirken zum Teil spontan. In anderen Gegenden sind offenbar organisierte Banden am Werk. Am Sheridan Circle kommen Plünderer aus dem Mayflower Hotel und verschwinden in alle Richtungen mit voll beladenen Schlitten. Er gleitet am brennenden Brookings Institute vorbei, dem ehemaligen großen Thinktank, wo er an einem Seminar zum Thema »Destabilisierung im 21. Jahrhundert« teilgenommen hat. Dort haben Spitzenwissenschaftler Kriege im Nahen Osten um die Wasservorräte vorausgesagt, Grippe-Epidemien, die sich von Asien her ausbreiten würden, Unfälle in Atomkraftwerken in Osteuropa. Und natürlich — der Grund, warum Gerard dort war - Koffer bomben mit Beulenpesterregern.

Du musst die Skier nach außen ausgestellt halten, ermahnt er sich. *Schieb dich die Hügel hinauf. Geh in die Hocke, wenn es abwärtsgeht, um Energie zu sparen und den Luftwiderstand zu verringern.*

Ich hätte nie aus Washington fortgehen dürfen.

Immer wieder klingelt das Handy. Am Dupont Circle, wo die Massachusetts Avenue auf die Connecticut Avenue trifft, bleibt er keuchend stehen, um kurz zu verschnaufen. Er holt das Handy aus der Tasche.

Immer noch keine Nachricht von Marisa. Aber diesmal nimmt er Raines' Anruf entgegen.

»Chef, Sie hatten die zündende Idee!«, jubelt Raines.

Gerard steht im Schneesturm, die Kehle trocken vor lauter Angst um seine Kinder, und weiß gar nicht, was er mit den Gefühlen anfangen soll, die ihm durch den Äther entgegenschwappen. Raines hat die falschen Namen einzeln überprüft, wie Gerard es ihm aufgetragen hatte. »Wollen Sie wissen, warum ich zuerst nichts gefunden habe? Weil es alles Nachnamen sind! Sie haben alle eine Verbindung!«

»Was macht Sie da so sicher?«, fragt er.

»Weil sie alle am selben Ort auftauchen. Es sind historische Namen. Britische Namen! Alle sechs! Das kann kein Zufall sein! Sie werden nicht glauben, was die Verbindung ist. Es ist Lawrence von Arabien, der Held des Ersten Weltkriegs.«

»Versuchen Sie nicht, künstlich einen Zusammenhang zu konstruieren, Raines?«

»Nein. Die einzigen Links, unter denen alle sechs Namen übereinstimmend auftauchen, sind Seiten über Lawrence von Arabien. Es sind lauter *Männer, die er bewundert hat.* Wir stehen mit den Kollegen in London in Kontakt. T. E. Lawrence ist mit den Arabern geritten, aber dann hat er den Briten geholfen, sie auszutricksen. Er hat den Briten und Franzosen geholfen, den Nahen Osten unter sich aufzuteilen.« Raines lacht verbittert. »Öl, kapieren Sie's? Er hat den Arabern das Öl gestohlen.«

Gerard ist wie vom Donner gerührt. Lawrence von Arabien? Alles, was er über den Mann weiß, hat er in einem alten Film gesehen, und ob der sich auch nur entfernt an die

Wahrheit gehalten hat, steht in den Sternen. Er erinnert sich an Peter O'Toole, der die Beduinenkrieger auf ihren Kamelen in eine Schlacht gegen türkische Soldaten fuhrt. Er sieht O'Toole auf einer ausgebombten türkischen Lokomotive, während seine Männer ihm zujubeln.

Verdattert fragt er: »Und wo ist die Verbindung zu Delta-3?«

»Woher soll ich das wissen? Clayton war Geheimdienstchef. Cox ein Stabsoffizier. Bartholomew hat den Angriff auf Damaskus geplant. Lewis war ein Australier, der zusammen mit Stokes für Lawrence gekämpft hat. Wenn man die Namen eingibt, erscheint immer sofort Lawrence' Buch *Die sieben Säulen der Weisheit.* Verdammt, das ist, als würde ein Amerikaner die Namen von Präsidenten als Pseudonyme benutzen. Lincoln Washington. Wilson Adams. Das würde nur einem Yankee einfallen. Können Sie sich einen El Kaida-Fanatiker vorstellen, der die Namen von toten britischen Generälen annimmt? Wohl kaum! Könnte Delta-3 aus England kommen?«

»Sie müssen mir noch einen Gefallen tun.«

»Hier spielen im Moment alle verrückt. Ich kann noch etwa zwei Stunden bleiben. Die Leute von Homeland Security lassen die Theorie fallen, dass es sich um einen Anschlag von arabischen Terroristen handelt - na ja, ganz lassen sie das wohl nie fallen, aber -«

»Finden Sie Pastor Bartholomew Young in Washington. Sehen Sie im Polizeiarchiv von Washington nach, bei Kirchen, in den Dateien der öffentlichen Versorgungsbetriebe. Vielleicht finden Sie eine Telefonnummer oder eine Kreditkarte. *Er ist hier.* Und kontaktieren Sie einen Detective in Las Vegas namens Duane Hardy. Er hat Videoaufnahmen von dem Mann.«

»Chef, Washington ist der einzige Ort, wo die bescheuerte Zoneneinteilung was Gutes bewirkt hat. Alle, die in den Zo-

nen A und B gewohnt haben, sind elektronisch erfasst, damit die von Homeland Security entscheiden konnten, wen sie umsiedeln müssen. Die gehen die Dateien schon durch. Damit haben sie sofort angefangen, als ich auf den Zusammenhang zwischen den Namen gekommen bin.«

Mit rasendem Puls macht Gerard sich wieder auf den Weg. Er biegt nach Norden in die Connecticut Avenue ein. Beim Fahren betet er: Bitte, lieber Gott, beschütze meine Kinder. Nimm mich, nicht sie. Bestrafe nicht meine Kinder dafür, dass ich meine Familie allein gelassen habe.

Als er sich der Calvert Street Bridge nähert, sieht er gespenstische Gestalten in den Schneewehen miteinander ringen. Dann lichtet sich das Schneegestöber einen Augenblick lang, und er bleibt erschrocken stehen, denn drei Meter vor ihm, mitten auf der Connecticut Avenue, steht ein Leopard. Frei. Lebendig. Ein Leopard vor einem liegengebliebenen Bus.

Was hat das Tier im Maul?, denkt Gerard.

Einen menschlichen Arm, der in einem olivgrünen Parkaärmel steckt.

So was tragen meine Kinder nicht. Annie kann die Farbe nicht ausstehen.

Der Atem des Tiers dampft. Der Leopard blickt Gerard an wie ein Trugbild. Beide starren einander in die Augen. Aber der Gestank von vergammeltem Fleisch, von Kot und nassem Fell ist echt. Durch den Vorhang aus Schnee wirken die Augen grün. Kleine, angelegte Ohren an einem rundlichen Kopf, der aus der Nähe wesentlich imposanter wirkt als hinter Käfiggittern. Der Schwanz zuckt.

Ganz langsam zieht Gerard die Walther aus der Tasche, als könnte das Tier wissen, was er da in der Hand hält. Er fragt sich, ob 9-Millimeter-Geschosse dem Leoparden überhaupt etwas anhaben können. »Meine Kinder!«, schreit er das Tier an.

Das ist der Arm eines Erwachsenen, denkt er erleichert.

Die grünen, runden Augen blinzeln.

Wütend schreit Gerard noch einmal: »Meine Kinder!«

Der Leopard wendet sich träge ab und trottet in Richtung Rock Creek Park. Er stapft durch hohe Schneewehen, dann ist er verschwunden. Gerard war für ihn nichts weiter als ein Kuriosum. Jedenfalls keine Bedrohung.

Wie viele gefährliche Tiere mögen hier noch frei herumlaufen?

Abstoßen und gleiten. Himmelherrgott! Ein Leopard.

Noch knapp ein Kilometer bis zum Zoo, schätzt Gerard.

Bitte, lieber Gott, mach, dass ich sie lebend finde.

Pastor Bartholomew Young steckt seine Glock zurück in die Parkatasche. Der Plünderer zu seinen Füßen liegt auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet. Im blutgetränkten Schnee liegen Dutzende von Brillen.

Keine Lebensmittel. Keine Waffen. Brillen. Brillen mit Drahtgestell und getönte Hornbrillen, Brillen in allen Stärken. Der Weltuntergang steht bevor, und dieser Idiot hortet Brillen. Womöglich war er ja Optiker. Vielleicht war ihm klar geworden, dass Sehhilfen ein zukunftsträchtiges Geschäft sind.

Ich wollte nur deine Schneeschuhe haben.

Aber der Idiot hat versucht zu fliehen.

Pastor Young löst die Schnallen, mit denen die Yukon Charlie's Back Country, Modell 825, an den Schuhen des Toten befestigt sind. Die mit Klettband angehefteten Gamaschen nimmt er dem Mann auch ab. Ebenso die Stöcke und die gefutterten Saranac-Handschuhe, die sind zweckmäßiger als seine dünnen London-Fog-Lederhandschuhe, die er gleich wegwirft.

Weiter geht's auf Schneeschuhen, schneller und noch schneller!

Das ist viel besser, als in normalen Schuhen durch den Schnee zu stapfen.

Die Spuren, die die Kinder hinterlassen haben, ziehen sich tief und gerade die Connecticut Avenue entlang wie ein Seil, das an ihren Füßen befestigt ist. Pastor Youngs Füße werfen Schnee auf wie Schaufelräder. Seine Beine sind kräftig und durchtrainiert, zusätzlich stößt er sich mit den Stöcken ab.

Sie mögen einen großen Vorsprung haben, aber irgendwann werden sie denselben Weg zurückkommen. Es ist also unvermeidlich, dass wir uns begegnen.

Er läuft die Connecticut Avenue entlang, so wie er sich im Dschungel auf einem Fluss bewegt. Man bleibt in der Mitte und hält sich vom Ufer fern. Young folgt den Skispuren bis zur Yuma Street, vorbei an liegengebliebenen Autos, auf deren Aufklebern — wo der Wind den Schnee von den Heckscheiben geweht hat — die Namen der Schurken zu lesen sind, die die Abhängigkeit vom Ol hätten verringern können, wenn sie gewollt hätten. Bush. Clinton. Bush.

Er läuft noch einen Hügel hinunter, lässt noch eine Mall links liegen. Und schon ist er am Zoo! Die Skispuren biegen nach links ab, vorbei an den steinernen Löwenskulpturen, dem verschneiten Ziersträuchergarten, dem »Asia Trail« und dem vergitterten Wachhäuschen.

Young bleibt stehen und lauscht.

Kommt raus! Kommt raus, wo auch immer ihr seid!

»Trink einen Schluck Wodka, Gail. Dann fühlst du dich gleich besser.«

Generalissimo Gordon Dubbs, Gebieter über die Connecticut Avenue 5110, ein Mann, der spürt, wie er immer mehr in die Rolle hineinwächst, die das Schicksal ihm zugeteilt hat, schenkt der verängstigten, mit Klebeband an einen Windsor-Sessel gefesselten Frau sein gewinnendstes Lächeln.

Die verlassene Hausmeisterwohnung im Untergeschoss ist das neue »Verhörzentrum«, gestaltet nach seinen Erfahrungen im Irak. Das Zimmer ist kalt und leer, an der Decke hängt eine nackte Glühbirne, und auf dem Boden hat Dubbs alle möglichen Werkzeuge zurechtgelegt.

Gail Hansens Gesicht ist tränenüberströmt. Sie zittert und schwitzt und wirkt überhaupt nicht mehr so reich und überlegen wie noch vor kurzer Zeit. Rotz tropft auf ihre ehemals elegante Bluse.

Teddie sagt: »Dad?«

»Nicht jetzt. Sieh zu, dann kannst du was lernen. — Gail? Wie viele Überwachungskameras gibt es in der Marion Street außer denen am Anfang und am Ende der Straße?«

»Steck dir deinen verdammten Wodka in den Arsch, Gordon.«

Sie wendet sich ab, starrt an die Decke, an die Wände, auf das Strandposter, ins Wohnzimmer, das mit gebrauchten Möbeln eingerichtet ist. Sie richtet ihren Blick auf alles Mögliche, nur nicht auf ihn. Gordon packt sie an den Haaren und reißt ihren Kopf hoch. Ihr Schrei erregt ihn. Teddie hält den Atem an.

»Wie viele, Gail?«

»Nur die zwei.«

»Dad?«, sagt Teddie noch einmal.

»Wie oft soll ich dir noch sagen, dass es unhöflich ist, ein Gespräch zu unterbrechen?«

Von jetzt an werden die Stärkeren überleben, denkt er. Die Schlappschwänze in der Marion Street werden den Raubtieren zum Opfer fallen. Das muss Teddie lernen. Wenn er zimperlich ist, muss er das überwinden.

Gail stammelt: »Die wissen, dass ich hier bin.«

»Ach, wir wissen doch beide, dass das nicht stimmt. Du kommst doch schon seit Wochen heimlich hierher. Die glauben, du hättest dich in deinem Haus eingeschlossen, wie

immer. Und bei dem Schnee findet sowieso keiner deine Spuren, du Säuferin.«

Dubbs hält Gail ein bis zur Hälfte mit Three-Czars-Wodka gefülltes Whiskyglas hin und lässt sie daran riechen. Sie will den Wodka unbedingt, das sieht man sofort. Der Junge soll lernen, wie man mit Süchtigen umgeht. Zuerst hält man ihnen das Zeug vor die Nase.

»Schnaps, Schnaps, Gail. An welchem Haus hängt die Überwachungskamera?«

»Wie kannst du den Jungen zusehen lassen, du Schwein!«

Er schlägt ihr mit der Faust ins Gesicht, spürt mit Genugtuung Knorpel knirschen und weiches Fleisch aufplatzen. Es erregt ihn nur noch mehr. Sie stößt ein Grunzen aus, als ihr Kopf nach hinten fliegt. Sie hyperventiliert. Noch nie hat jemand die Frau so behandelt. Sie fängt an zu schreien, würgt, ringt nach Luft, bricht in Tränen aus. Teddie tritt näher. Gordon bemerkt, dass der Junge nach Eau de Cologne duftet, obwohl er sich noch gar nicht rasieren muss.

Kleiner Mann!

»Der Monitor ist im Haus der Higueras«, stößt Gail hervor.

Schon besser. Gordon zeigt ihr einen von Hand gezeichneten Straßenplan, den er angefertigt hat. »Ist es das Haus?«

Ein Nicken. Ein Schluchzen. »Die Frauen sitzen davor, im ersten Stock.«

»Wie viele Schusswaffen gibt es in der Straße, Gail?«

Teddie blickt Gail direkt ins Gesicht, er ist völlig fasziniert, seine Wangen sind gerötet, und er ist tatsächlich erregt. Das nennt sich Hausunterricht. Das sind Laborstudien.

»Bob hat eine Schrotflinte«, sagt Gail. »Er ist ein Marine.«

Das Wort »Marine« flüstert sie so ehrfürchtig, wie manche Leute von Gott sprechen. Als wäre ein Marine ein Erzengel. *Aber ich war in der Army,* denkt Gordon. Und Cops sind auch harte Burschen. Ich hab meinen Jungs den Umgang mit

Schusswaffen beigebracht. Mit einem ehemaligen Marine können wir es locker aufnehmen.

Dieses Arschloch hat mich angegriffen.

»Dad, ihre Nase ist ganz matschig«, bemerkt Teddie, während Gail sagt: »Beide Wachen haben Handfeuerwaffen. Jeder eine. Es gab noch eine Pistole, aber die funktioniert nicht mehr.« Dann flüstert sie: »Es … es tut mir so leid«, und Gordon wird klar, dass das nicht ihm gilt, sondern den Nachbarn, die sie verraten hat. Sie sabbert wie ein Kleinkind. Ekelerregend.

»Sind die Wachen an bestimmten Stellen postiert? Oder drehen sie Runden?«

»Sie … drehen Runden …« Sie sackt in sich zusammen. Sie hat keinen Willen mehr. Es ist, als hielte der Wille das menschliche Skelett zusammen. Wenn der Wille zusammenbricht, dann mit ihm der ganze Körper. Dann verändert sich das ganze Wesen.

Wenn wir die Wachen töten, haben sie nur noch eine Schrotflinte.

»Was für andere Schutzmaßnahmen habt ihr, Gail?«

»Das weiß ich nicht. Ich gehöre nicht zum Komitee. Bitte, schlag mich nicht mehr.«

Komitee? Gordon lacht. Die Welt bricht zusammen, und die Leute in der Marion Street bilden Komitees.

»In welchem Komitee bist du denn, Gail? Im Säuferkomitee? Im Für-Schnaps-tu-ich-alles-Komitee?«

Er hört Teddie in sich hineinlachen.

Die Glühbirne an der Decke flackert, geht aber nicht aus. Zweifellos werden sich die Stromausfälle demnächst häufen, und dann werden die Überwachungskameras in der Marion Street erblinden.

Dubbs überkommt ein Gefühl unglaublicher Macht. Er fragt sich, ob sich so die mittelalterlichen Feudalherren gefühlt haben, die, an kein Gesetz gebunden, die absoluten

Herrscher über ihre Bauern waren, wie in den Filmen, die er sich früher immer angesehen hat.

Ihm kommt ein Spruch aus einem Film in den Sinn, der ihm so gut gefällt, dass er ihn zu Teddie sagt: »Dem Starken und Wagemutigen stehen alle Türen offen, mein prächtiger Sohn.«

Natürlich wird er später mit anderen Gruppen Bündnisse eingehen müssen. Zugeständnisse, die ihm Einfluss sichern. Er wird handeln müssen. Beistandspakte. Noch mächtigere Männer werden aufsteigen und Lehnstreue einfordern, wie es früher die Könige von ihren Herzögen verlangt haben.

Aber zunächst kommt es darauf an, das erste Abschlachten zu überleben, bis die großen Tiere aufkreuzen. Erst mal kommt es darauf an, genug Lebensmittel und Heizöl zu horten, Ruhm zu erwerben und sich durchzusetzen.

»War das denn so schlimm, Gail? Komm, trink einen Schluck.«

Bei der Polizei hatte er Macht über Leute, die sich auf den Straßen herumtrieben, aber selbst im Umgang mit degenerierten Elementen musste er sich an das Gesetz halten. Jetzt gibt es keine Gesetze mehr. Jetzt macht er seine eigenen Gesetze. Er kann mit Gail tun und lassen, was er will. Aber kann er vorher noch mehr aus ihr rausquetschen? Irgendetwas, was er bisher nicht in Betracht gezogen hat?

»Ich hasse mich«, schluchzt Gail.

Führungspersönlichkeiten, das weiß Gordon, müssen das menschliche Verhalten studiert haben.

»Dad?«, sagt Teddie.

»Jetzt darfst du sprechen, mein Sohn.«

»Darf ich's auch mal mit ihr probieren?«

Gordon grinst. *Das* hat er tatsächlich nicht in Betracht gezogen.

Guter Junge. Zeig mir; was du kannst, Teddie.

Er folgt ihnen auf Schneeschuhen, denkt Gerard voller Entsetzen, als sein Blick auf die Spuren im Schnee vor dem Eingang zum Zoo fällt.

Er ballt die Fäuste. Zwischen den steinernen Löwen verlaufen zwei Paar Langlaufspuren, teilweise überlagert von den breiten, ovalen Abdrücken von Schneeschuhen mit Stahlnoppen. Das bedeutet, dass der Träger der Schneeschuhe später hier vorbeigekommen ist.

Er kann sich nicht mit den Skistöcken abstoßen und gleichzeitig die Pistole in der Hand halten.

Gerard lässt die Walther in der Anoraktasche und gleitet in den Zoo. Wird er aus dem Gebüsch neben dem Eingang beobachtet? Aus dem Wachhäuschen, dessen Türen im Wind klappern? Aus dem bunkerartigen Besucherzentrum in dem künstlichen Hügel, an dem er vorbeiläuft?

Ob der Leopard zurückgekommen ist?

Die Skispuren fuhren ins Besucherzentrum und wieder heraus, die Schneeschuhspuren nicht. Das bedeutet, dass Pastor Young, als er hier vorbeikam, gesehen hat, dass die Kinder weitergelaufen sind - und dass er aufgeholt hat.

Das dichte Schneetreiben nimmt ihm fast die Sicht. Gerard folgt Wegweisern zu den Gehegen der amerikanischen Prärietiere und der großen Pandas. Schließlich steht er vor dem Gepardengehege, einem Hügel, umgeben von einem Graben und einem niedrigen Metallzaun. Uber dem Graben liegen zwei Bretter, auf denen Jäger hineingelangt oder die Geparden entwischt sind. Tiere sind keine zu sehen.

»Die Geparden sind dabei, ihr Rennen ums Überleben zu verlieren«, steht auf einem Schild neben einem Foto von den Jungtieren, das ihre flauschigen runden Köpfe zeigt, ihren ernsten Gesichtsausdruck und die hübsche schwarze Zeichnung, die den Eindruck erweckt, als wären sie mit schwarzer Wimperntusche geschminkt, die ihnen an der Nase entlang bis in die Mundwinkel läuft.

Gerard muss daran denken, wie Annie beim Abendessen immer erzählt hat, was sie auf den Schildern gelesen hatte. »Daddy, während der Renaissance haben Adlige in Italien Geparden mit auf die Jagd genommen. Und im Mogulreich Indien hat Akbar der Große Geparden an seinem Hof gehalten.«

Verfluchte Gepardenbabys, denkt er, dann entdeckt er am anderen Ende des Geheges einen Zebrakadaver, zweifellos von Menschen säuberlich ausgeweidet.

Sein Handy klingelt. Fluchend zieht er es aus der Tasche, schaltet hastig den Ton ab und hofft inständig, dass das Geräusch nicht weithin zu hören war. Das Gespräch anzunehmen hat keinen Zweck. Alle Informationen, die er jetzt braucht, sind in den Schnee geschrieben.

Ich werde ihn töten.

Er gleitet weiter. Der Zoo kommt ihm größer vor, als er ihn in Erinnerung hat. Uberall schlängeln sich Wege in alle Richtungen und biegen irgendwo ab. Es gibt Flächen mit dichtem Rot- und Sumpfeichenbestand, eine obere und eine untere Ebene mit Gehegen, ein Reptilienhaus aus Beton. Was, wenn der Mann, dessen Spuren er folgt, umkehrt und ihm plötzlich von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht?

Der Mann, der es auch auf mich abgesehen hat, denkt er.

Ich muss die Kinder warnen. Ich muss seine Aufmerksamkeit auf mich lenken, damit er sie in Frieden lässt.

Vor dem Pandahaus, einem Betonklotz mit einer zickzackförmig angelegten Rampe, die ins Innere fuhrt, bleibt er stehen, um nachzudenken. Er ist schon so oft mit Annie im Zoo gewesen, dass er selbst bei dem Schneegestöber weiß, wie das Gelände aussieht. Gibt es hier irgendetwas, was er zu seinem Vorteil nutzen kann? Irgendeine Möglichkeit, den Mann dazu zu bringen, dass er sich an seine Fersen heftet?

Er ruft sich die nahe gelegene Zoo Plaza und den »Panda Store« mit den zahllosen Plüschtieren in Erinnerung. Den

Popcorn-Stand ein Stück weiter den Weg entlang. Das Toilettenhaus und die kleine Tierpflegerstation, wo man die Eintrittskarten fürs Pandahaus kaufen kann.

Genau! Das ist es!

Die Tür der Tierpflegerstation im Stil einer Blockhütte steht offen. Die Regale, der Schreibtisch und der Minikühlschrank sind von Plünderern leergeräumt worden, auf dem Boden verstreut liegen Fellbüschel, Tierkötel, Federn und Blutreste. Gerard löst die Skier von seinen Füßen und betritt die Hütte. An einem Haken hängt ein zerrissener Tierpfleger-Anorak. Über das Logo des Zoo-Service hat jemand die Worte ISS MICH gesprüht. Er wirbelt herum, als er über sich ein Niesen hört, und entdeckt eine Schneeeule, die auf einem Balken hockt und ihn beäugt.

Womöglich hat der Kerl die Kinder schon in seiner Gewalt, denkt er, während er nach dem silbernen Mikrofon greift und betet, dass es noch funktioniert. Die Kinder sind bestimmt noch am Leben, sagt er sich, denn wenn Bartholomew Young sie als Druckmittel gegen mich einsetzen will, müssen sie noch lebendig sein und reden können, zumindest vorerst.

Er weiß, dass überall im Zoo an Pfosten Lautsprecher angebracht sind. Jetzt muss er seiner elterlichen Autorität mit Hilfe der Lautsprecher Geltung verschaffen.

Er drückt auf alle möglichen Knöpfe am Schaltpult. Nichts passiert. Verzweifelt probiert er einen nach dem anderen. Dann sieht er unter dem Pult nach, sucht nach losen Drähten oder Steckern. O Gott, bitte, lass mich die Kinder erreichen, denkt er. Mach, dass dieses verdammte Ding funktioniert.

In Schneeschuhen zu gehen ist, als würde man durch tiefen Sand stapfen.

Er legt sich um die Füße und hält einen fest. *Ich muss die Füße hochheben,* denkt Bartholomew Young.

An den frischen Spuren im Schnee kann er ablesen, dass er die Gerard-Kinder fast eingeholt hat, auch wenn er sie noch nicht sehen kann. Das beschwerliche Fortbewegen im Schnee erinnert ihn an den ersten Auftrag, den der Mentor ihm erteilt hat, nachdem Saboteure in Algerien eine Pipeline gesprengt hatten. Die Angreifer hatten Geld verlangt und gedroht, wieder zuzuschlagen, falls sie es nicht bekämen.

Eine Woche lang hat er acht Männer quer durch die Wüste verfolgt, durch Sand und Gebirge bis in ein Wadi, wo sie in einer Höhle hausten und sich in Sicherheit wähnten. Dort saßen sie am Lagerfeuer, brieten Hammelfleisch, sangen Lieder und prahlten mit ihrer Kunstfertigkeit im Umgang mit Sprengstoff, mit dem sie nach Belieben jede Pipeline zerstören konnten.

Er brauchte nur zweiundneunzig Sekunden.

Von da an wurde das Eigentum des Mentors nie wieder beschädigt.

Der Zoo gleicht einer zerstörten Stadt. Er ist einem Mann in einem Parka begegnet, der Adlerfedern am Kopf trug und mit einer Armbrust bewaffnet war. Offenbar tobt er hier in der Verwüstung seine Jagdfantasien aus.

Einmal hat er ein Schnaufen gehört, und als er sich umdrehte, kam ein Zwergflusspferd zitternd aus dem Gebüsch und lief verwirrt auf dem Weg umher, eine dünne Schneeschicht auf dem breiten Kopf. Es wundert ihn, dass das Tier so lange überlebt hat.

Aber eigentlich hat das Vieh Glück gehabt. Das hier ist kein Zoo mehr, sondern ein Schlachthof. Uberall klebt Blut. Uberall stinkt es nach Kot und rohem Fleisch. Der Zoo ist das Übungsfeld für die natürliche Selektion, in der Waffen mit im Spiel sind.

Als das Schneetreiben ein wenig nachlässt, entdeckt der Mann, der sich Bartholomew Young nennt, vor sich zwei kleine Gestalten. Gleich wird er in Hörweite sein. Trotz

seiner Verstimmung kann er nicht umhin, eine gewisse Bewunderung für die beiden zu empfinden, für das Mädchen, das sich so selbstlos um verwaiste Tierkinder kümmert, für den Jungen, der so unerschütterlich zu seiner Schwester hält. Verdammt, sie sind Adoptivkinder, und Gerard, egal welche Mängel er auch haben mag, hat ein gutes Werk getan, als er diese beiden Waisen adoptiert hat.

»Eure Mutter hat mich geschickt, um euch zu holen«, wird er ihnen sagen.

Als der Schnee wieder dichter fällt, ruft er nach ihnen, erhält jedoch keine Antwort. Wahrscheinlich haben sie ihn bei dem Wind nicht gehört.

»Eure Mutter ist ziemlich wütend auf euch«, wird er sagen.

Da sind sie! Auf dem Weg!

Als er erneut nach ihnen rufen will, beginnen plötzlich die überall aufgehängten Lautsprecher zu krächzen und zu kreischen.

»Annie! Paulo! Hier spricht euer Vater!«, dröhnt es aus den Lautsprechern.

Pastor Bartholomew Young bleibt wie angewurzelt stehen.

»Verlasst den Zoo durch den Hinterausgang! Geht durch den Park! Haltet euch von Pastor Young fern! Der Mann ist gefährlich!«

Du hast doch keinen blassen Schimmer, denkt Young, als er sich ohne Bedauern von den Kindern abwendet. Egal was Gerard heute sonst noch erreichen wird, er hat soeben seine Kinder gerettet.

»Versucht nicht, mich zu finden! Ruft eure Mutter in der Kirche an!«

Sprich nur weiter, denkt Young, während er einen an einem Mast angebrachten Lautsprecher betrachtet und sich zu erinnern versucht, wo er zuletzt einen Plan des Zoos gesehen

hat. Auf dem Plan wird die Stelle eingezeichnet sein, von wo aus Gerard Zugang zu der Verstärkeranlage hat.

»Ich liebe euch! Macht, dass ihr wegkommt!«, ertönt erneut Gerards Stimme.

25. KAPITEL

11. Dezember. 15 *Uhr 4g. 44 Tage nach dem Ausbruch.*

Widerwillig legt Gerard das Mikrofon weg. Am liebsten würde er nicht aufhören, seine Kinder zu warnen, bevor er sie hundertprozentig in Sicherheit weiß, aber er muss aus der Hütte verschwinden, ehe Bartholomew Young ihn dort findet.

Draußen wird es allmählich dunkel. Die Stille, die einsetzt, nachdem die Lautsprecher verstummt sind, ist überwältigend.

Gerard tritt ins dichte Schneegestöber hinaus. Sein Plan ist etwas plump, *aber bei den schlechten Sichtverhältnissen könnte er funktionieren,* denkt er. Er rammt seine Skier in eine Schneewehe neben der Tierpflegerstation, dann drapiert er den Parka darüber, so dass das Ganze aussieht wie eine Vogelscheuche. Wer den Weg entlangkommt, wird die »Schulter« eines Mannes sehen, der hinter der Hütte steht. Da der Kopf der Vogelscheuche von der Hütte verdeckt wird, ist es nicht nötig, ihr einen Hut aufzusetzen.

Jag mich, betet Gerard. *Lass meine Kinder laufen.*

Die Walther fühlt sich schwer und unangemessen an in seiner Hand. In geduckter Haltung geht er hinten um die Hütte herum, überquert den kleinen Platz am hinteren Rand und steigt durch das zerschlagene Schaufenster in den Panda Store. Von hier aus müsste er jeden sehen, der den Platz betritt. Da er immer ganz dicht an Gebäuden entlanggelaufen ist, werden seine Fußspuren für niemanden sichtbar sein.

Während er hinter der Kasse hockt und nach draußen späht, starren ihn von hinten Hunderte schwarzer Augenpaare an - von Plüschaffen, Plüschottern, Plüschpinguinen.

Der Wind pfeift durch die kahlen Baumkronen.

Vielleicht sollte ich lieber nach Bartholomew Young suchen.

Dann nimmt er auf dem Olmsted Walk eine Bewegung wahr. Eine in dem grauen Licht schwer auszumachende Gestalt nähert sich der Hütte. Gerard hebt seine Pistole.

Dann hält er den Atem an. Das Gepardenjunge ist gewachsen, seit er es das letzte Mal gesehen hat, es ist jetzt fast so groß wie ein erwachsenes Tier. Dünn, aber größer, geschmeidig in den Schulterblättern. Die Raubkatze würdigt ihn keines Blickes.

Sieh mal einer an! Annie hatte recht, denkt er, ganz der stolze Vater, während er dem Tier nachschaut, als es hinter der Hütte verschwindet. Dann, als er den Kopf wieder wendet, flucht er innerlich, denn erst jetzt entdeckt er die menschliche Gestalt, die auf die Station der Tierpfleger zuschleicht und sich dabei am Panda Store entlangdrückt. Vor lauter Nervosität bewegt Gerard sich zu schnell. Er richtet die Walther nach links, aber der Mann muss ihn gehört oder gespürt haben, denn er wirft sich seitlich in den Schnee, bevor Gerard abdrückt. Schüsse krachen über den Platz.

Vielleicht hab ich ihn getroffen, denkt Gerard, als die Gestalt wie ein Tier auf allen vieren flüchtet.

Doch dann ruft ihm eine Stimme aus dem verschneiten Picknickbereich auf der anderen Seite des Olmsted Walk etwas zu. Der Mann klingt alles andere als verwundet.

»Ich muss mit Ihnen reden, Dr. Gerard.«

Die Stimme klingt milde, vernünftig, die akzentfreien Worte schweben wie Schnee aus dem Halbdunkel.

»Sir? Ich habe Ihre Kinder.«

Gerard packt die Angst, aber er antwortet nicht. Der Mann versucht herauszufinden, wo er sich befindet. Lügt

er? Gerard hat plötzlich einen Geschmack im Mund wie von rostigem Eisen. Die rhythmischen Hiebe gegen sein Brustbein fühlen sich an wie von einem Baseballschläger. Aber es ist nur sein Herz.

»Dieser Paulo! Ein sehr mutiger Junge«, sagt die Stimme.

Die Stimme scheint sich zu bewegen, von links nach rechts, aber es schneit zu heftig, als dass Gerard etwas sehen könnte. Deshalb widersteht er dem Impuls, zu schießen. Wie oft hat er abgedrückt? Zweimal? Das Magazin hat sechzehn Patronen. Aber war es auch wirklich voll? Wenn er es herausnimmt, um nachzusehen, könnte Young das Klicken hören.

»Ihre Annie ist ein widerspenstiges Mädchen, Gerard.«

Gerard bewegt sich ebenfalls, robbt im Souvenirladen drei Meter nach links, bis er hinter umgeworfenen Regalen auf Glasscherben liegt. Vor seinem Gesicht liegen lauter Plüschgiraffen.

»Die armen Kinder! Sie liegen gefesselt am Boden und werden bald von Schnee bedeckt sein.«

Gerard stellt sich vor, wie seine Kinder unter einer Schneedecke verschwinden. *Das würde der Mann nicht tun,* sagt er sich, *er würde die Kinder nicht einfach fesseln und im Schnee liegen lassen. Das wäre unmenschlich.* Doch dann erinnert er sich an die Fotos von der kaltblütig ermordeten Familie des FBI-Agenten.

»Ich mache Ihnen ein Angebot, Sir«, ruft der Mann. »Kommen Sie raus. Reden Sie mit mir. Dann lasse ich die Kinder laufen.«

Das glaub ich dir aufs Wort, denkt Gerard.

Die Stimme bewegt sich weiter. »Ich weiß, Sie denken an die anderen Familien. Aber *damals* ging es darum, falsche Fährten auszulegen. *Diesmal* geht es um Informationen. Ich bin nicht gefühllos. Ich halte mich an meine Aufträge. Ich werde Ihnen ein paar Fragen stellen, und dann werde ich Sie erschießen. Sehen Sie? Ich sage die Wahrheit. Mein Ururr-

großvater hat auch nur getötet, wenn er dazu gezwungen war. Ich werde die Kinder laufen lassen.«

Ururgroßvater?, denkt Gerard.

»Was sind Sie bloß für ein Vater?«, fragt die Stimme.

Gerards Gedanken rasen. *Er will mir also Fragen stellen — bedeutet das, wir sind nah dran an der Entschlüsselung von Delta-j?*

Die Stimme klingt gedämpft. Der Mann verliert die Geduld. »Wenn ich zu Ihnen kommen muss, gilt mein Angebot nicht mehr.«

Aber solange der Mann redet, weiß Gerard, dass er sich auf der anderen Seite des Platzes befindet. Er riskiert es, die Pistole sinken zu lassen und ein Handy aus der Tasche zu nehmen. Er drückt Marisas Handynummer in der Hoffnung, dass Paulo sich meldet. Seine Hände zittern. Die lauten Pieptöne, die das Gerät von sich gibt, machen ihn ganz verrückt. Wenn Paulo diesmal nicht rangeht, muss er davon ausgehen, dass der Mann die Kinder tatsächlich in seiner Gewalt hat, und dann wird ihm nichts anderes übrig bleiben als aufzugeben. Er hört das Freizeichen, dann ein Klicken. Er ist durchgekommen!

Du hast meine Kinder gar nicht, frohlockt er.

Doch dann bricht die Welt um ihn herum zusammen, denn die Stimme, die sich am Telefon meldet, ist dieselbe, die er jenseits des Platzes hört.

»Werfen Sie Ihre Waffe auf den Weg, Sir. Kommen Sie mit erhobenen Händen aus dem Laden. Es dauert nur ein paar Minuten. Es war klug von Ihnen, anzurufen.«

Gerards Willenskraft löst sich in Wohlgefallen auf. Er hat keine Energie mehr. Wie konnte er sich nur einbilden, einen Profi austricksen zu können. Er steht auf und wirft die Walther auf den Platz, hört jedoch nicht, wie sie im Schnee landet.

»Ich komme raus«, ruft er.

Vielleicht wird der Mann Wort halten. Vielleicht besitzt

Pastor Young oder Clayton Cox oder wie auch immer der Typ sich inzwischen nennt, noch einen Funken Moral, irgendeinen Verhaltenskodex, der es ihm ermöglicht, mit den Gräueltaten zu leben, die er begangen hat. Selbst die schlimmsten Mörder handeln nach einem persönlichen Kodex.

Bitte, lieber Gott, mach, dass meine Kinder noch leben.

Glasscherben knirschen unter seinen Füßen. Der Wind fegt ihm Schneeflocken ins Gesicht. Er tritt hinaus auf den Platz.

Verfluchter Zoo, denkt er.

Der Mann sagt: »Ich halte mein Wort, Sir.«

Der Mann erhebt sich, fünf Meter von Gerard entfernt.

Doch dann dröhnt plötzlich eine männliche Stimme über einen Lautsprecher aus der Richtung des Zooeingangs.

»Dr. Gregory Gerard! Hier spricht Captain Robert Arnett von der United States Army! Gregory Gerard! Kommen Sie zum Haupteingang!«

»An Ihrer Stelle würde ich nicht darauf reagieren«, sagt der Mann ruhig und kommt auf ihn zu, als gäbe es keine Soldaten.

Gerard sieht die ausgestreckte Hand des Mannes und eine Pistole. Wenn er eine falsche Bewegung macht, wird Young schießen. *Vielleicht werden die Soldaten meine Kinder retten,* denkt er.

»Kommen Sie«, sagt Young gelassen und deutet in Richtung Hinterausgang.

»Colonel Novak hat uns geschickt!«, sagt die Stimme über Lautsprecher.

Der Mann vor Gerard wirkt in keiner Weise auffällig. Er ist einfach nur ein Mann in einem Parka. Das Gesicht sieht älter aus als auf den Videos aus Las Vegas, aber die Kopfform stimmt. Es ist derselbe Mann.

Die Stimme aus dem Lautsprecher scheint über den Olm-

sted Walk näher zu kommen. Es ist, als könnte sie Gerard über ein Radarsystem orten.

»Ihre Kinder sind in Sicherheit! Sie sind bei uns!«

Wie bitte???

Bartholomew Young blickt Gerard direkt in die Augen. Auf dem Lauf seiner Pistole ist ein Schalldämpfer angeschraubt. Er zuckt die Achseln. »Sie sind mir entwischt. Anscheinend sind Sie ein guter Skilehrer, Sir. Die beiden sind sehr schnell auf ihren Skiern. Aber der Junge hat sein Handy verloren, und da hab ich es aufgehoben. Man sollte so jungen Leuten keine Wertsachen anvertrauen.«

Gerard kann kaum atmen.

»Marisa hat ihnen das Skilaufen beigebracht«, sagt er, obwohl ihm klar ist, wie bescheuert das klingt. Aber er will Zeit gewinnen, reden, denken, atmen.

Die blauen Augen blinzeln, doch ansonsten ist das Gesicht so ausdruckslos wie das von einem ausgestopften Tier. Gerard wartet auf die Kugel. Aber er ist froh, denn seine Kinder sind in Sicherheit.

»Wissen Sie, wer *er* ist?«, fragt der Mann.

Er? Bestimmt meint er den Drahtzieher. Den Mann im Hintergrund. Gerard senkt den Kopf. *Dieser Mann darf absolut nichts von mir erfahren,* denkt er.

Er hört ein metallisches Klicken, wahrscheinlich entsichert der Mann die Pistole. Die verdammten Soldaten müssen ganz in der Nähe sein.

»Sie brauchen mich«, sagt Gerard hastig. »Sie brauchen Informationen, richtig? Alle anderen, die Bescheid wissen, sind tot. Ich bin als Einziger noch übrig.«

Durch seine Mütze spürt Gerard den Lauf der Pistole, der gegen seine Schläfe drückt. Aber es fällt kein Schuss.

Der Mann fragt: »Glauben Sie etwa, Ihre Kinder wären in Sicherheit? Das sind sie nicht. Nur vorübergehend.«

Gerard blickt auf.

»Wenn ich es nicht schaffe«, sagt der Mann, »wird ein anderer kommen. Wenn Sie uns nichts sagen, werden wir Ihre Frau und Ihre Kinder fragen. Sie haben nur eine Möglichkeit, das alles aufzuhalten. Mit Antworten.«

»Wir wissen, wer er ist«, entgegnet Gerard verwegen.

Der Mann mustert ihn eindringlich, um herauszufinden, ob Gerard die Wahrheit sagt. »Dieser Junge ist nicht Ihr leiblicher Sohn. Trotzdem sind Sie bereit, für ihn zu sterben. Wollen Sie, dass er für Sie stirbt?«

Der Druck auf seine Schläfe wird stärker. Gerard riecht Knoblauch. Der Mann sagt: »Der Name. Sprechen Sie ihn aus.«

Jetzt hört Gerard ein neues Geräusch, nicht aus einem Lautsprecher, sondern etwas wie … ein Schnauben. Ein *Pferd?*

»Der Name, Commander! Ich verspreche Ihnen, mich fernzuhalten.«

Gerard sagt nichts.

Plötzlich ist der Mann verschwunden, und im nächsten Augenblick nähert sich ein von Pferden gezogener Schlitten, in dem Soldaten sitzen.

Er kommt ganz sicher zurück, denkt Gerard und fängt an zu zittern.

Der Schlitten ist ein von zwei großen, schwarzen Pferden gezogenes Ungetüm aus dem Smithsonian Museum, ein offener Wagen, wie man sie im neunzehnten Jahrhundert für Weihnachtsfahrten und Picknickausflüge benutzte.

Das Fahrzeug wirkt seltsam deplatziert neben den modernen Waffen und der modernen Ausrüstung der Männer, die darin sitzen.

Gerard zeigt den Soldaten, wohin Pastor Young geflohen ist. Die Spuren fuhren in Richtung Giraffen- und Elefantenhaus und zu dem dahinterliegenden Baumbestand.

»Ihre Kinder sind im zweiten Schlitten, Sir.«

Die Soldaten schwärmen zu Fuß aus, folgen den Spuren in einer Kette. Ohne Schneeschuhe oder Skier sehen sie aus, als würden sie durch schäumende Brandung waten. Dennoch machen sie einen hartgesottenen, kompetenten und entschlossenen Eindruck. Der Captain erklärt Gerard, dass ein zweiter Trupp durch den Hintereingang in den Zoo unterwegs ist, um Pastor Young abzufangen.

»Der kommt hier nicht raus, Sir, keine Chance. - Aha, da sind ja Ihre Kinder!«

Fassungslos und zugleich erleichtert dreht Gerard sich um. Neben den Soldaten sehen die Kinder in dem zweiten Schlitten winzig aus. Paulo wirkt fasziniert. Annie rechnet offenbar damit, den größten Ärger ihres Lebens zu bekommen. Gerard umarmt die beiden, drückt sie an sich, dann schreit er sie an.

»Wie konntet ihr das Handy verlieren? Das ist kein Spielzeug! Das hab ich euch schon hundertmal gesagt! Ihr passt einfach nicht auf eure Sachen auf!«

Paulo bricht in Tränen aus.

»Tut mir leid, Dad.« Er ist blass.

Sie haben Young noch nicht einmal gesehen. Sie hatten keine Ahnung, dass er da war. Sie haben Gerards Stimme aus den Lautsprechern gehört und sind sofort geflüchtet, und auf dem Heimweg sind sie den Soldaten begegnet, erzählen sie Gerard. Dann klingelt das Handy des Captain.

»Für Sie, Dr. Gerard.«

Er rechnet damit, Marisas Stimme zu hören, aber es ist Raines. Gerard kann sich kaum auf dessen Worte konzentrieren.

Meine Kinder leben.

»Chef? Wir haben seine Wohnung auf der Liste gefunden!«

»Liste?«

»Das hab ich Ihnen doch erklärt. Alle Hausbesitzer der Zone B haben Listen mit den Namen ihrer Mieter erstellt. Bartholomew Young, Beruf Pfarrer. Er hat eine Wohnung auf der Q Street gemietet, in der Nähe des Dupont Circle.«

»Gibt es sonst noch einen Bartholomew Young auf der Liste?«

»Nein. Homeland Security kümmert sich darum und versucht, ein paar FBI-Leute zu der Wohnung zu schicken. Notfalls schicken sie die Männer zu Fuß hin.«

Die Kinder wirken ängstlich. Endlich haben sie begriffen, was beinahe passiert wäre.

»Einen Moment, Raines.«

Der Dupont Circle ist ganz in der Nähe, nur wenige Fußminuten.

»Captain? Ich muss zum Dupont Circle. Ich nehme drei von Ihren Männern und einen Schlitten«, sagt er und zeigt seinen Dienstausweis.

Anfangs glaubt der Offizier, Gerard hätte Angst. »Den haben wir in ein paar Minuten, Sir. Keine Sorge. Hier sind Sie in Sicherheit.«

Gerard sagt zu Raines: »Geben Sie mir die genaue Adresse.«

Paulo grinst, als ihm dämmert, dass er und Annie bei einem wichtigen Auftrag dabei sein werden. Es bleibt keine Zeit, um sie in die Marion Street zu bringen. Gerard ermahnt die Kinder, dass sie sich »auf dünnem Eis bewegen«, und schärft ihnen ein, alle Anweisungen zu befolgen, wenn sie diese Wohnung erreicht haben, und nur ja keinen einzigen Schritt ohne seine Erlaubnis zu machen. Kapiert? Versprochen?

Paulo ist begeistert. Nachdem er sich eben noch vor Angst fast in die Hose gemacht hat, kann er im nächsten Augenblick kaum erwarten, dass es losgeht.

Klar, Dad. Versprochen, Dad!

Für Paulo scheint es zu sein wie beim jährlichen CDC-Familienfest.

Bartholomew Young kämpft sich durch den Schneesturm den Hügel hinab. Vor sich und hinter sich hört er die Soldaten, die nach ihm suchen. Die Sichtverhältnisse sind fürchterlich, sie werden sich daher über ihre Helmmikros verständigen müssen. Egal wohin er geht, er wird Spuren hinterlassen. *Wenn ich auf einen Baum klettere, wird man es an den Spuren erkennen. Wenn ich umkehre, laufe ich ihnen in die Arme. Wenn ich weitergehe, treffe ich auf anrückende Soldaten.*

Die Soldaten sind wie die Treiber auf dem Landsitz des Mentors, die die Füchse den Jägern entgegenscheuchen. Diesmal ist Bartholomew der Gejagte.

Natürlich hat er Angst, und wie immer rufen Gefühle ihm Worte seines Ururgroßvaters in Erinnerung. »Sicher genossen wir die seltenen Augenblicke des Friedens und des Vergessens stärker; aber ich erinnere mich mehr der Qualen, der Schrecknisse und Verirrungen.«

Die ganze Zeit über dröhnt die Stimme aus dem Lautsprecher. »Bartholomew Young! Ihnen wird nichts geschehen!«

Gerard hat gesagt: »Wir wissen, wer er ist!«

Die Stimme aus dem Lautsprecher befiehlt: »Heben Sie die Hände über den Kopf!«

Er befindet sich in dichtem Wald, läuft durch tiefen Schnee. Ihm ist klar, dass seine Aussichten, zu überleben, verdammt schlecht stehen, aber seine einzige Chance, hier rauszukommen, ist der Angriff.

Sein Ururgroßvater wurde einmal von Türken gefangen genommen, die ihn schlugen und vergewaltigten. Young wird sich nicht gefangen nehmen lassen. Lieber stirbt er.

Er schnallt die Schneeschuhe ab, schiebt sie sich hinten unter den Parka und bindet die Kordel am unteren Saum fest

zu, damit sie nicht rausfallen, denn er wird sie später wieder brauchen. Dann wirft er sich in den tiefen Schnee.

Er versucht, die Kälte nicht zu spüren, während er vorwärtsrobbt. Der Schnee ist so tief, dass er fast darin verschwindet. Die Soldaten werden den Blick nicht nach unten, sondern nach vorne richten. Außerdem tragen sie keine Schneeschuhe, sondern normale Stiefel, die das Gehen beschwerlich machen.

Der Schnee kriecht ihm unter den Kragen.

Ich müsste eigentlich fast auf gleicher Höhe mit der näher rückenden Kette sein.

Im nächsten Augenblick tauchen rechts und links zwei Gestalten auf, die sich simultan bewegen. Bartholomew und die beiden Männer bilden drei Punkte eines kleiner werdenden Dreiecks. Das Dröhnen aus den Lautsprechern übertönt die Geräusche im Wald. Die Soldaten werden jeweils im Abstand von knapp sieben Metern an ihm vorbeigehen. Wenn kein Schnee läge, bräuchte er nur zu warten, bis sie vorbei sind, aber wenn er das tut, werden sie seine Spuren entdecken und umkehren.

Mit der schallgedämpften Glock feuert er einen Schuss ab. *Pffft!*

Der Mann zu seiner Linken fasst sich an den Hals, dann hört Bartholomew ein leises Röcheln. Er kann nur hoffen, dass das Mikro des Mannes nicht eingeschaltet war, aber er wendet sich dem zweiten Soldaten zu, noch ehe der erste am Boden liegt.

Pffi! Pfft!

Der Mann zu seiner Rechten bricht zusammen. Auf der Stelle tot.

Sie werden annehmen, dass ich mich vor ihnen befinde, hofft Bartholomew.

Jetzt hört er laute Stimmen. Die Soldaten wissen, dass auf sie geschossen wird, sie gehen in Deckung und rufen

einander zu, erst zu schießen, wenn sie das Ziel im Visier haben. Schließlich wollen sie nicht ihre eigenen Kameraden erschießen, die ihnen entgegenkommen. Das ist das Problem, wenn man einen Feind zwischen den Linien in die Falle lockt. Das ist der Schwachpunkt, den Bartholomew sich zunutze machen wird.

Es schneit immer heftiger. Bartholomew robbt weiter. In wenigen Minuten werden die Soldaten seine Spur entdecken, dann werden sie sehen, wo genau er entlanggerobbt und schließlich losgelaufen ist. Aber dann wird es zu spät sein. Dann wird er die Linien durchbrochen und den hinteren Teil des Zoos, den Zaun, den Rock Creek Park und schließlich die Harvard Street erreicht haben.

Die Soldaten haben keine Wachen am Hinterausgang postiert, sondern jeden Mann für den Angriff mitgenommen.

Plötzlich vernimmt er Schüsse hinter sich. Worauf schießen sie? Auf ein Tier? Aufeinander? Auf Gerard?

Bartholomew Young, ein freier Mann, erinnert sich an das Gesicht Gerards.

Hat er gelogen? Wissen sie wirklich, wer der Mentor ist? Das muss er unbedingt in Erfahrung bringen.

Wenn es stimmt, muss er den Mentor warnen.

Noch ehe er den Schuss hört, dringt der Schmerz heiß und stechend in seinen linken Oberschenkel. Dann stürzt er in den Schnee.

26. KAPITEL

11. Dezember. 16 Uhr 36. 44 Tage nach dem Ausbruch.

Das Viertel, in dem Pastor Young wohnt, sieht aus wie ein Kriegsgebiet, ist Gerards Eindruck, als der Schlitten anhält. Die Eingangstüren der Wohnhäuser sind aus den Angeln gerissen, die Fenster eingeschlagen, selbst in den oberen Etagen. Im Moment ist die Straße menschenleer, und Gerard hofft, dass die menschliche Zerstörungswelle bereits weitergeschwappt ist.

Es widerstrebt ihm zwar, seine Begleiter aufzuteilen, dennoch weist er einen der Soldaten an, den Schlitten zu bewachen. Die anderen betreten das Gebäude. Die Pferde schnauben unruhig und stampfen in den hohen Schneewehen auf. Vielleicht ahnen sie, dass sie Dutzende von Menschen wochenlang satt machen würden, falls eine hungrige Meute sie entdeckt.

Vielleicht hätte ich die Kinder lieber im Zoo lassen sollen.

Aber Gerard ist entschlossen, sie nicht wieder aus den Augen zu lassen. Und die Wohnung von Young muss er einfach überprüfen.

Ich will sie nicht in der Nähe von Bartholomen^ Young wissen.

Sie bleiben im Foyer stehen und lauschen. Alles ist still, vielleicht sind die Plünderer schon weitergezogen. Gerard sagt den Kindern, sie sollen hier mit Corporal Arnold McKenna warten. Im Foyer ist es sicherer als draußen. Außerdem ist es weniger gefährlich, als sie mit nach oben zu nehmen.

Vor allem falls Young seine Wohnung mit einem Sprengsatz

versehen hat, denkt Gerard in Erinnerung an die Videos zur Terrorismusbekämpfung, die er im Pentagon beim Krisenstab gesehen hat.

Paulo mault: »Och, Dad, ich könnte dir doch helfen.«

»Hilf mir, indem du zur Abwechslung tust, was ich dir sage.«

Der Rekrut Duane L. Pettigout - ein unglaublich magerer, pickeliger junger Mann — begleitet Gerard im Laufschritt die Treppe hoch. Je weiter sie nach oben kommen, umso schlimmer ist die Verwüstung. Aus der Verankerung gerissene Treppengeländer, frische Graffiti, deren rote Farbe noch an den weißen Wänden herunterläuft. »FRESST DIE REICHEN!«Menschliche Fäkalien auf dem beigefarbenen Teppichboden. Aber es ist warm im Gebäude. In Zone B gab es noch ausreichend Heizöl.

Die FBI-Leute müssten eigentlich längst hier sein.

Apartment 4C liegt am Ende eines Korridors. Die Eingangstür ist eingeschlagen, der Türrahmen zersplittert.

Zumindest brauchen wir uns keine Sorgen wegen einer Bombe zu machen.

Die Lampen im Flur flackern. *Wahrscheinlich gibt es heute Nacht wieder einen Stromausfall,* vermutet Gerard. Ein Blick in Apartment 4C, und Gerard weiß, dass seine Chancen, hier Beweise zu finden, gleich null sind.

Die Wohnung ist völlig verwüstet, ein Diorama der Zerstörung. Die Möbel sind zerschlagen, Regale von den Wänden gerissen, das Sofa aufgeschlitzt.

Sollen sie auf die FBI-Leute warten? Oder hineingehen?

Wir müssen jeden Augenblick damit rechnen, dass neue Plünderer auftauchen.

Gerard wünscht, er hätte eine kugelsichere Weste an und mehr Soldaten zur Verfügung. Er ist halb wahnsinnig vor Sorge um Marisa und kann nur hoffen, dass die Verwüstungen außerhalb der Zonen A und B weniger extrem sind.

Dass meine Leute in Sicherheit sind.

»Pettigout, warten Sie hier im Flur. Bleiben Sie immer im Kontakt mit den Leuten unten.«

»Soll ich Ihnen nicht lieber beim Suchen helfen?«

»Ich könnte Ihnen nicht mal sagen, wonach Sie suchen sollen.«

Als sie ein Knirschen hören - Scherben unter Schuhen —, wirbeln sie herum und sehen eine korpulente, elegant gekleidete blonde Frau in der Tür der Nachbarwohnung stehen. Das dick aufgetragene Make-up ist verschmiert. Sie trägt einen schicken schwarzen Hosenanzug und eine Perlenkette um den fleischigen Hals. In dem flackernden Licht wirkt sie völlig verängstigt. Gerard erkennt, dass sie eine Bewohnerin ist, keine Plünderin.

»Ich hab mich versteckt, als sie gekommen sind«, flüstert sie.

Ihr Gesicht ist vom Weinen verquollen, und Gerard schätzt sie auf irgendwas zwischen vierzig und sechzig. Ihm fällt auf, dass er in den vergangenen Wochen nur in den Zonen A und B dicke Menschen gesehen hat.

»Die hatten Knüppel und Äxte. Ich hab gehört, wie sie alles zerschlagen haben. Ich hab mich in der Badewanne versteckt, aber ich war sicher, dass sie mich finden.«

»Wer wohnt in Apartment 4C?«, fragt Gerard.

»Pastor Young. Er ist weg. Alle sind weg. Joel hat gesagt, hier wäre ich in Sicherheit, aber ich kann ihn nicht finden. Er hat unser ganzes Geld und Mister Ted mitgenommen! Kann ich mit Ihnen kommen?«

Sie fängt wieder an zu weinen.

»Ja, wenn wir gehen.« Gerard hat keine Ahnung, was er mit der Frau machen soll. Mit nach Hause nehmen?

»Hat Joel Sie geschickt?«, fragt sie hoffnungsvoll. »Hatte Joel den Kater bei sich? Mister Ted ist überhaupt nicht gern draußen.«

»Warten Sie in Ihrer Wohnung, Ma'am.«

Sie scheint protestieren zu wollen, als fürchtete sie, er könnte verschwinden, zieht sich aber dann doch zurück. Von irgendwoher sind Salven aus einem Schnellfeuergewehr zu hören.

Pettigout wirft Gerard einen nervösen Blick zu. »Heute Nachmittag waren wir in einen Häuserkampf verwickelt, Sir. Dieser Mob ist ziemlich übel. Falls die zurückkommen, sitzen wir hier in der Falle.«

»Das FBI wird jeden Augenblick eintreffen«, antwortet Gerard.

»Vielleicht. Aber ich hab gehört, dass einige unserer Einheiten abkommandiert wurden, um das FBI-Hauptquartier zu verteidigen. Da soll es hoch hergegangen sein.«

Gerard spürt, wie sein Puls schneller wird. Selbst ausgebildete Forensiker würden es schwer haben, hier irgendwelche Beweise zu finden. Dutzende von Fremden haben in diesen Zimmern gewütet. Durch die zerschlagenen Fenster weht Schnee herein. Die Böden sind übersät mit Fußspuren.

Dann, als er lauter leere Konservendosen auf dem Boden vor dem Kühlschrank entdeckt, wird ihm klar, was die Plünderer hier gesucht haben.

Young hatte Lebensmittel.

Nach der Anzahl der leeren Dosen zu urteilen, muss der Mann jede Menge Lebensmittel besessen haben. Leere Erbsen-, Corned-Beef-, Mais- und Thunfischdosen. Leere Müsli- und Cornflakesschachteln. Leere Orangensaftkartons. Leere Olivengläser und blank geleckte Weichkäsepackungen. Brottüten, in denen sich nicht ein einziger Krümel befindet. Leere Spaghettipackungen, als wäre jemand so ausgehungert gewesen, dass er die Nudeln ungekocht gegessen hat.

»Hamsterer«, hat jemand über die Spüle an die Wand gesprüht.

Wieso ist das FBI noch nicht hier?

Pettigout, der im Korridor steht und per Funk mit seinen Kameraden Kontakt hält, ruft nach Gerard.

»Arnie sagt, im Park auf der anderen Straßenseite sind Leute. Er meint, die Leute kommen zurück, Sir.«

Gerard lässt seine Skihandschuhe an, um die Forensiker, die hier nach Fingerabdrücken suchen sollen, nicht noch mehr zu verwirren. *Wo bleiben die bloß?* Es scheint unmöglich, dass die Plünderer irgendetwas von Wert übersehen haben könnten. Gerard stellt sich in die Mitte des Zimmers, entschlossen, die Suche noch nicht aufzugeben.

Das Licht geht aus.

Einen Augenblick lang furchtet er, dass Bartholomew dahintersteckt. Dann wird ihm klar, dass der Strom wieder ausgefallen sein muss.

Die Frau in der Nachbarwohnung fängt an zu schreien. »Ich halte das nicht mehr aus!« Gerard hört, wie Kochtöpfe gegen die Wand krachen. Hat sie einen Tobsuchtsanfall? Oder ist sie in Panik geraten und sucht nach Kerzen?

»Pettigout, geben Sie mir Ihre Taschenlampe!«

Im Licht der Taschenlampe sieht Apartment 4C noch schlimmer aus als vorher. Gerard lässt seinen Blick rundum schweifen, bemüht sich, die Ruhe zu bewahren, hofft, dass irgendetwas einen Gedanken, eine Erinnerung, eine Antwort nach sich zieht. Hier hat ein Verteiler von Delta-3 gewohnt. Er hat hier geschlafen und hoffentlich irgendwelche Botschaften zurückgelassen, irgendwelche Zeichnungen, Hinweise, DNA. Aus diesen Fenstern hat er die Welt betrachtet. Von diesem Zimmer aus hat er Tag für Tag seine Erfolge und Fehlschläge gezählt.

Okay, Bartholomew oder Clayton oder wer auch immer du bist, was hast du hierfür mich hinterlassen?

Der Strahl der Taschenlampe huscht über die demolierte Einrichtung. Gerard versucht sich vorzustellen, wie dieses Tollhaus vor der Verwüstung ausgesehen hat. Die umgekipp-

te Kaffeemaschine und der Toaster auf der Küchenanrichte wirken neu. Der offene Koffer auf dem Boden hat wahrscheinlich die Kleidung enthalten, die überall im Zimmer herumliegt: Hemden Größe M, Hosen Größe 33/32. Der Lichtstrahl fällt auf einen zerschlagenen Laptop.

Vielleicht funktioniert die Festplatte ja noch.

Gerard klappt den Laptop zu und wickelt ihn in ein Hemd, um das Gerät zu schützen und sich nicht daran zu schneiden. Ein paar unbeschriftete CDs steckt er ebenfalls ein. Vielleicht finden sich darauf zumindest Fingerabdrücke. Er fühlt sich eher als Müllsammler denn als Spurensucher.

»Arnie hat im Park zehn Leute gezählt, Sir.«

Gerard findet noch eine Taschenlampe, gibt sie Pettigout und weist ihn an, weiterhin zu versuchen, seine Frau in der Marion Street und die Soldaten im Zoo per Handy zu erreichen. Falls er zu den Soldaten durchkommt, soll er fragen, ob Pastor Young gefangen genommen oder getötet wurde. Falls er in die Marion Street durchkommt, soll er ausrichten, dass er und die Kinder in Sicherheit sind und bald nach Hause kommen werden.

Seit mehreren Minuten schon habe ich kein Geräusch mehr von nebenan gehört. Die Frau muss sich beruhigt haben.

»Sir, Arnie sagt, es sind inzwischen achtzehn Leute.«

Neuerdings gibt es mehr verwüstete Wohnungen als intakte. In den Küchenschränken findet Gerard nur Plastikgeschirr und Plastikschüsseln. Zwischen der Matratzenfüllung und den aufgeschlitzten Kissen auf dem Fußboden liegen Bücher und Videos. Im Licht der Taschenlampe liest er die Titel der Videos: *Der Pate* und *L.A. Crash.*

»Arnie sagt, zwei Männer kommen über die Straße.«

Gerard wünschte, er wüsste, was sich auf dem Laptop befindet. Denn er hat nirgendwo Fotos gefunden. Keine Notizhefte und keine Zeichnungen. Keine Landkarten, keine Telefonnummern, keine Namen.

Zehn weitere Minuten vergehen.

»Arnie sagt, die Männer wollen unsere Pferde kaufen.«

Vor Gerards geistigem Auge taucht Dr. Larch auf.

»Hast du überall nachgesehen?«, fragt Larch.

»In zwanzig Minuten? Das schafft doch niemand.«

»Niemand wird hier irgendetwas finden, wenn die Plünderer zurückkommen.«

Von der Straße her sind erregte Stimmen zu hören. Verkaufen Sie uns wenigstens *ein* Pferd, sagt jemand. Warum sollten Sie zwei Pferde haben, wenn unsere Kinder hungern müssen?

Der Soldat auf der Straße schreit: »Zurück, oder ich schieße!«

Im Bad findet Gerard keine rezeptpflichtigen Medikamente, aber er packt die Zahnbürste ein. Wenn er Glück hat, findet sich daran Bartholomews DNA. Im Wäscheschrank liegen ein paar Handtücher, sonst nichts. Im Wohnzimmer steigt Gerard auf den Tisch, um eine neue Perspektive zu gewinnen. Bei der Durchsuchung einer Wohnung mit einer Taschenlampe bleiben immer neunundneunzig Prozent im Dunkeln. Aber das eine Prozent, das er sieht, tritt im Lichtstrahl der Taschenlampe umso deutlicher hervor.

Er schlägt Bücher auf und blättert darin, um nachzusehen, ob irgendetwas zwischen den Seiten steckt. Er nimmt Videos aus ihren Hüllen, um nachzusehen, ob sich noch etwas anderes darin verbirgt.

Pettigout hat recht. Wir müssen von hier verschwinden.

Und dann, als er gerade aufgeben will, entdeckt Gerard etwas auf dem Boden. Ein altes, kleines, in schwarzes Leder gebundenes Buch, das aussieht wie eine Bibel. Die in Gold geprägten Buchstaben auf dem Buchrücken glitzern im Licht der Taschenlampe. Als Gerard den Titel liest, bekommt er einen trockenen Mund.

Die sieben Säulen der Weisheit. Von T. E. Lawrence.

Gerard hebt das Buch auf. Das Deckblatt zieren zwei gekreuzte Krummsäbel, und darunter steht: »Das Schwert bedeutet auch Sauberkeit und Tod.«

Raines hat gesagt, dass alle falschen Namen in diesem Buch stehen.

Er schlägt das Buch auf und richtet den Lichtstrahl auf die mit blauem Filzstift geschriebene Widmung auf der ersten Seite.

»Es gibt nichts Besseres als einen klugen und treuen Freund«, liest er laut. »Benjamin Franklin.« Und: »Niemand kann zwei Herren dienen. Matthäus 6:24.«

»Ist das dein Buch?«, fragt Gerard laut. »Oder gehörte es zum Inventar der Wohnung? Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass du genau dieses Buch zufällig hier vorgefunden hast? Ziemlich gering, würde ich sagen.

Hmmm. Herausgegeben in England. 1927. Aber damals gab es noch keine Filzstifte, das heißt also, jemand hat es später verschenkt. Der Schenker hat die Widmung geschrieben. Ist der Schenker dir wichtig? Ist er der >Meister<, dem du dienst, Bartholomew Young?«

»Sir?«, meldet sich Pettigout noch einmal. »Arnie sagt, die Leute im Park schwärmen aus.«

Gerard hat ein Gefühl, als ob das Buch in seinen Händen elektrisch aufgeladen wäre. Mit Handschuhen Seiten umzublättern ist ziemlich schwierig, aber irgendwie gelingt es ihm, während er den Strahl der Taschenlampe auf das Buch richtet. Die Seiten hören auf, sich zu bewegen, als hätten sie einen eigenen Willen. Gerard sieht eine Porträtzeichnung.

Es sieht aus wie das Gesicht im Zoo.

Was in Gottes Namen …?

Dennder Mann auf *dieser* Zeichnung ist längst tot. Die Zeichnung wurde vor über fünfundachtzig Jahren angefertigt, als der Mann etwa Mitte zwanzig war. Der Mann auf

dem Porträt hat kürzere Haare als der im Zoo, und er trägt eine Frisur, wie sie Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Mode war. Das Deckhaar lang, rechts gescheitelt, die Seiten kurz, die Ohren frei. Das Gesicht wirkt jugendlich mit seiner faltenlosen Haut, dem fein geschwungenen Kinn und Hals. Aber in dem Blick liegt Tiefe. Und Qual. Das linke Auge schielt leicht, vielleicht sieht es eine andere Wirklichkeit. Das rechte Auge blickt geradeaus, als sähe es jede brutale Wahrheit auf der Welt.

Er hat was von einem Ururgroßvater gesagt.

Gerard liest den Namen des Mannes auf der Zeichnung.

Kann das sein?

»Pettigout, machen wir, dass wir hier rauskommen!«

Gerard nimmt das Buch und die anderen Beweismittel mit. Auf dem Weg nach draußen bleibt er vor der Tür der Nachbarwohnung stehen, ruft in die Dunkelheit hinein nach der Frau. Nichts rührt sich. Er betritt die Wohnung, versichert ihr, dass er ein Freund ist. Diese Wohnung ist größer, an den Wänden hängen große Landschaftsgemälde, wenn auch schief. Er öffnet eine Tür und geht in die Küche. Der Gasgeruch ist überwältigend. Neben einer umgedrehten Kiste liegt zerbrochenes Porzellan.

»Herr im Himmel.«

Der Strahl der Taschenlampe huscht durch die Küche und hält auf einem Paar Schuhe inne, die aussehen, als stünden sie auf den Zehenspitzen. Der Strahl wandert an den Beinen entlang bis zum Backofen, in dem die Frau mit dem Oberkörper steckt.

Sie kann nicht tot sein. Unmöglich, nach so kurzer Zeit. Aber als Gerard sie aus dem Ofen zieht, sieht er das blau angelaufene Gesicht, die aus den Höhlen getretenen Augen, die heraushängende Zunge. Auf seine Wiederbelebungsversuche reagiert sie nicht.

Herzversagen.

Zusammen mit Pettigout rennt er nach unten, sammelt die Kinder ein und hastet nach draußen.

Inzwischen liegt noch mehr Schnee. In dem kleinen Park auf der anderen Straßenseite sind die Lichtkegel vieler Taschenlampen zu sehen. Gestalten bewegen sich zwischen den Bäumen wie Gespenster. In der Straße neben dem Gebäude hört Gerard die Pferde schnauben, wahrscheinlich haben die Soldaten sie dahin geschafft. Er treibt die Kinder zur Eile an.

»Aber du hast uns doch hier aufgehalten«, sagt Paulo.

Sie erreichen den Schlitten. Einer der Soldaten nimmt die Zügel in die Hand und versucht, die Pferde zu beruhigen. Der Mann kann offenbar gut mit Tieren umgehen. Vielleicht ist er auf einer Farm aufgewachsen.

»Steigen Sie ein, Sir. Beachten Sie die Leute einfach nicht.«

»Bringen Sie uns in die Marion Street.«

Die FBI-Leute sind also doch nicht gekommen, denkt Gerard. Womöglich ist das FBI-Hauptquartier genauso verwüstet wie die Wohngebäude hier. Aus Richtung Innenstadt hört er Schüsse. Heute wird er seine Kinder auf keinen Fall noch einmal in Gefahr bringen.

Ich will nur noch nach Hause. Ich werde den Soldaten im Zoo die Beweismittel übergeben, falls sie noch dort sind. Oder ich rufe Theresa an.

Als sie losfahren, kommen die Leute aus dem Park über die Straße gerannt. Gerard stellt sich schützend vor die Kinder. Pettigout feuert ein paar Schüsse in die Luft ab, woraufhin die Leute schreiend auseinanderstieben.

Annie sagt Gerard immer und immer wieder, wie leid es ihr tut, dass sie unbedingt zum Zoo wollte, und dass sie Paulo überredet hat mitzukommen, dass sie ihm solche Scherereien gemacht hat, dass ihre Mutter sich ihretwegen solche Sorgen machen musste.

»Ist schon gut.«

Als Gerard sich noch einmal umdreht, sieht er die Leute auf das Gebäude zustürmen wie Schakale, die sich auf einen Kadaver stürzen.

Ein Laptop, eine Zahnbürste und ein altes Buch. *Ist das alles?,* fragt er sich.

Es wird Abend.

Gerard hofft, dass die Soldaten Bartholomew Young entweder getötet oder gefangen genommen haben.

Delta-3 regiert die Stadt, den Staat, die ganze Welt.

27- KAPITEL

u. Dezember. 18 Uhr 02. 44 Tage nach dem Ausbruch.

»Wir sind von Feinden umgeben«, sagt Gordon Dubbs.

Er steht auf einem Schreibtisch im Wohnzimmer von Apartment 2D, das von jetzt an »Großer Saal« genannt wird, und hält eine Ansprache an seine Untertanen. Sofas sind durch reihenweise Klappstühle ersetzt worden, an den Wänden hängen erbeutete Kunstwerke, Darstellungen von mittelalterlichen Szenen, ein Filmplakat, ein billiger Druck von einem Ritterturnier in Frankreich und eine deutsche Lithographie mit dem Titel *Der Feudalherr und seine Huren.*

»Unsere Feinde wollen uns nehmen, was unser ist«, fährt er fort.

In der ersten Reihe sitzt Teddie, voller Stolz auf seinen Vater, und seit er bei dem Verhör von Gail Hansen mitgewirkt und bei der Entsorgung ihrer blutigen Leiche geholfen hat, die sie vor vierzig Minuten im Rock Creek Park abgeladen haben, wirkt er viel erwachsener. Bis auf Lester Gish, der im Verteidigungszentrum Dienst tut und die Monitore der Überwachungskameras im Auge behält, sind alle Bewohner anwesend. Die Leute hier sind von einem Groll auf die Welt erfüllt, den Dubbs auszunutzen weiß.

»Schon bald werden wir uns mit Banden aus anderen Gebäuden auseinandersetzen müssen. Mit fahnenflüchtigen Soldaten, mit Flüchtlingen, mit Kriminellen, die unsere Lebensmittel stehlen wollen. Die Leute in der Marion Street haben Heizöl. Haben sie angeboten, es mit uns zu teilen?

Nein. Die hassen uns. Heute Abend schlägt die Stunde der Gerechtigkeit«, sagt Gordon.

Auf eine Tafel an der Wand hat er mit schwarzem Marker eine große Karte gezeichnet, auf der die acht Häuser der Marion Street, die Fahrzeuge, die die Zufahrt an beiden Enden versperren, und der Wirtschaftsweg hinter den Häusern zu sehen sind. Punkte kennzeichnen die Kameras, Strichmännchen die Wachen.

»Das Ol ist hier in dem Eckhaus.«

Mit einem Billardqueue zeigt Dubbs auf die Stelle. Er hat großzügig Alkohol, Käse, Oliven, geräucherte Austern, Würstchen, Cracker und süßes Gebäck bereitgestellt.

»Die erste Gruppe wird sich von hinten in die Straße schleichen, den Wachmann überrumpeln und entwaffnen. Ihr bekommt AK-47-Gewehre, während er nur eine Pistole hat. Wir wollen keine Munition vergeuden. Schießt nur, wenn es absolut unvermeidbar ist.«

Basil Prue nickt, es gefällt ihm, wenn vom Schießen die Rede ist. Frank, der ehemalige Rausschmeißer, wirkt ängstlich.

»Die zweite Gruppe geht am anderen Ende der Straße auf die gleiche Weise vor. So werden wir zwei von drei Waffen erbeuten und zwei Geiseln in unsere Gewalt bringen. Wenn sie erfahren, dass wir Geiseln haben, werden sie uns auch die dritte Waffe aushändigen, denn was wollen sie gegen unsere Sturmgewehre mit einer verdammten Schrotflinte ausrichten? In der Zwischenzeit rückt die dritte Gruppe durch Gail Hansens Garten vor, schwärmt in der Mitte der Straße aus und übernimmt die Kontrolle. Diese Gruppe werde ich anfuhren.« .

Der zukünftige Warlord Dubbs weiß, dass noch nicht alle seine Leute bereit sind, den logischen nächsten Schritt zu tun: Eliminierung sämtlicher Feinde. Aber das werden sie schon noch lernen.

»Denkt dran, waffenmäßig sind wir denen haushoch überlegen. Sie werden sich entweder kampflos ergeben oder die Flucht ergreifen. Aber falls sie das Feuer eröffnen, wird sofort geschossen.«

Jovita, eine über eins achtzig große junge Frau aus Montana und ehemalige Chauffeurin, wirkt ganz aufgeregt. Dubbs fügt hinzu: »Wir werden *sie* zwingen, das Öl zu uns herüberzuschaffen.«

Das nennt man Zwangsarbeit, erklärt er. Diese vornehmen Yuppies sollen am eigenen Leib zu spüren bekommen, was Schmerzen sind. Das ist die Strafe fürs Hamstern. Sollen sie Schlitten ziehen, Kanister schleppen, Ölfässer in dicke Decken wickeln und sie Zentimeter um Zentimeter den Hügel hinaufrollen. Wir lassen sie ordentlich schwitzen. Die haben das Heizöl gestohlen, stimmt's, sie haben einen Heizkeller geplündert, und Plünderer kommen vors Standgericht, nicht wahr? Das hat sogar der Präsident gesagt, verdammt! Im Krieg wird jeder besiegte Feind zum Gefangenen! Heute jedenfalls ist der richtige Zeitpunkt für einen Überfall auf die Marion Street, denn bei dem Wetter rechnen sie nicht damit, dass überhaupt irgendjemand unterwegs ist.

»Und was ist mit Zeugen?«, fragt Frank Wallard vorsichtig.

Dubbs lacht. »Zeugen? Zeugen verstecken sich sogar in guten Zeiten. Ich bin in Gegenden von Washington Streife gelaufen, wo Leute am helllichten Tag mitten auf der Straße erschossen wurden, und nie wusste auch nur ein Nachbar irgendwas davon. Niemand wird etwas sehen.«

Zeugen werden den anderen Leuten sagen: Legt euch bloß nicht mit Dubbs an, sonst bringt er euch um. Deshalb brauchen wir Zeugen.

Frank, der ehemalige Rausschmeißer, hebt noch einmal die Hand.

»Was ist, wenn die Polizei zurückkommt? Du redest da-

von, Leute zu erschießen, Gordo. Die anderen Male, da war es Notwehr. Aber das ist Mord!« Er sieht sich verwirrt um. »Seid ihr alle noch ganz dicht? Wir haben doch auch geplündert! Wir sind nicht besser als die!«

Dubbs steigt von seinem Schreibtisch, durchquert den Raum und schlägt Frank ohne zu zögern mit voller Wucht den Queue auf den Kopf. Der Mann schreit auf und stürzt zu Boden. Niemand macht Anstalten, ihm zu Hilfe zu eilen. Alle sehen schockiert und fasziniert zu, wie Frank sich blutüberströmt am Boden wälzt, während Dubbs seelenruhig zurückgeht und wieder auf den Schreibtisch steigt.

»Das ist kein Mord, sondern der Kampf ums nackte Überleben. Das ist von jetzt an die Devise, wenn wir überleben wollen. So was nennt man« - Dubbs fällt ein Ausdruck aus seiner Zeit als Polizist ein — »zwingende Umstände.«

Was im Prinzip bedeutet, dass man tut, was man will.

Jovita hebt eine Hand. »Ich finde, wir sollten Uniform tragen, so wie echte Soldaten«, sagt sie, genau wie Dubbs es ihr eingeschärft hat. »Wir haben doch diese Kampfanzüge in dem Army-Navy-Store gefunden, die könnten wir doch heute abend anziehen.«

Dubbs nickt, tut so, als hört er den Vorschlag zum ersten Mal. Er erklärt, dass es im Krieg wichtig ist, die eigenen Leute sofort zu erkennen. Die Leute, immer noch schockiert wegen der Sache mit Frank, hören ihm aufmerksam zu. Alle stimmen für den Vorschlag.

Und dann, genau aufs Stichwort, schlägt Teddie vor, dass sie eine Rangordnung brauchen, damit während des Angriffs die Befehlskette funktioniert.

Dieser Vorschlag wird ebenfalls einstimmig angenommen.

Von jetzt an, sagt Dubbs, ist er der Commander. *Von jetzt an wird mich niemand mehr Gordo nennen*, denkt er. Jovita wird er zum Colonel ernennen, Basil zum Major. Alle anderen

werden den Rang eines Captain bekleiden, und Lieutenant Teddie Dubbs wird sein neuer Adjutant sein.

Vielleicht werden diese Leute mich eines Tages »mein Gebieter« nennen.

»Unsere Armee besteht nur aus Offizieren«, sagt Dubbs. Der Scherz löst die Spannung und alle lachen.

Er hat sich bereits ein Wappen für das Gebäude ausgedacht, zwei gekreuzte AK-47-Gewehre vor einem mittelalterlichen Kampfschild. Aber diesen Vorschlag wird er erst bei der Siegesfeier vorbringen, nachdem sie das Heizöl aus der Marion Street erbeutet haben.

»Wir greifen an, sobald der Strom ausfällt«, sagt er. »Wir warten, bis ihre Kameras ausgehen, dann schlagen wir gnadenlos zu. Und morgen, wenn die ganze Stadt im Schnee versinkt und alle anderen frieren, dann legen wir hier Musik auf … richten ein üppiges Büfett an …«

Teddie hebt eine Hand. »Was ist, wenn der Strom gar nicht ausfällt, Commander?« Gordo hat ihm eingeschärft, ihn zukünftig in der Öffentlichkeit nicht mehr »Dad« zu nennen.

»Dann greifen wir um Punkt eins an. Wenn sie alle schlafen.«

Nach der Versammlung wird er Frank mit Basils Hilfe im »Gefängnis« an einen Heizkörper ketten. Morgen wird er den Aufständischen mit einer aus der Marion Street erbeuteten Waffe erschießen und sich anschließend seiner entledigen. Es wird wieder genau so sein wie in den guten alten Zeiten bei der Polizei, als Gordo Verdächtigen Waffen untergeschoben hat.

Er beendet seine Ansprache: »Heute Nacht werden die Leute, die uns unser Leben lang ausgelacht haben, bekommen, was sie verdienen. Wir sind an einem Scheideweg angekommen. In einer Woche werden diejenigen von euch, die das Richtige tun, ganz oben sein, und alle anderen«, sagt

er, während er durchs Fenster hinaus zeigt, wo der Schneesturm wütet, »werden da draußen sein.«

»Als Junge war ich ganz wild auf Science-Fiction-Filme«, sagt Rekrut Duane Pettigout.

Der Schlitten fährt die Connecticut Avenue hinauf, überquert um 18 Uhr 30 die Calvert Street Bridge. Gerard hört die Pferde schnaufen. Bei jedem Schritt müssen sie die Hufe aus dem tiefen Schnee ziehen.

»Aber in den Filmen haben die das immer falsch dargestellt«, sagt Pettigout.

Mit steifgefrorenen Fingern tippt Gerard Nummern in sein Handy ein. Immer wieder versucht er, Raines zu erreichen. Oder jemanden in der Marion Street.

»Die Viren in den Filmen haben immer *Menschen* getötet ...«

Die Soldaten haben sich so postiert, dass sie die Umgebung im Auge behalten können, während Gerard und die Kinder auf dem Boden des Schlittens sitzen, damit man sie von weitem nicht sieht.

»In den Filmen hatten die Uberlebenden jede Menge zu essen und Autos mit vollen Tanks. Aber Delta-3 hat nicht die Menschen, sondern die Ölvorräte vernichtet, und jetzt müssen wir alle um das kämpfen, was noch übrig ist.«

Als sie am Zoo vorbeifahren, verlangsamt der Schlitten das Tempo. Gerard hat gehofft, dass die Soldaten noch hier sein würden, aber sie sind abgezogen, und der Schnee hat ihre Spuren längst verwischt.

Pettigout sagt: »Sie haben ihn bestimmt geschnappt, Sir. Oder erschossen.«

»Fahren Sie schneller, Kutscher.«

Vielleicht funktioniert inzwischen kein einziges Telefon mehr; denkt Gerard, vielleicht gibt es nirgendwo mehr ein Netz. Vielleicht gibt es ab heute Nacht überhaupt keinen Strom

mehr. Unsere Maschinen sind nur noch nutzloser Schrott. Unsere technischen Wunderwerke werden nur noch als geflüsterte Geschichten aus der Vergangenheit überleben. Unsere Größe wird für die verhungernden Kinder nur noch ein Lied aus der Erinnerung sein. Wir haben unsere Abhängigkeit vom Öl so lange geleugnet, bis sie sich ihre Maske abgerissen hat, und dann war es zu spät.

Die Pferde rackern sich ab, um den Schlitten den Hügel hochzuziehen, vorbei an der Feuerwehr. Der dicht fallende Schnee lässt alle Gebäude geisterhaft erscheinen. Mal gibt es Strom, dann fällt er wieder aus, ein Stroboskop-Effekt in Zeitlupe. Gerard kommt es vor, als wäre er nicht Wochen, sondern Jahre von zu Hause fort gewesen. Kein Mensch ist draußen unterwegs. Heute Nacht treiben sich die Plünderer hauptsächlich in den Zonen A und B herum, denn in Zone C gibt es längst nichts mehr zu holen.

Gerard kann es kaum fassen, als sie vor der St.-Paul's-Kirche halten. Die bogenförmigen Eingangsportale erscheinen wie durch einen Tunnel aus Schnee. Sein Blick wandert am hohen Glockenturm hinauf. Von dort oben wird er noch einmal versuchen zu telefonieren.

Ob Marisa hier ist?

Er nimmt die Kinder mit hinein. Auf den ersten Blick erkennt er, dass die Zustände sich während seiner Abwesenheit verschlechtert haben. In den Gesichtern, die sich ihm zuwenden, liegt keine Spur von Neugier, sie wirken eher wie Totenschädel. Es ist keine Orgelmusik zu hören. Niemand vertreibt sich die Zeit mit Brett- oder Kartenspielen. Der Gestank ist überwältigend.

»Marisa ist nach Hause gegangen«, sagt Chris Van Horne, der gerade einer Schwangeren, die fürchterlich hustet, die fiebrige Stirn trocknet.

Gerard steigt die Wendeltreppe zum Glockenturm hoch. Zumindest ist die Kirche geheizt. Oben angekommen, hält

er das Handy wie eine Wünschelrute in das Schneetreiben hinaus und drückt zum hundertsten Mal die Wahlwiederholungstaste.

Diesmal hört er das Freizeichen.

Einmal ... zweimal ...

Verdammt. Endlich komme ich durch, und prompt bist du nicht da.

Er probiert es mit Raines' Nummer und kommt ebenfalls durch.

Gerard berichtet, was er in Youngs Wohnung gefunden hat, und erklärt, dass er den Laptop, die CDs und die Zahnbürste in der Marion Street aufbewahren wird, solange der Schneesturm anhält. Aber er würde Raines gern ein Foto von der Titelseite des Buchs schicken, ob das möglich ist?

»Machen Sie nur. Wir haben hier zwar nichts mehr zu beißen, aber reichlich Spitzentechnologie.«

»Überprüfen Sie den Verlag, das Erscheinungsjahr und die Widmung. Auf der Innenseite des Deckels befindet sich ein mit Bleistift gezeichnetes Symbol, das Markenzeichen des Verkäufers, wie ich hoffe. Das Buch stammt aus England, der Preis hinten drin ist in Pfund angegeben. Ich glaube nicht, dass es zufällig in der Wohnung lag. Ich glaube, unser Möchtegern-Lawrence trägt es die ganze Zeit mit sich herum.«

»*Trug,* nicht *trägt.* Die Soldaten haben ihn erwischt. Seine Spuren führten in ein brennendes Haus. Er ist nicht mehr rausgekommen. Er ist tot.«

»Ganz sicher? Haben sie die Leiche gesehen?«, fragt Gerard hoffnungsvoll.

»Nein, aber sie haben das Haus eine Stunde lang bewacht. Sie haben Leute befragt und die Umgebung durchsucht, aber keine Spuren gefunden, die von dem Haus wegführten. Sie sagen, er ist verbrannt.«

Gerard ist ein bisschen erleichtert, aber es wäre ihm

lieber, die Soldaten hätten die Leiche gesehen oder, noch besser, Young lebend geschnappt, damit man ihn verhören könnte. Eine weitere Spur zu Delta-3 zum Teufel. »Versuchen Sie rauszufinden, wer das Buch verkauft oder gekauft hat«, sagt er zu Raines. »Vielleicht können die Briten Ihnen helfen.«

»Tja, den Briten geht es besser als uns, Chef. Die haben mehr Atomenergie und mehr elektrisch betriebene Züge. Außerdem haben sie jede Menge Küste und damit mehr zu essen. Und sie haben mehr Kohle.«

Gerard klickt das Gespräch weg, versucht es noch einmal bei Marisa, doch sie meldet sich nicht. *Typisch,* denkt er. Ich komme zu einem Fort durch, das sechzig Kilometer weit weg liegt, aber nicht zwei Straßen weiter bis in die Marion Street.

Er steigt wieder nach unten, sammelt seine Kinder ein und geht mit ihnen nach draußen. Er weist zwei seiner Soldaten an, zum Schutz gegen Plünderer in der Kirche zu bleiben, und eins der Pferde zu erschießen, damit die Leute was zu essen bekommen.

»Aber die Pferde gehören der Regierung«, wendet Pettigout ein.

»Nein. Sie stellen die Lebensmittelration für diese Woche dar.«

Das verbleibende Pferd hat nicht mehr genug Kraft, um den Schlitten allein zu ziehen. Sie spannen es aus und fuhren es über die Connecticut Avenue zur Nebraska Avenue. Wenige Minuten später kracht hinter ihnen ein Schuss. Gerard sieht vor seinem inneren Auge das Pferd umfallen.

»Stehen bleiben! Keine Bewegung!«, schreit Bob Cantoni über einen der Wagen hinweg, der jetzt als Straßensperre dient.

Gerard antwortet: »Für was hältst du dich eigentlich? Einen Marine?«

»Heiliger Strohsack! Greg? Bist du das?«

Gerard hört, wie sein bester Freund über Funk durchgibt, dass er zurückgekommen ist. Sie liegen sich in den Armen, als die Nachbarn wie Eskimos eingemummelt aus den Häusern gelaufen kommen. Sie haben überall schmale Wege freigeschaufelt, die sie als »Schützengräben« benutzen können, erklärt ihm Bob. Plötzlich steht Marisa vor ihm, Tränen in den Augen. Ihre Lippen schmecken kühl und köstlich. Dann, als er spürt, wie die Kinder beide Eltern umarmen, kommen auch ihm die Tränen.

»Du bist wieder zu Hause«, sagt Marisa.

»Ich hab uns ein Pferd mitgebracht.«

Mehr braucht er nicht zu erklären, die hungrigen Augen seiner Nachbarn sagen ihm, dass sie verstanden haben. *Ein Pferd,* denkt er. Die Cantonis gehen manchmal zum Pferderennen, um zu wetten. Lisa Higuera geht oft mit Annie in den Rock Creek Park, wo sie sich Reitpferde mieten. Als kleiner Junge war Paulo von dem elektrischen Schaukelpferd vor dem Drugstore gar nicht mehr runterzukriegen.

Gerard denkt: *Dieses Tier hat meinen Kindern das Leben gerettet. Es hat die Soldaten zum Zoo gebracht. Ohne dieses Pferd hätte ich weder Bartholomew noch seinen Laptop, das Buch oder die Zahnbürste gefunden.*

»Wir werden es in meinem Garten schlachten«, sagt er.

Er hofft inständig, dass der Mann, der seine Familie bedroht hat, tatsächlich tot ist.

Zur selben Zeit liegt Pastor Bartholomew Young in der Columbia Road, unweit der Harvard Street, in einer verlassenen Parterrewohnung und versorgt seine Wunde. Das ganze Gebäude ist von Plünderern verwüstet. Die Wunde pocht fürchterlich, genau wie die Wunde, die die Türken seinem Ururgroßvater im Winter 1918 zugefugt haben. Aber Bartholomew hat eine Flasche Franzbranntwein gefunden

und die Wunde damit desinfiziert. Während er jetzt mit gespreizten Beinen am Fenster sitzt, damit er sehen kann, ob die Soldaten noch hinter ihm her sind, legt er sich mit Hilfe eines in Streifen gerissenen Baumwollhemdes einen festen Verband an. Die Kugel hat seinen Oberschenkel glatt durchschlagen.

Ich muss zu Gerard. Er ist der Einzige, der mir noch sagen kann, ob sie wirklich wissen, wer der Mentor ist.

In seinen Gedanken ist er wieder im Zoo: Er ist angeschossen, und sein Oberschenkel brennt wie verrückt, als er nach unten sieht, um sich zu vergewissern, dass er keine verräterische Blutspur hinterlässt. Er weiß nicht genau, ob ein Scharfschütze auf ihn geschossen hat, ob er von einem Querschläger getroffen wurde oder ob die Soldaten bemerkt haben, dass er ihnen entwischt ist, und ihn weiterhin jagen. Ob sie Nachtsichtgeräte haben? Können sie seine Körperwärme orten? Ist er womöglich in diesem Augenblick ein roter Farbklecks auf dem Scanner eines Schützen, teilweise verdeckt hinter einer Ecke, während der Laserstrahl über den Stamm fährt?

Als keine weiteren Schüsse fallen, kommt er zu dem Schluss, dass es sich um einen Zufallstreffer gehandelt hat. Er kann nicht hier bleiben.

So werde ich bald Gewissheit haben, ob es ein Scharfschütze war.

Auf allen vieren kriecht er aus seiner Deckung hervor. Der Oberschenkel schmerzt bei jeder Bewegung. Es fallen keine weiteren Schüsse. Endlich erreicht er den Hinterausgang.

Plötzlich trägt der Wind von einem Hügel hinter ihm die Stimme eines Soldaten zu ihm herüber.

»Hier! Fußspuren!«

Die Schmerzen werden schlimmer, als Young anfängt zu rennen. Durch pudrigen Neuschnee humpelt er über eine kleine Fußgängerbrücke und überquert den Rock Creek

Parkway in Richtung Harvard Street. Schneeflocken fliegen ihm in den Mund.

Seine Knie arbeiten sich vorwärts wie die Scharen eines Pflugs. Er müsste stehen bleiben und sich die Schneeschuhe anschnallen, dann könnte er schneller vorwärtskommen. Aber Schneeschuhe hinterlassen verräterische Spuren. Bevor er sie anzieht, muss er sich noch ein bisschen Zeit lassen, seine Verfolger zuerst davon überzeugen, dass er nur ganz normale Schuhe trägt.

Und auf keinen Fall darf er in den Rock Creek Park fliehen. Dort wären seine Spuren die einzigen weit und breit.

Auf der Harvard Street angekommen, läuft er einen Hügel hinauf auf ein Flammeninferno zu, wo vor acht Wochen noch eins der besten Häuser in D.C. stand. Eine aus Holz errichtete Villa im Adams-Morgan-Viertel.

Die Hälfte der Villen wurde aufgegeben, die andere Hälfte steht in Flammen. Wahrscheinlich sind überall Pyromanen unterwegs, die die Häuser mit dem infizierten Benzin besprühen, denkt Young.

Gerard wird mich den Soldaten beschrieben haben. Ich brauche neue Kleider und muss andere Spuren hinterlassen. Ich muss die Wunde behandeln, um keine Blutspur im Schnee hinter mir herzuziehen.

Er braucht ein Haus.

Vor ihm sieht er zwei brennende Steinhäuser im Kolonialstil. Eins der beiden Häuser brennt lichterloh, aber in dem anderen züngeln nur ein paar Flammen. Wie im Schattentheater sieht er Plünderer rein- und rauslaufen, ein unorganisierter Mob.

Hier fällt ein Plünderer mehr nicht auf. Young stolpert über einen Toten im Eingang, der einen blutverschmierten Golfschläger umklammert. Der alte Mann trägt Pantoffeln und einen Pullover, aber keinen Mantel, bestimmt ist er der Hauseigentümer und hat versucht, sein Eigentum zu ver-

teidigen. Plünderer laufen überall herum, sacken hastig alles ein, was irgendwie von Wert ist. In der Küche sitzt ein kleiner Junge auf dem Fußboden und schleckt mit dem Finger ein Glas Erdnussbutter aus. Eine Frau kreischt: »Ich hab das zuerst gesehen!« Im Treppenhaus prügeln sich zwei Männer im Schein der Flammen, die einen Schuhkarton mit zerknitterten Geldscheinen beleuchten.

Young hebt eine Taschenlampe vom Boden auf und geht ins Schlafzimmer, aus dem gerade ein paar Plünderer kommen, die Hände voll mit Goldschmuck. Im Wandschrank findet er ein Paar Herrenschuhe, zwei Nummern größer als seine und mit auffälligem Profil. Damit wird er andere Spuren im Schnee hinterlassen.

Ah. Die Schuhe sind trocken und warm.

Young hat eiskalte Füße.

Im Bad sucht er nach Medikamenten, aber er kommt zu spät. Der Medizinschrank steht offen und ist bis auf ein paar kosmetische Produkte — Shampoo, Haarfärbemittel, Mundspülung — leergeräumt.

Als er einen Blick aus dem eingeschlagenen Fenster wirft, zuckt er erschrocken zurück. Am Ende der Straße sieht er Taschenlampenkegel umherhuschen. Die Soldaten werden bald hier sein.

Vielleicht lenken die Plünderer sie ab.

Im Treppenhaus ringen die beiden Männer immer noch miteinander. Alle anderen sind vor dem Feuer nach unten geflüchtet. Pastor Young zieht seine schallgedämpfte Glock und jagt den beiden Männern ohne zu zögern eine Kugel in den Kopf, und zwar so, dass das Blut nach oben spritzt und ihre Jacken nicht versaut.

Das Grunzen und Ächzen verstummt. Im Treppenhaus ist nur noch das Knistern des Feuers zu hören. Die Luft füllt sich schnell mit beißendem Rauch, und Pastor Young fängt an zu husten.

Der Parka des einen Mannes ist blutbefleckt und unbrauchbar.

Aber der wattierte Anorak des anderen Mannes ist genau richtig.

Youngs Kehle brennt und ihm tränen die Augen. Die Welt löst sich im Gestank nach Schwefel und brennendem Gummi auf.

Mit schnellen Griffen zieht er dem Toten den Anorak aus. Die Flammen fressen sich schon die Wände entlang, während er die grüne Mütze des Mannes gegen seine blaue eintauscht.

Dann verlässt er als Letzter das Haus. Als er sich noch einmal umdreht, sieht er Flammen aus dem Dach und den Fenstern schlagen. Rauch steigt auf und Asche rieselt herunter. Ein paar Männer versuchen, eine Frau davon abzuhalten, ins Haus zu rennen, wahrscheinlich will sie einen der Männer retten, die Pastor Young gerade erschossen hat. Die Frau schreit verzweifelt einen Namen. »Roger!« Die Soldaten richten ihre Taschenlampen auf die Leute, dann sagt eine Stimme über Megafon: »Wir werden Ihnen nichts tun! Wir suchen nach einem Mann ...«

Pastor Young ruft: »Sie haben Roger erschossen! Soldaten! Haut ab!«

Jeder hier kennt das: auf der Flucht erschossen.

Die Leute spritzen in alle Richtungen auseinander, bis auf die weinende Frau, die dumm genug ist, in das brennende Haus zu laufen.

Pastor Young humpelt davon, die Schneeschuhe unterm Arm, und hinterlässt Spuren Größe elf.

Jetzt, in der verlassenen Wohnung, steht er auf, verzieht das Gesicht vor Schmerz, hinkt zum Ausgang und schnallt sich die Schneeschuhe an.

Ich kann nicht zurück in meine Wohnung, um das Buch zu holen. Gerard kannte meinen Namen. Wahrscheinlich hat er längst

FBI-Leute hingeschickt. Und bei diesem Unwetter kann ich den Mentor nicht per Handy erreichen.

Irgendwie muss er es heute Nacht zu Gerard schaffen, um Antworten zu bekommen.

Der große Held des Ersten Weltkriegs, sein Vorfahre Thomas Edward Lawrence, hat alle Ehrungen und Auszeichnungen abgelehnt, als er aus dem Krieg heimkehrte. Er hat sogar andere Namen benutzt, J. H. Ross und T. E. Shaw, um der Verehrung durch die Öffentlichkeit zu entgehen. Er starb in dem Glauben, seine besten Freunde verraten zu haben.

Ich werde meinen Freund nicht verraten, denkt Bartholomew Young, als er in den Schneesturm hinaustritt. *Ich werde ihn schützen.*

Komisch, denkt er, das Jahr 1918 hielt für meinen Ururgroßvater einen verschneiten Winter bereit, genau wie dieses Jahr für mich.

Seit zwölf Jahren trägt er das Geschenk des Mentors als Talisman, Bibel und Glücksbringer mit sich herum. Das Buch wird ihm fehlen, aber der Verlust wird seine Mission nicht gefährden. Wer das Buch findet, wird annehmen, dass es zum Inventar der Mietwohnung gehört. Niemand wird auf die Idee kommen, ihn mit den Namen in dem Buch in Verbindung zu bringen. Dafür ist die Widmung viel zu allgemein. Ein verlorenes Buch — mehr nicht. Kein großer Verlust.

Während er die Columbia Road in Richtung Connecticut Avenue entlanghumpelt, erinnert er sich an sein letztes Treffen mit dem Mentor vor Monaten auf dessen Landsitz, an den Spaziergang entlang der Klippen über dem Meer, an das Rauschen der anbrandenden Wellen, den Wind, der von den Ölfeldern im Norden herüberwehte. Der Mentor hatte einen Arm um seine Schultern gelegt, während er mit dem anderen eine ausladende Geste machte, um seine Worte

zu unterstreichen, bald werde das Gleichgewicht wiederhergestellt und die richtigen Leute an der Macht sein.

Der Mentor sprach über das neue Imperium und über den glorreichen Frieden in der ehemals chaotischen Welt.

»Aber der Erfolg beruht darauf dass das Geheimnis gewahrt wird«, sagte er. *»Und darauf dass wir nur ausgewählten Leuten ihr Ol zurückgeben, und zwar zu einem hohen Preis.«*

Bis zur Marion Street ist es ein fünfundvierzigminütiger Fußmarsch. Die Glock steckt in Pastor Youngs Gürtel. Er kaut seine letzten Kaugummis, mit Lakritzgeschmack.

Sein Mentor hat gesagt: » *Wenn alles vorbei ist, wenn wir dich nach Hause holen, wirst du die Mission deines Urahns erfüllt haben.«*

Wenn alles vorbei ist, wirst du hier bei mir wohnen, hat er gesagt.

Dem ehemaligen Bettlerjungen treten Tränen in die Augen.

Er muss an das Eingeständnis denken, das sein Ururgroßvater am Ende des Buchs macht. Nach all den Berichten von Schlachten war der Augenblick gekommen, als der große T. E. Lawrence — Schlächter der Türken und Befehlshaber vieler Männer — gestand: »Mein stärkster Beweggrund war ein persönlicher gewesen, der hier nicht erwähnt wurde, aber er ist mir zu jeder Stunde gegenwärtig gewesen.«

Wenn alles vorbei ist, werde ich ein Leben fuhren, als wäre ich der Sohn des Mentors, denkt Young.

Wenn alles vorbei ist, werde ich die Liebe eines Sohnes empfinden.

Ich werde einen richtigen Namen tragen.

Zumindest ist es eine weiße Weihnacht. Nun, eine weiße Vorweihnachtszeit.

Hark! The herald angels sing! wird im Hintergrund gespielt.

Um 21 Uhr wird aus zwei Küchen in zwei verschiedenen

Häusern auf großen Platten das Fleisch ins Haus der Higueras gebracht. Alle verstummen, als das Essen eintrifft, und ergreifen mit leuchtenden Augen ihre Messer und Gabeln.

Alice Lee ist tot, denkt Gerard. Grace Kline liegt krank in ihrem Bett und wird von ihrer Mutter versorgt. Gail Hansen hat sich in ihrem Haus eingeschlossen, wahrscheinlich ist sie sturzbetrunken. Pettigout hält zusammen mit Julie Wache. Marisa tut Dienst an den Monitoren der Überwachungskameras. *Ich bin glücklich, wieder zu Hause zu sein.*

Die Gesichter der Menschen an den Tischen sind mager und grau. Vor allem die Augen haben sich verändert. Obwohl er gerade erst zurückgekehrt ist, spürt Gerard, dass Bob Cantoni nervöser und wachsamer ist. Les ist teilnahmslos, er sieht aus wie eine Vogelscheuche. Neil Kline, der Anwalt für Umweltfragen, ist so gereizt, dass er dauernd irgendjemanden anfaucht. Und Joe Holmes ist besessen von logistischen Problemen und redet ständig davon, wie man Barrikaden bauen oder das übrig gebliebene Pferdefleisch lagern könnte.

Die Steaks sind grob mit Küchenmessern zurechtgeschnittene, ohne Gewürze gebratene Fleischbrocken, aber es ist die köstlichste Mahlzeit, die Gerard jemals zu sich genommen hat. Selbst das Wasser schmeckt wie Wein, das Fett an den Knochen wie Manna. »Esst nicht zu schnell«, mahnt Richterin Holmes, obwohl sie selbst genauso schlingt wie alle anderen. Gerard - der besser genährt ist als alle Anwesenden — spürt, wie die Proteine bis in die Nervenenden gelangen und einen Hunger stillen, der über die Wochen gewachsen ist.

»Okay, Greg. Sag den anderen, was du mir erzählt hast«, fordert Bob ihn auf Die Glühbirnen flackern, gehen aus und wieder an.

Er erzählt seinen Nachbarn alles. Er berichtet von Cougar Energy Services, von dem Brief in Massachusetts, von den

Morden. Als er das Wort »Gegenmittel« ausspricht, weiten sich die Augen seiner Zuhörer. Sie wollen ihm glauben und wissen doch, dass Glaube Enttäuschung nach sich ziehen kann.

Er erklärt ihnen, dass Pastor Young etwas mit Delta-3 zu tun hat und dass die Lösung des Problems möglicherweise bevorsteht, denn sonst wäre Young nicht wegen ihm hergekommen. Ein Pech, dass die Soldaten ihn nicht erwischt haben, um ihn verhören zu können. Aber vielleicht werden die Beweismittel aus der Wohnung sie weiterbringen.

»Du glaubst, die Mikrobe wurde bei Cougar entwickelt?«, fragt Les.

»Ich glaube, dass Samuelson sie an jemanden verkauft hat, dem er gute Absichten unterstellte. An eine Regierung oder eine Firma. An irgendjemanden, der sich mit Ol auskennt und jetzt in aller Ruhe abwartet und auf den richtigen Zeitpunkt wartet, um zu verkünden, dass er das Gegenmittel besitzt. Samuelson hat vor vier Jahren bei Cougar aufgehört. Also muss er Delta-3 um diese Zeit verkauft haben. Aber warum wurde die Mikrobe nicht sofort eingesetzt? Weil der Käufer Zeit brauchte, um ein Verteilernetzwerk aufzubauen, das nicht nachvollziehbar ist. Die Gelegenheit kam, als die Firma Cougar ihr neues Bakterizidprogramm vorstellte und die Kunden von Tangier übernahm. Ich schätze, unsere bösen Buben hatten bis dahin längst ihre Leute an allen möglichen Pipelines und Ölfeldern in Bereitschaft gebracht. Womöglich haben sie sogar als Erstes ihre eigenen Felder infiziert, um über jeden Verdacht erhaben zu sein.«

»Aber wer sind sie? Oder welches Land ist es?«

»Das weiß ich nicht«, antwortet Gerard betrübt.

»In Wirklichkeit«, faucht Neil Kline, »hast du doch überhaupt keine Ahnung, ob irgendwas davon stimmt. Das ist bloß deine Theorie.«

»Richtig.«

»Vielleicht gibt es ja gar kein Gegenmittel.«

»Auch das ist richtig.«

»Was bedeutet, dass wir, sobald dieses verdammte Pferdefleisch alle ist, wieder da sind, wo wir waren.«

»Fluch nicht vor den Kindern«, mahnt Richterin Holmes.

»Wir stecken mitten im Weltuntergang und sollen uns das Fluchen verkneifen?«

Neil stürmt nach draußen in den Schnee. Um zehn Uhr, also in vier Minuten, muss er seine Wachschicht antreten.

Nach dem Essen gehen Gerard und Bob die Straße ab und überprüfen die Sicherheitsvorkehrungen. Gerard hat zwei zusätzliche Schusswaffen mitgebracht, Pettigouts 9-mm-Baretta und Pettigouts M-16. Bob meint, damit könnten sie ihre Wachposten aufrüsten.

»Ich wünschte, die Soldaten hätten Youngs Leiche entdeckt«, sagt Gerard.

Der Schnee hat nachgelassen, aber der Himmel ist verhangen. Gerard schätzt, dass sie gut einen halben Meter Neuschnee haben, mit doppelt so hohen Schneewehen. Scheinwerfer beleuchten die abgefegten Autodächer - damit die Wachen eine bessere Sicht haben -, die »Schützengräben« im Schnee und den Stacheldraht auf den Zäunen entlang des Wirtschaftswegs hinter den Gärten.

»Heute Nacht werden wir die Wachen verdoppeln«, sagt Bob. »Ich werde oben in meinem Haus bleiben. Pettigout kann bei Les Wache schieben. So können wir die ganze Straße überblicken. Die Gärten können wir vom Fenster aus im Auge behalten.«

»Ich übernehme auch eine Schicht«, sagt Gerard.

»Nein, du schläfst mit deiner Frau. Später hast du noch genug Gelegenheiten, Wachschichten zu übernehmen.«

Gerard grinst. »Ganz der alte Marine. Danke.«

Es gibt so vieles, worüber er mit Marisa reden möchte, aber das muss jetzt einfach warten. Als er ins Haus kommt, ist sie schon oben im geheizten Schlafzimmer und hat Kerzen angezündet. Sie trägt ein schwarzes Spitzenneglige. Sie wirkt dünner, als er die Bettdecke zurückschlägt, ihre Oberschenkel sind weniger fleischig, ihre Schultern eingesunken wie ihre Wangen. Aber ihre Augen sind so blau und aufregend wie damals, als sie ihn auf einer Studentenparty zum ersten Mal angesehen hat. Ihr Atem duftet nach Minze. Wahrscheinlich hat sie Zahnpasta aufbewahrt für den Tag, an dem er nach Hause kommen würde.

Er hatte nicht mehr daran geglaubt, dass ihm das noch einmal vergönnt sein würde. Sie streicheln sich erst zärtlich, dann leidenschaftlich. Marisa hilft ihm, wenigstens für eine Weile zu vergessen, was sich draußen abspielt.

Bakterien können so was nicht, denkt er hinterher. Sie teilen sich, um sich fortzupflanzen. Sie vereinigen sich nicht. Sie verbringen ihr Leben allein. Wie können solche Geschöpfe den Sieg davontragen?

Eng umschlungen schlafen sie ein. In Gerards Traum ist es Sommer. Er ist mit den Kindern bei einem Spiel der Washington Nationais, hoch oben auf der Tribüne im Kennedy-Stadion. Paulo, Annie und alle anderen Fans springen auf und ab, bis das Stadion wackelt. Es ist der vierte Juli. Die Hot Dogs schmecken scharf. Dem Fänger der Nats gelingt ein Homerun und es wird ein Feuerwerk gezündet.

Nein, das ist kein Feuerwerk, das sind Schüsse, denkt Gerard, als er die kurzen Feuerstöße aus automatischen Waffen hört.

Das Publikum fängt an zu schreien. Selbst die Spieler, kleine Punkte unten auf dem Feld, flüchten oder gehen zu Boden.

Ich muss meine Kinder beschützen, denkt Gerard entsetzt

und reißt die Augen auf. Der Traum hört auf, aber nicht die Schießerei.

Die Schüsse kommen von draußen.

Er ist hier, denkt Gerard und schnappt sich die Baretta.

28. KAPITEL

12. Dezember. 1 Uhr. 43 Tage nach dem Ausbruch.
30 Sekunden vor dem Angriff.

Als Sergeant im Irak und als Cop in Washington litt Gordon Dubbs vor jedem Einsatz unter Beklemmungen. Auch jetzt kann er sich nicht ganz dagegen wehren. An die kalte, feuchte Rückwand von Gail Hansens Haus gedrückt, dirigiert er seine Truppen mit Hilfe der Funkanlage, die er in einem Elektronikladen erbeutet hat, zu den Barrikaden an beiden Enden der Marion Street. Seine AK-47 hält er fest umklammert. Die Ergreifung der Geiseln, die in wenigen Sekunden bevorsteht, wird das Startsignal für den Angriff sein.

Vor zehn Minuten ist im ganzen Nordwesten der Stadt der Strom ausgefallen. In Gails Garten einzudringen war ein Kinderspiel. Der Schnee liegt hier einen halben Meter hoch, aber er ist locker und weich.

Neun ... acht ... sieben ...

Vor seinem geistigen Auge sieht er die Straße wie aus der Luft, die freigeschaufelten Wege zwischen den Häusern. Dubbs, Lester, Gish und Basil Prue sind bereit, auf die Straße zu stürmen und die Invasion zu befehligen. Er stellt sich vor, wie die reichen Säcke in ihren Betten liegen und friedlich schlafen.

Hab ich an alles gedacht?

Fünf... vier ...

Die werden sich wundern!

Sein Puls fängt an zu rasen, aber nicht vor Angst, sondern durch den Adrenalinstoß. Gordon ist kein Feigling, dafür hat

er viel zu viel Wut im Bauch, und Gewalt war für ihn schon immer ein gutes Ventil.

»Los«, flüstert er in sein Mikro.

Von der Barrikade zur Linken hört er Jovitas tiefe, drohende Stimme in seinem Ohrstöpsel.

»Leg die Waffe auf das Autodach. Schön langsam. Und jetzt die Hände hoch.«

Großartig. Genau wie ich's ihr beigebracht habe.

Doch dann hört er zwei unerwartete, laute Geräusche sowohl über Funk als auch durch die Luft vom Auto her.

Eine wütende Männerstimme schreit: »Hilfe!«

Dann kracht ein einzelner Schuss.

Das war nicht vorgesehen, dass die sich wehren!

Als hätte dieser erste Schuss das Startsignal gegeben, krachen jetzt Schüsse an *beiden* Enden der Straße. Diese Idioten! Warum ergibt sich die Marion Street nicht? Seinen Leuten hat er eingeschärft, keine Munition zu vergeuden und leise aus dem Hinterhalt zuzuschlagen.

»Bleibt hinter den Barrikaden!«, schreit er in sein Mikro.

Verdammt, warum hört nie einer auf ihn?

Gordon wendet sich Basil und Lester zu, die unter ihren Balaklavas kreidebleich geworden sind. Auch sie haben nicht mit Gegenwehr gerechnet. Aber Gordon hat so was schon erlebt.

»Folgt mir«, befiehlt er ihnen. »Und tut, was ich euch sage!«

Gerard springt nackt aus dem Bett, schnappt sich die Baretta, schlüpft in Hose und Schuhe. Marisa ist bereits barfuß aus dem Zimmer gestürzt, die nackte Höhlenmama auf dem Weg, um ihre Höhlenkinder zu retten. Er hört, wie sie ihnen zuruft, die Köpfe unten zu halten. Unten angekommen, zieht er seinen Parka über den nackten Oberkörper, öffnet die Haustür und späht nach draußen.

Sein Herz klopft wie wild. Die Baretta in beiden Händen, hockt er sich zwischen Tür und Rahmen.

Der Strom ist ausgefallen, aber der Mond scheint und lässt den Schnee violett glitzern. Am Ende der Straße liegt eine Gestalt neben dem Honda der Cantonis, in der Dunkelheit weiter hinten blitzt das Mündungsfeuer von automatischen Waffen auf Gerard erkennt den zweifarbigen Anorak des Mannes, der da im Schnee liegt.

Verdammt. Das ist Neil Kline.

Am anderen Straßenende liegt niemand am Boden, weshalb Gerard hofft, dass Les — der eben seine Schicht angetreten hat — unverletzt ist, aber hinter Gerards Subaru ist ebenfalls Mündungsfeuer zu sehen. *Sie benutzen mein schönes Auto als Schutzschild,* denkt er aufgebracht. Kugeln pfeifen durch die Luft, Splitter von Dachpfannen und Ziegelsteinen springen vom Haus der Higueras. Die Angreifer belegen das Haus mit Dauerfeuer. Ist Pettigout da drin? Plötzlich wirbeln überall Schneefontänen auf Die Angreifer schießen wie wild um sich.

»Der Wachposten hat die Waffe fallen lassen!«, ruft einer der Angreifer hinter dem Subaru. »Ich hab sie!«

Gerards Gedanken rasen.

Das kann nicht er sein. Das ist nicht nur einer. Vielleicht eine Bande? Plünderer? Wissen die von unseren Ölvorräten?

Dann sieht er Angreifer in Armeejacken und Balaklavas - Soldaten, schießt es ihm durch den Kopf— um den Subaru herum in die Straße stürmen.

Sind das Meuterer wie in Las Vegas? Oder sind sie hinter den Beweismitteln her? Pastor Young hat gesagt, andere würden kommen.

Gerard lässt sich von der Veranda in die schmale Lücke zwischen Hecke und Haus gleiten. Schnee rieselt ihm in den Kragen und in die Schuhe. Es ist eiskalt. Gerard schlägt den Schnee von den Büschen, um besser sehen zu können.

Drei an Ninjas erinnernde Gestalten laufen durch den freigeschaufelten Weg die Straße hinunter. Sie werden an ihm vorbeikommen wie Schießbudenfiguren auf der Kirmes. Er hebt die Baretta mit beiden Händen. Er kann nicht richtig zielen, da seine Hände vor Aufregung zittern. Er drückt ab. Und noch einmal. Die Schüsse verstärken den allgemeinen Lärm. Eine der Gestalten stürzt. Eine zweite wirft das Gewehr in den Schnee und sackt in sich zusammen. Es sieht aus, als würde der Mann schreien, aber bei dem Tumult kann Gerard nichts hören. Zwei Soldaten hat er also erwischt. Der dritte, von Gerard überrascht, wirft sein Gewehr fort und flüchtet stolpernd zurück hinter die Barrikade.

Auf dieser Seite hab ich sie verjagt.

Vom anderen Ende der Straße sind lautes Geschrei und Schüsse zu hören. Im Schutz von Sträuchern und Hecken schleicht Gerard sich an. Es ist eine gottverdammte Invasion. Nach und nach verschafft er sich einen Überblick. Er sieht zwei Gruppen von Angreifern, die eine kommt um den Honda herum, die andere taucht neben Gails Haus auf Die müssen durch ihren Garten gekommen sein.

Ein Mann, der vor Gails Haus steht, ruft: »Zieht euch zurück, bis wir die Schrotflinte gefunden haben!« Gerard erkennt die Stimme sofort, und jetzt weiß er, wer die »Soldaten« sind.

Dubbs.

In dem Augenblick ertönt das ohrenbetäubende Krachen einer Schrotflinte. Einer der Männer neben dem Honda geht zu Boden.

Bumm ... bumm ...

Ein weiterer fällt um. *Das muss Bob sein, der aus dem Fenster im ersten Stock schießt.* Auch aus einem Fenster von Les' Haus auf der anderen Straßenseite sind Feuerstöße zu sehen.

Das ist Pettigout.

Die Angreifer, die um den Honda gestanden haben, flüch-

ten. Einer versucht, auf allen vieren zu entkommen, dann sackt er in sich zusammen. Ein anderer bückt sich, um dem Verwundeten zu helfen, wird jedoch - BUMM! - in den Schnee geschleudert wie von einer unsichtbaren Faust. Auch er steht nicht wieder auf. Ein dritter Eindringling liegt reglos auf der Kühlerhaube des Honda.

Jetzt stehen nur noch zwei Mann, Dubbs und einer seiner Kumpane, die mit dem Rücken zu Gails Haus auf Pettigout schießen.

Fahrt zur Hölle!

Feuernd stürmt Gerard hinter den Sträuchern hervor.

Einer der Männer sinkt zu Boden.

Der andere zieht sich hinter Gails Haus zurück, reißt seine Waffe herum und schießt auf Gerard. Gerard lässt sich fallen, rollt sich über den Boden, drückt ab, aber das Magazin ist leer. Der Angreifer ist jedoch weg, und als Gerard in Gails Garten läuft, sieht er das Gartentor offen stehen. Der Mann ist entkommen. Gerard wirft das Tor zu und verriegelt es.

Das Blut rauscht so laut in seinen Ohren, dass er kaum etwas hören kann. Keuchend schaut er an sich hinunter. Sein offener Parka ist vom Schnee durchnässt, der Stoff teilweise von Kugeln zerfetzt. Sein Brustkorb ist nass und bewegt sich heftig auf und ab. Aber zu seiner Verwunderung stellt er fest, dass er unverletzt ist.

Sind sie wirklich verschwunden?

Während Gordon Dubbs durch den verschneiten Wirtschaftsweg stolpert, rekapituliert er das schnelle Scheitern seines großartigen Plans. Als er vor wenigen Minuten die Vorderseite von Gails Haus erreichte, musste er hilflos zusehen, wie die Schlachtordnung sich in Wohlgefallen aufgelöst hat.

Keiner hat getan, was er tun sollte. In der Gewissheit, dass die Wachen an beiden Barrikaden entwaffnet worden

waren, sind seine Leute siegessicher auf der Straße herumgerannt.

Wo ist die verdammte Schrotflinte?, fragte sich Dubbs.

Er hat Jovita in die Luft fliegen und rückwärts auf dem Boden landen gesehen, die Schuhsohlen nach oben.

Bumm ... Bumm ...

Aber wir sind immer noch in der Überzahl, hat er gedacht. Wir haben genug Waffen. Wenn das hier vorbei ist, werden bei uns einige Köpfe rollen.

Bumm ...

Noch ein Angreifer ging zu Boden. *Die Schrotflinte*, fiel Dubbs ein, *ist im Haus von dem Exmarine, gleich nebenan, beinahe direkt über uns.*

»Folgt mir!«, hat er Lester und Basil zugezischt und ist über Schneewehen zum Haus des Marine vorausgelaufen.

Von da an hätte alles ganz einfach sein können, denn sie hätten sich bloß dicht an der Wand zu halten brauchen, bis sie die Haustür erreicht hätten. Der Marine oben am Fenster hätte sie nicht sehen können. Und wenn sie erst mal ins Haus gelangt wären, dann wären sie drei gegen einen gewesen.

Aber warum war Basil dann gestürzt? Er konnte keine Kugel abbekommen haben, denn der Marine hätte ihn unmöglich sehen können. *Verdammt! Wer hat ihn erschossen?,* fragte sich Dubbs, als Lester sich um seine eigene Achse drehte wie eine Ballerina, das Gewehr fallen ließ, Blut spuckte und mit panisch aufgerissenen Augen zuckte wie eine spastische Marionette. Dann, als er das Zischen und Pfeifen von Kugeln hörte, wurde Dubbs mit Entsetzen klar, dass Lester von einer Salve aus einer Automatik getroffen worden war.

Aber keiner von denen, die hier wohnen, besitzt eine automatische Waffe. Gail hatte doch gesagt, dass es nur drei Schusswaffen in der ganzen Straße gibt!

An dem Mündungsfeuer auf der anderen Straßenseite er-

kannte Gordon, dass dort noch ein weiterer Schütze postiert war.

Er feuerte zurück und schob ein neues Magazin in sein Gewehr.

Aber dann wurde direkt vor seinen Füßen der Schnee von Schüssen aufgewirbelt, in einer Spur, die immer näher kam. Er warf sich zur Seite, um den Kugeln auszuweichen, die ins Gemäuer knallten, aber er war so außer sich vor Wut, dass er wieder aufsprang und auf das Haus feuerte. Er war gut. Er traf sicher. Bei der Polizei hatte er Schießwettbewerbe gewonnen. Er sah genau die Linie von Löchern, die seine Kugeln in das Haus auf der anderen Seite schlugen. Und ins Fenster. Danach kamen keine Schüsse mehr aus dem Fenster.

Einer weniger!

Als Gordon sich wieder zur Straße wandte, dachte er entsetzt: *Das gibt's doch nicht!*

Seine Armee war vernichtet. Das durfte nicht wahr sein!

Uniformierte Leichen lagen um den Honda herum und vor Gerards Haus. Keiner von Dubbs' Leuten war mehr auf den Füßen.

Wie kann es so schnell zu so einer Katastrophe kommen?

Und dann kam dieser Scheiß-Gerard wie ein Wahnsinniger schießend aus dem Gebüsch gerannt. Auch er hatte eine Waffe. Wie viele verdammte Waffen haben diese Leute überhaupt?, fragte Dubbs sich, während er schießend den Rückzug antrat. Gail hat gelogen. Sie hatte gesagt, es gäbe nur drei Schusswaffen in der ganzen Straße. Sie konnte ihm unmöglich falsche Informationen gegeben haben. Wenn dieses Miststück nicht gewesen wäre, hätte der Plan funktioniert. Es war ein guter Plan gewesen. Ein großartiger Plan. Vielleicht hat sie auch gar nicht gelogen. Vielleicht wussten diese Arschlöcher, dass sie immer zu mir kam, und haben *sie* mit falschen Informationen gefuttert.

Nichts wie weg hier!, dachte er.

Also hat der große Kommandeur Dubbs das Fenster des Marine beschossen, um sich den Mann vom Hals zu halten, und als er den Wirtschaftsweg erreichte, sind ihm Splitter aus den Zaunlatten ins Gesicht geflogen. Während er jetzt den Weg entlangrennt, schwört er sich, dass er sich von diesen Leuten nicht in die Knie zwingen lassen wird. Er hat schon andere Rückschläge überstanden. Im Grunde war sein ganzes Leben ein einziger Rückschlag. Durch dunkle Gärten flüchtet er in die Sicherheit des ausgebrannten Ingomar Place.

Die Schießerei hat aufgehört. Aus Richtung Innenstadt vernimmt er dumpfes Krachen und Explosionen, und über den Häusern liegt ein rötlicher Feuerschein. Wieder einmal triumphieren heute Nacht andere, die mehr Glück gehabt haben. Andere, die sich diese neue Welt zu eigen machen.

Ich und Teddie. Wir haben Lebensmittel. Wir können neue Verbündete finden. Wir haben Waffen. Wir werden aus unseren Fehlern lernen.

Plötzlich geht das Licht im Gebäude an.

Licht!

Selbst in diesem fürchterlichen Chaos sitzt irgendein Ingenieur in irgendeinem Kraftwerk. Ein Schalter wurde umgelegt, ein Kabel repariert, eine Verbindung behelfsmäßig wiederhergestellt, und schon gibt es wieder elektrisches Licht.

Es kommt ihm vor wie in einem Baseballstadion, wenn alle Tribünen beleuchtet sind. Licht überflutet die zerstörten Häuser in der Innenstadt. Licht brennt in der Oase und in der Marion Street. Die Scheinwerfer sind wieder eingeschaltet, außer dort, wo seine Leute das Verteidigungssystem unter Beschuss genommen haben.

In den Ruinen des Gebäudes, das zerstört wurde, als das erste Flugzeug abgestürzt ist, atmet Gordon kalte Luft ein. Er hat überlebt. In einiger Entfernung sieht er Gerards weißes Gesicht. Gerard, der über den Zaun späht, eins der AK-

47-Sturmgewehre über dem Arm, die seine Leute erbeutet haben. Als hielte er Ausschau nach jemandem, den er erschießen kann.

Scheiß-Gerard und seine Scheiß-Straße, sein Scheiß-heben, sein Scheiß-Öl, seine Scheiß-Freunde. Jedes Mal wenn ein armer Schlucker wie ich mal einen Schritt vorwärtskommt, sich ein bisschen Luft zum Atmen erkämpft, treten die Gerards der Welt auf den Plan und nehmen ihm wieder alles ab, denkt Dubbs wutschnaubend.

Tja. Dubbs hebt seine AK-47 und legt sie auf Gerard an. *Da bin ich wieder.*

»Verzeihung«, sagt hinter ihm jemand höflich und klopft ihm auf die Schulter. »Was genau haben Sie vor, Sir?«

Dubbs wirbelt herum und blickt auf. Vor lauter Verblüffung ist er wie erstarrt. Der Mann, der über ihm steht, lächelt ihn an, als plauderten sie an einem Gemüsestand über den Preis von Zwiebeln. Wie ist er so lautlos hier reingekommen? Dubbs erkennt den Kerl sogar. Er hat ihn schon mal vor der St.-Paul's-Kirche gesehen. Der Typ ist Pfarrer oder so was. Was macht der hier?

»Tun Sie das nicht«, sagt der Mann.

Dann bückt er sich so schnell, dass Gordon erst im allerletzten Augenblick das Lächeln durchschaut. Der Blick ist ihm vertraut, er ist unverwechselbar. Er ist eine Million Jahre alt. Diesen Blick hat er oft gesehen, als er noch Polizist war, nur mit dem Unterschied, dass damals Männer mit diesem Blick eiserne Fußfesseln trugen oder in einer Verhörzelle saßen oder von anderen Cops in Schach gehalten wurden.

»Ich muss mit ihm reden«, sagt der Mann.

Und damit ist die kurze, glückliche Regierungszeit von Warlord Dubbs zu Ende.

Mit gebrochenem Genick liegt Gordo samt seiner gestohlenen Uniform im Schnee.

29. KAPITEL

12. Dezember. 1 Uhr 30. 43 Tage nach dem Ausbruch.

Neil Kline liegt tot an seinem Posten, von Kugeln durchsiebt und mit völlig zerfetzter Kleidung. Der Schnee um ihn herum ist blutgetränkt und sieht aus wie nasser Teer, von dem sich Knochensplitter und Patronenhülsen leuchtend abheben. Neils starre Hand hält seine Pistole umklammert.

Gerard hat immer noch den Widerhall der Schüsse in den Ohren.

Natürlich hat er auf sie geschossen. Er war viel zu wütend, um irgendwas anderes zu tun. Sein Schuss hat uns gewarnt. Er hat uns das Leben gerettet.

Die Nachbarn wagen sich allmählich wieder aus den Häusern. Chris und Grace Kline laufen zu Neil, ihrem toten Mann und Vater. Gerard und Bob beugen sich über tote Angreifer, ziehen ihnen die Balaklavas vom Kopf, um die Gesichter zu identifizieren und sich zu vergewissern, dass diese Leute wirklich keine Bedrohung mehr darstellen.

Ob noch Angreifer leben?

Die drei Leichen neben Neil, unter ihnen eine junge Frau, wurden von Garben aus einer Schrotflinte niedergestreckt.

Zwei weitere Tote liegen vor Gails Haus. Ihre vielen quer über die Brust verteilten Schusswunden lassen darauf schließen, dass sie von Pettigouts Maschinenpistole erwischt wurden.

Diese beiden kennt Gerard, es sind zwei von Dubbs' Freunden aus der Oase. Die Männer, vor denen Annie sich

fürchtete, die sie aber nicht eindeutig als die Vergewaltiger ihrer Freundin hat identifizieren können.

»Wo ist Dubbs?«, fragt Bob.

»Einer ist durch Gails Garten abgehauen. Vielleicht war er das.«

Die Nachbarn um sie herum sind zwar schockiert, aber in der Lage, zu handeln. Bob hat sie während Gerards Abwesenheit darauf vorbereitet, wie man sich in extremen Situationen verhält. Sie sammeln zu Boden gefallene Waffen ein, überprüfen, wer verletzt ist oder ob jemand fehlt, sorgen dafür, dass die Barrikaden weiterhin bewacht werden, und vergewissern sich, dass der Begrenzungszaun entlang des Wirtschaftswegs noch intakt ist. Trotz des Grauens ist Gerard stolz auf die Leute.

Vor seinem Haus liegen die beiden Männer, auf die er geschossen hat, einer von ihnen ist bewusstlos und blutet stark aus der Leiste, der andere hält sich das Knie und schreit nach einem Arzt.

Die Wunde in der Leiste sieht tödlich aus, denkt Gerard, doch ehe er dazu kommt, den Mann genauer zu untersuchen, sieht er Les auf sich zuhumpeln, einen Arm um die Schultern seiner Frau Lisa gelegt. Er lebt!

Les lässt sich in den Schnee fallen und stützt den Kopf in die Hände.

O *nein! Nicht auch noch Les!*

Natürlich kümmert Gerard sich zuerst um den Freund. Er bittet Eleanor Holmes, die verwundeten Angreifer zu verarzten und die Blutungen zu stoppen. Doch die Richterin rührt sich nicht von der Stelle, sondern betrachtet sie nur mit kaltem Blick.

»Die haben Beihilfe zum Mord geleistet, Greg.«

»Tu's für dich, Eleanor, nicht für sie. Dafür, wie du dich später fühlen wirst.«

Sein Blick fällt auf das lange Messer mit Holzgriff, das

Richterin Holmes in der Hand hält, das Messer, mit dem Joe normalerweise am Thanksgiving-Fest der Marion Street die Truthähne tranchiert.

Ein Teil von ihm will weiter mit ihr diskutieren, doch er lässt es bleiben. Schließlich wird die Polizei nicht kommen und diese Männer verhaften, und niemand aus der Marion Street wird bereit sein, ihnen etwas zu essen zu geben. Gnade ist eine Tugend, aber zurzeit kann sie leicht selbstzerstörerisch werden. Und für einen Prozess bräuchte man ein Gericht. Vielleicht hat die Richterin recht. Es gibt keine anderen Ärzte hier, keine Medikamente, keine Notaufnahmestationen, keine Operationssäle, kein Verbandmaterial. Es ist schon Jahre her, seit er zuletzt Operationen aus der Nähe gesehen hat.

»Lassen Sie mich nicht mit ihr allein«, schluchzt der Verwundete.

Beim Weggehen ruft Gerard zu den anderen hinüber, jemand soll in Les' Haus gehen und nach Pettigout suchen. Der junge Soldat war dort postiert.

Der Mann mit der Kniewunde — der bei Bewusstsein ist — muss ahnen, was ihm bevorsteht. »Sie sind doch Arzt!«, schreit er. Plötzlich steigert sich sein Geschrei in schrilles Kreischen, und als Gerard einen Blick über die Schulter wirft, hat sich Chris Kline zu Eleanor gesellt und schwingt gerade ihren Lieblingsgolfschläger. Grace hat sie offenbar ins Haus geschickt. Die beiden Frauen machen sich an ihr Werk. Bis Gerard bei Les ist, hat das Kreischen aufgehört.

»Hallo, Greg. Ich glaub, einen von ihnen hab ich erwischt, aber als ich weggerannt bin, hab ich meine Pistole weggeworfen. Die Munition war alle.«

Les sitzt auf dem Boden, das Gesicht schmerzverzerrt. Er lehnt sich zurück, als würde er versuchen, sich von seinem linken Bein zu entfernen, das stark zittert. Dunkle Flecken breiten sich auf seiner Hose aus. Er ist kreidebleich. Offenbar

schämt er sich dafür, dass er seine Waffe verloren hat, aber zugleich ist er stolz darauf, dass er gekämpft hat. Zum ersten Mal seit Wochen wirkt Les lebhaft.

»Les, du hast deiner Familie das Leben gerettet.«

»Seltsam. Ich habe aus Somalia und aus dem Kosovo berichtet, einen Monat war ich sogar als Kriegsberichterstatter im Irak. Und wo werde ich angeschossen? In der Marion Street!«

»Mit einer einzigen Pistole hast du dich gegen drei Männer mit automatischen Gewehren behauptet. Wir verleihen dir den Marion-Street-Orden, Les.«

»Wo ist Neil? Ich … sehe ihn nicht. Alles … in Ordnung mit ihm?«

Les atmet stoßweise. Er öffnet den Reißverschluss seines Anoraks und fasst sich an den Hals. Seine Augen werden trübe und seine Gesichtsmuskeln erschlaffen.

Als Gerard ihn sanft schüttelt, wird sein Blick wieder etwas klarer. »Bleib bei uns, Les«, fleht Gerard.

Dann steht Annie neben ihm, in der Hand eine Schneiderschere. Seit wann sieht sie aus wie eine Erwachsene? Vor wenigen Stunden im Zoo hat sie noch nicht so gewirkt. Aber ihr Gesichtsausdruck ist ruhig und entschlossen. Zweifellos wird sie irgendwann später auf den Schock der brutalen Schießerei reagieren, aber jetzt konzentriert sie sich auf das, was getan werden muss. Gerard ist stolz auf sie. »Hier, nimm die Schere, Dad«, sagt sie. »Du hast doch gesagt, wenn jemand verletzt ist, muss man die Kleidung aufschneiden.«

»Hilf mir, ihn ins Haus zu bringen. — Les, kannst du aufstehen?«

»Ich kann … mit dir um die Wette laufen, Kumpel.«

Gerard entdeckt Bob Cantoni, der sich aus Les' Schlafzimmerfenster lehnt.

»Pettigout ist getroffen! Er ist bewusstlos und blutet stark!«

Gerard ruft Bob zu, er soll die Vene abdrücken, um die Blutung zu verlangsamen, und lässt Les in der Obhut von Annie und Lisa. Er läuft in den ersten Stock, wo Pettigout an einer Wand lehnt, während Bob verzweifelt versucht, mit seinen Händen den Blutzufluss zu stoppen. Die rechte Schulter des jungen Mannes scheint zertrümmert zu sein, aus der Kopfvene läuft Blut, der Deltamuskel ist zerfetzt und voller Knochensplitter.

»Hilf mir, ihn flach hinzulegen«, sagt Gerard zu Bob.

»Er war bewusstlos, als ich ihn gefunden hab.«

Dieser Junge hat für uns sein Leben riskiert und ich werde ihn retten.

Als Gerard Pettigouts Uniformhemd aufschneidet, stellt er fest, dass die Wunde von einer einzigen Kugel verursacht wurde. Er dreht den jungen Mann um, kann jedoch keine Austrittswunde entdecken, was bedeutet, dass die Kugel noch in seinem Körper steckt.

Hoffentlich ist sie darin nicht umhergeirrt.

»Hol mir Les' Werkzeugkasten. Ich brauche eine Spitzzange, einen Cutter, Zahnseide oder Nähgarn, am besten Zwirn.«

»Wozu denn Zahnseide?«

»Jemand soll ein Feuer im Kamin anzünden, und mach das Schüreisen heiß.«

Als er die Wunde mit den Fingern abtastet, schreit Pettigout auf und schlägt um sich. Gerard hat kein Anästhetikum, um die Schmerzen zu betäuben.

Die Kugel herausholen, die Vene abklemmen, dann kauterisieren.

Seit wann ist Marisa schon hier? Sie hilft ihm, den Blutfluss zu stoppen. Pettigout stöhnt und schwitzt.

Bob kommt ins Zimmer geeilt. »Ich hab alles gefunden, was du brauchst.«

Mit dem Cutter vergrößert Gerard den Einschnitt, dann

führt er die Zange in die Wunde, während Marisa Wasser darübergießt, um das Blut wegzuspülen, damit Gerard sehen kann, was er tut. Die Zange trifft auf Widerstand. Gerard dreht die Zange ein wenig und zieht sie heraus. Er hat die Kugel erwischt.

Raines hat gesagt, dass Leute aus Fort Detrick herkommen werden. Ich rufe noch einmal an und bitte sie, Medikamente und Verbandszeug mitzubringen.

Er führt die Zange noch einmal ein, findet die Vene und klemmt sie ab, um die Blutung zu stillen. Er bittet Marisa, den Faden fest um die Griffe der Zange zu wickeln, damit sie sich nicht löst. Die Griffe ragen bizarr aus Pettigouts Schulter.

Anschließend schafft Marisa es gerade noch bis ins Treppenhaus, ehe sie sich übergibt.

Aber die Blutung hat aufgehört. Das Kauterisieren ist zu riskant. Ich warte lieber, bis wir die Antibiotika haben.

Und jetzt Les, denkt Gerard erschöpft.

»Marisa, ruf mich, falls die Wunde wieder anfängt zu bluten. Bob, komm mit.«

Im Treppenhaus wird sein Blick plötzlich verschwommen, irgendetwas stimmt nicht mit seinen Augen. Als er spürt, dass es nur Tränen sind, lässt er es einfach geschehen. Sie laufen ihm über die Wangen, als er ins Wohnzimmer kommt, wo Annie Les' Hosenbein bereits aufgeschnitten und die Wunde gesäubert hat.

»Wie geht's Pettigout?«, fragt Les besorgt.

Er schaut mit zusammengebissenen Zähnen zu, der neue harte Bursche der Marion Street. Bob sagt zu Les: »Dass du in Ubersee nie angeschossen worden bist, liegt daran, dass Reporter ein feiges Pack sind und sich verdrücken, sobald es gefährlich wird.«

»Dafür seid ihr tollen Marines zu blöd, euch rechtzeitig in Sicherheit zu bringen.«

Nachdem Gerard die Wunde gesäubert hat, verbindet er sie mit in Streifen gerissenen Handtüchern. In dem Moment kommt Joe Holmes und berichtet, dass er in Gails Haus nach Alkohol gesucht hat, für die Desinfizierung der Wunden. Gail hat er nicht angetroffen, dafür stehen jede Menge leere Flaschen im ganzen Haus verteilt. Offenbar hat Gail sich nicht getraut, sie in den Müll zu werfen, damit die Nachbarn nicht das Ausmaß ihrer Sucht erkennen.

»Ich wette, sie hat den Stoff von Dubbs gekriegt«, sagt Joe.

Les verzieht das Gesicht. »Glaubst du, sie ist immer noch da drüben?«

Bob Cantoni sagt leise: »Schnappen wir uns die Bande.«

Die drei Männer sehen sich an.

»Wir haben ihre Waffen«, insistiert Bob. »Dubbs ist abgehauen. Die haben Medikamente und Lebensmittel. Wir können nicht hier rumsitzen und abwarten, bis sie sich wieder organisiert haben. Früher oder später werden sie zurückkommen.«

Les nickt tatsächlich. »Bob hat recht«, sagt er.

»Tja, offenbar musste es erst mal hart auf hart kommen, bis ihr zwei mal einer Meinung seid«, meldet Annie sich zu Wort. Ihre Bemerkung löst die Spannung und alle lachen. Aber die Erleichterung währt nicht lange.

»Für heute hat es genug Blutvergießen gegeben«, sagt Gerard. »Das Gebäude, in dem diese Typen hausen, ist mindestens so gut bewacht wie unsere Straße. Wenn wir angreifen, wird es uns genauso ergehen wie denen.«

»Dann werden wir das Gebäude eben morgen auskundschaften«, erklärt Les entschlossen.

Draußen sind die Flutlichter wieder an. Die Überwachungskameras funktionieren alle bis auf eine. Gerard kümmert sich seit Stunden um die Verwundeten, er ist zum Umfallen erschöpft.

Joe Holmes und Marisa übernehmen die Wachschicht. Annie und Paulo werden bei Les und Pettigout bleiben und Gerard wecken, falls etwas Schlimmes passiert. Morgen müssen sie versuchen, Neil zu begraben, der in seinem Haus aufgebahrt wurde. Außerdem müssen sie irgendwie die Leichen der Angreifer fortschaffen.

»Wir brauchen einen ausgeruhten Arzt«, sagt Bob zu Gerard. »Sieh zu, dass du etwas Schlaf bekommst.«

Gerard glaubt zwar nicht, dass er schlafen kann, aber er ist am Ende seine Kräfte. Er geht nach Hause und legt sich ins warme Bett, das immer noch nach Sex riecht. Hat er tatsächlich erst letzte Nacht mit seiner Frau geschlafen? Es kommt ihm vor, als wäre es schon einen Monat her. Jedenfalls haben sie ihre Angreifer in die Flucht geschlagen. Also sollte er sich eigentlich erst einmal entspannen. Aber es gelingt ihm nicht.

Im Traum ist er wieder im Sudan, in einem *tukul,* einer runden Lehmhütte mit Spitzdach. Durch den kleinen, ovalen Eingang dringt Sonnenlicht herein. Auf dem Lehmboden liegt ein sterbender Dinka, ein großer, ausgemergelter Mann, der an resistenter Tuberkulose leidet.

Larch ist auch da, obwohl er in Wirklichkeit schon lange tot war, als Gerard in den Sudan gerufen wurde.

»Rote Schnapper«, sagt Larch, der neben dem Kranken kniet, und schaut Gerard von der Seite an, als wollte er ihn schon wieder testen.

Gerard weiß, dass »rote Schnapper« beim CDC der Spitzname für Tuberkelbakterien ist, die unter einem Mikroskop aussehen wie Stäbchen, wenn man sie mit säurebeständigem rotem Färbemittel versieht.

Im Traum schwimmen die roten Schnapper zwischen den Lehmwänden herum wie in einem Aquarium, zappeln herum, als wollte das Gift aus ihnen entweichen.

»Vakuolen«, hakt Larch nach. »Was wissen Sie über Vakuolen?«

Vakuolen?, denkt Gerard. Mit Vakuolen wehrt sich der Körper gegen Eindringlinge. Es sind Kapseln, die Bakterien umschließen. Spezielle mit Zellsaft gefüllte Hohlräume in menschlichen Killerzellen. Sie enthalten toxische Sekretionen, die für die Sicherheit der Menschen sorgen.

»In den Vakuolen verstecken sich die resistenten Tuberkelbakterien«, sagt er.

»Richtig«, antwortet Larch. »Wenn die Tuberkelbakterien in den Körper gelangen, werden sie von den Killerzellen sofort entdeckt, umzingelt und eingekapselt. Die Killerzellen glauben, sie hätten das Bakterium vernichtet, aber das resistente Bakterium lebt in der Kapsel weiter. Und wartet. Es wartet in aller Ruhe ab, bis der Wirtsorganismus durch Alter, Krankheit oder Erschöpfung geschwächt ist. Es kann sich leisten zu warten, weil sein Wirt es für tot hält.«

Gerard fragt Larch: »Das heißt, es lebt noch?«

Larch zuckt nur wortlos die Achseln. Wenn er aufhört, Fragen zu stellen, weiß man, dass man das Richtige gesagt hat.

»Aber er ist in das brennende Haus gegangen und nicht wieder rausgekommen«, sagt Gerard zu Larch. »Das haben die Soldaten gesagt.«

Die roten Schnapper an der Wand verwandeln sich in Delta-3-Mikroben, die herumschwimmen, leuchten und sich vermehren, als wäre die Lehmwand aus Öl. Gerard sagt zu Larch: »Sie wollen also darauf hinaus, dass Delta-3 unser eigenes Verteidigungssystem benutzt, um sich zu schützen. Woraus besteht denn unser Verteidigungssystem? Aus der Armee, der Polizei, den Olleuten. Die Letzten, die wir je für einen solchen Angriff verantwortlich machen würden.«

Die Mikroben verwandeln sich erneut und nehmen menschliche Gestalt an. Die kleinen Bazillen in der Wand sehen alle aus wie der Mann im Zoo.

Dann muss jemand von hinten in die Hütte gekommen

sein, obwohl es dort gar keine Tür gibt. Jemand klopft Gerard auf die Schulter. Er wacht auf. Mit Entsetzen stellt er fest, dass die Hand, die ihn auf die Schulter geklopft hat, real ist. Bartholomew Young steht neben seinem Bett und beugt sich über ihn. Gerard spürt den Schalldämpfer an seiner Schläfe und eine Hand, die ihm den Mund zuhält.

Vakuolen.

»Ist er in Sicherheit?«, flüstert der Mann.

Seine Hand schmeckt nach Blut. Blutet er? Gerards Pistole liegt in der Nachttischschublade, außerhalb seiner Reichweite. Aber er muss trotzdem versuchen, an sie ranzukommen. Denn dieser Mann wird seine Frau und seine Kinder töten, wenn sie kommen.

»Dr. Gerard?« Der Griff der Hand auf seinem Mund lockert sich ein wenig.

Es hört nicht auf denkt er. Es wird nie aufhören.

Dr. Larch ist wieder da, er flüstert ärgerlich, fuchtelt mit seiner Pfeife, um seine Worte zu unterstreichen. »Das Tuberkel ändert seinen Namen, begreifen Sie denn nicht, Greg? Es sagt, ich bin eine Vakuole. Ich heiße jetzt nicht mehr Tuberkel.«

»Dr. Gerard!«, zischt der Mann und drückt die Pistole fester gegen seine Schläfe.

Und Gerard denkt: *Die Namen!*

»Nennen Sie mich Lawrence«, flüstert Gerard, um irgendetwas zu sagen, um Zeit zu schinden, um nachzudenken und den Mann aus dem Konzept zu bringen.

Der Druck gegen seine Schläfe lässt nach. Im Mondlicht weiten sich Bartholomew Youngs Augen. Sein Atem ist geruchlos, nur heiß, als bestünde er aus reiner Energie und käme aus der Erde wie das Ol. Aber der Name hat seine Wirkung getan.

»Lawrence … Allenby.« Gerard fugt einen Nachnamen aus dem Buch hinzu, er bietet Assoziationen statt Antworten,

winkt mit Möglichkeiten und zwängt sich in eine andere Erscheinung, um zu überleben. Er muss in den Mantel des Wissens schlüpfen. Er fragt sich: *Warum hat niemand diesen Mann über den Zaun klettern sehen?*

Der Mann ist verblüfft. Was auch immer er erwartet hat, was auch immer er hören wollte, das war es nicht. Einen Moment lang scheinen seine Gesichtszüge zu entgleisen. Gerard sieht ein Wirrwarr von Gefühlen. Als würde Picasso das Gesicht neu zusammenfügen, die Gefühle stapeln und sich überlegen, wie er sie anordnen soll.

»Sie haben Ihren Ururgroßvater erwähnt«, sagt Gerard in Anspielung auf das Buch, in dem Versuch, den Mann zu quälen, ihn abzulenken und zum Zurückweichen zu bewegen. Damit er selbst an die Pistole in der Schublade kommt.

Aber noch kann Gerard sich nicht rühren. Sollte er es versuchen, würde der Mann ihn töten. Schon wenn er sich anspannt, wird der Bann gebrochen sein. Er darf nur seine Lippen bewegen. Welche Worte werden ihn am Leben halten?

»Der Laptop -«, setzt er an.

Bartholomew Young entspannt sich. Gerard hat das Falsche gesagt. Der Laptop in der Wohnung war nur ein Ablenkungsmanöver. Der Typ hat von Anfang an überall falsche Fährten gelegt.

Dann, so plötzlich wie ein Geschoss, kommt ihm ein Gedanke.

»Die DNA«, sagt Gerard, als er sich an die Beweismittel erinnert.

Der Mann hält inne.

»Wir wissen, wer er ist, und wir wissen, wer *Sie* sind.«

Die Pistole ist nicht mehr zu spüren. Der Mann muss also in irgendeiner Datei erfasst sein.

Als Young schwer ausatmet, wird Gerard klar, dass er verwundet ist.

Ich muss ihn dazu bringen, wegzusehen.

Der Mann schaut Gerard direkt in die Augen, wartet auf mehr. Andeutungen reichen nicht. Gerard greift zur sichersten List. »Wir haben alle Datenbanken überprüft und —«

Wieder daneben. *Datenbanken war das falsche Wort.*

Hastig fügt er hinzu: »In Großbritannien ...«

Der Mann erstarrt. Seine Augen wirken mit einem Mal traurig.

»Ja«, sagt Gerard. *»Dort.«* Und Young weicht zurück, nur ein paar Zentimeter. Gerard muss ihn noch weiter ablenken, wenn er eine Chance haben will, an die Schublade zu gelangen.

Der Mann verzieht das Gesicht und verlagert das Gewicht auf das rechte Bein, die Verletzung muss also auf der linken Seite sein.

»Ah«, macht Young. Dieses fast lautlose Ausatmen, diese Pause ist wie ein kleiner Einschnitt. Ein Schnitt in die Haut, eine Gelegenheit für Bakterien, einzudringen. Denn eine Mikrobe braucht nur eine winzige, für das menschliche Auge unsichtbare Öffnung, um Verwüstung anzurichten. Gerard muss zur Mikrobe werden und sich die Wunde zunutze machen.

Plötzlich, ganz leise und unerwartet, fängt der Mann an, etwas zu rezitieren. Seine Stimme klingt kratzig in der Dunkelheit, beinahe traurig. Gerard sieht Schweiß auf seiner Stirn. Ist er der Enthüllung oder den Schmerzen geschuldet?

»Weil ich euch liebte«, flüstert der Mann.

Gerard denkt: *Was zum Teufel ...*

»Habe ich diese Männer um mich geschart ...«

Es ist ein Gedicht. Vielleicht aus dem Buch?

»... das würdige Haus mit den sieben Säulen«, sagt der Eindringling und beendet das Zitat. »Sie wissen es also.«

»Ja.«

»Er war ein großartiger Mann.«

»Genau das ist es eigentlich, was wir nicht verstehen«, sagt Gerard. »Also, ich meine, wir verstehen schon, dass Sie ihn für großartig halten, aber ich bitte Sie. Ein Krimineller? Ein Pädophiler? Ein Mann, der Jahre in den schlimmsten Gefängnissen verbracht hat? Der soll großartig sein?«

Schweigen. Dann zischt der Mann: »Wovon reden Sie?«

»Hören Sie, ich will Sie wirklich nicht ärgern, aber ich bin neugierig. Wir konnten uns das einfach nicht erklären. Wie kann man so stolz auf jemanden sein, der so pervers war, dass er …«

»T. E. Lawrence war ein Held!«, faucht der Mann.

»Oh? Ach so. Jetzt begreife ich. Sie glauben also, Sie wären mit *ihm* verwandt? Selbstverständlich. Jetzt wird mir alles klar.«

Wieder spürt Gerard den Pistolenlauf an seiner Schläfe. Die Hand des Mannes zittert. Vor Schmerz oder vor Schreck? Im Mondlicht sieht Gerard Wut, aber auch Panik in Youngs Gesicht, jetzt weiß er, dass er ihn ins Mark getroffen hat. Er hat den schwachen Punkt entdeckt. Jetzt muss er seinen ganzen Willen in das legen, was er als Nächstes sagen wird. Er erinnert sich plötzlich wieder daran, wie er als Jugendlicher feindlichen Bandenmitgliedern gegenüber ein falsches Gesicht aufgesetzt hat, wie er sich als junger CDC-Arzt durch Straßenblockaden geschwindelt hat, um zu Seuchenopfern zu gelangen, wie er sich seinen Kindern gegenüber zuversichtlich gegeben hat, während er in Wirklichkeit Angst hatte, wie er es mit List und Tücke geschafft hat, sich gegen alle Widerstände bis nach Nevada durchzuschlagen.

»Tut mir leid«, sagt Gerard. »Aber wer auch immer behauptet hat, dass Sie mit Lawrence von Arabien verwandt sind, hat Ihnen auch nicht im Entferntesten die Wahrheit gesagt.«

»James Fitz-Barr würde mich niemals belügen!«

»Loyalität«, sagt Gerard kühn, in Anspielung auf die Wid-

mung in dem Buch. *»Besonderer Freund.* Hat Fitz-Barr Ihnen das Buch geschenkt?«

In der Dunkelheit sieht Bartholomew Young aus wie ein bleicher Holzklotz.

»Ist er der Mann in England?«, bohrt Gerard begierig weiter.

Aber es funktioniert nicht. Gerard hat einen Fehler begangen, das erkennt er sofort daran, wie Youngs Gesichtsausdruck sich plötzlich ändert. Jetzt ist er wieder der Profikiller.

»England? Sagten Sie *England?«,* erwidert der Mann. Und dann lächelt er. Es ist ein vollkommen entspanntes Lächeln. Der Mann hat bekommen, was er wollte. Er weiß, was er wissen wollte.

»Fast hätte es geklappt. Sie hätten nur Schottland zu sagen brauchen. Sie waren nah dran. Sie waren sehr gut. Beinahe wäre ich darauf reingefallen. Aber Sir James würde mich niemals ...«

Gerard sieht, wie der Finger sich um den Abzug krümmt. Dann reißt eine gewaltige Explosion den Mann von den Füßen, so dass er vorwärtsstürzt. Mit offenem Mund, die Augen verwundert aufgerissen, wird der Mann wie ein ausgestopfter Dummy hochgeschleudert und kracht dann heftig zurück auf Gerard.

Bin ich tot?

Jemand zieht Youngs Leiche von ihm herunter. Gerard ist fast taub von dem Knall. Jemand ruft etwas. Ein Gesicht nähert sich. Es ist Bob Cantoni, der schreit: »Alles in Ordnung?«

»Die Antwort liegt in Schottland«, sagt Gerard.

»Ich hab ihn über den Zaun klettern sehen. Aber ich musste mich ganz langsam und vorsichtig anschleichen, damit er mich nicht hört.«

Eine Stunde später kommt Gerard vom Kirchturm aus

endlich nach Fort Detrick durch. Er weist den wachhabenden Offizier an, Theresa zu wecken, die hellwach und besorgt klingt, als sie sieh meldet. Bei einem Blick aus dem Fenster stellt er fest, dass die ganze Innenstadt in Flammen zu stehen scheint.

»Geht es dir gut?«, fragt sie. »Und deiner Familie?« Sie klingt eher wie eine Freundin, nicht wie eine Vorgesetzte.

»Ich habe den Namen!«, sagt Gerard. »James Fitz-Barr.«

Der Hubschrauber kann weder im tiefen Schnee noch in der engen Straße landen, also schwebt er fünf Meter über dem Boden, während Gierard mitsamt der Beweismittel, die er im Rucksack verstaut hat, über eine Strickleiter an Bord klettert. Es ist der 12. Dezember, 7 Uhr morgens. Es dämmert bereits.

Als der Hubschrauber abhebt, in dem sich auch Raines befindet, sieht Gerard seine Familie und die Nachbarn kleiner werden, während sie die Päckchen mit Lebensmitteln und Medikamenten einsammeln, die die Besatzung abgeworfen hat. Der Hubschrauber schwenkt nach Süden in Richtung Virginia ab, umfliegt die aufsteigenden Rauchsäulen, wo immer noch Brände wüten. Uberall entdeckt Gerard zerstörte Häuser und Leichen auf den Straßen, auf Dächern, vor U-Bahn-Eingängen und auf dem zugefrorenen Potomac, lauter Opfer der nächtlichen Kämpfe. Kleine Gruppen fassungsloser Bürger stehen im Schnee.

»Ich hoffe, der Präsident hat was zu essen«, sagt Raines.

»Erzählen Sie mir, was Sie rausgefunden haben.«

»Sir James Fitz-Barr ist ein Ölmagnat. Ein hochwohlgeborener britischer Lord, der eine Ol- und Flüssigkeitenfirma besitzt. War früher beim britischen Geheimdienst. Bevor er die Familiengeschäfte übernommen hat, war er Leiter der Abteilung für Erdölsicherheit.«

»Und das Buch, das ich gefunden habe?«

»Die Briten haben anhand des Aufklebers auf der Innenseite des Buchdeckels den Namen der Buchhandlung ausfindig gemacht. Ein Antiquariat in Edinburgh. Aber den Eigentümer konnten wir nicht ausfindig machen. Der Laden ist abgebrannt. Und selbst wenn sie den Mann finden, ist nicht gesagt, dass er sich noch daran erinnern kann, wem er das Buch verkauft hat.«

»Fitz-Barr hat es gekauft«, sagt Gerard. »Kein Zweifel.«

»Also, die Briten schwören Stein und Bein, dass er unmöglich der Mann sein kann, den wir suchen. Alte Familie. Patriot. Beziehungen. Alter Schulfreund des britischen Geheimdienstchefs. Die Briten glauben, wir erfinden mal wieder Anschuldigungen, wie nach dem 11. September, als es gegen den Irak ging. Die behaupten, wir sind auf der falschen Fährte.«

»Und was sagt der Präsident?«, fragt Gerard. Er spürt die Wut aufsteigen und denkt: *Jetzt geht das schon wieder los.*

Raines lächelt. Die Sonne ist aufgegangen, und Virginia sieht aus wie eine weiße Wüste. *Wir haben fünfzig Tage, um das Problem zu lösen*, hat Os Preston an jenem ersten Abend im Pentagon gesagt. Nun, die Zeit ist fast abgelaufen.

Raines sagt: »Der Präsident will wissen, was *Sie* denken, Chef. Ich hab das Gefühl, dass Sie diesmal das Sagen haben. Was sollen wir tun?«

30. KAPITEL

15. Dezember. 14 Uhr. 48 Tage nach dem Ausbruch.

Sir James Fitz-Barr, ehemaliger stellvertretender Leiter des britischen Geheimdienstes, Abteilung für Erdölsicherheit, Vorstandsvorsitzender von Deep North Oil und Oberhaupt seiner alteingesessenen Familie, sitzt mit einem Glas guten Whiskey in der behaglichen Bibliothek seiner Villa an der schottischen Küste mit Blick aufs Meer und sieht sich eine Videoaufzeichnung eines BBC-Berichts über das in Flammen stehende Washington an. Es sind die letzten Aufnahmen von der dem Untergang geweihten Stadt, ehe die Telekommunikation zusammengebrochen ist.

Das Weiße Haus, umringt von amerikanischen Soldaten, die auf ihre eigenen Leute schießen. Szenen wie aus einem alten Film über den Untergang Roms.

Ach ja, denkt er, während er das Eis in seinem Glas kreisen lässt, *sie waren immer eine zerrissene Gesellschaft. Kaum nimmt man ihnen ihr Geld, ihr Öl und ihre Autos weg, gehen sie einander an die Gurgel.*

Als Nächstes erscheint das Gesicht des Präsidenten auf dem Bildschirm. Er sitzt in seinem Bunker in Virginia und versichert der Welt, dass der Koloss sich wieder erheben werde, dass man die Ölmikrobe besiegen und dass die Zivilisation überleben werde.

Selbstverständlich wird sie überleben, aber ihr Amerikaner seid erledigt. In drei Tagen werden wir das Gegenmittel einsetzen, denkt Fitz-Barr, schaltet den Fernseher aus und zieht die Vorhänge

zurück, um einen Blick auf seine großartigen, verregneten Ländereien zu werfen.

Du hast es vermasselt, Amerika. Jetzt sind wir wieder am Ruder.

Er schaut aus dem riesigen Erkerfenster seines neunhundert Jahre alten Familiensitzes. Auf einer Pressekonferenz wird er bekanntgeben, dass sein Forschungsschiff in der vergangenen Woche vor der isländischen Küste ein Gegenmittel für Delta-3 gefunden hat. Das Schiff ist eines von sechs europäischen Forschungsschiffen, die mit sauberem Diesel aus der nationalen Reserve betrieben werden.

Natürlich wird er nichts darüber verlauten lassen, dass der ermordete amerikanische Chemiker Samuelson das Gegenmittel bereits vor Jahren entdeckt und es zusammen mit der im Labor entwickelten Mikrobe Delta-3 verkauft hat. Der Mann war eines Tages aus heiterem Himmel aufgetaucht, ein verärgerter Angestellter einer Zulieferfirma in Nevada, ein Geschenk des Himmels.

»Endlich ist uns das Glück hold gewesen«, wird Fitz-Barr sagen. »Die Natur nimmt und die Natur gibt. Delta-4 neutralisiert die Auswirkungen von Delta-3, wenn man es in das verseuchte Öl gibt. Es ist sein natürlicher Feind.« Genau so hat Samuelson es ihm damals erklärt. »Die beiden Mikroben stammen aus benachbarten Tiefseeschloten. Delta-4 wird den Effekt des Hybriden neutralisieren und selbst durch den Raffmierungsprozess vernichtet werden. Innerhalb weniger Wochen werden die Pipelines wieder zu gebrauchen und die Ölfelder wieder sauber sein.«

Nachdem wir geklärt haben, in wessen Besitz sie übergehen.

Draußen regnet es, und wie immer weht ein kalter Wind aus der Richtung seiner im Meer zwischen Schottland und Norwegen gelegenen Ölfelder. Ölfelder, die er mit Delta-3 hat infizieren lassen, einen Monat bevor der Imam in Pakistan - gegen eine auf Jahre angelegte stillschweigende

Honorarzahlung - die Katastrophe vorhergesagt hat. Wie von Fitz-Barrs Agenten instruiert, hat der blinde Scharlatan brav den Untergang des Westens prophezeit, ehe Fitz-Barr dafür gesorgt hat, dass sein Agent ebenso wie der Imam eliminiert wurden. Es war ein Kinderspiel. Nach seinem Abschied vom Geheimdienst hatte er über einen Stellvertreter mit unabhängigen Tauchern in strategisch wichtigen Teilen der Welt Kontakt gehalten.

Wir werden zehn Prozent aller Gewinne verlangen, und den Saudis, den Iranern, den Irakern und den Venezolanern werden wir das Gegenmittel vorenthalten. Jetzt werden wir die Weltherrschaft wieder übernehmen.

Das Leben in den letzten zwei Monaten war recht komfortabel, dort in der Villa am Wasser, in dem vier Kilometer entfernt in der nächsten Bucht gelegenen Dorf. Es gab ausreichend sauberen Treibstoff für Fitz-Barrs Landrover, für Motorboote und Fischerboote. Der Strom hier kommt aus einem Atomkraftwerk. Das Meer ist reich an Fischen und die Schafe liefern das Fleisch. Die Dörfler, die nichts von Fitz-Barrs Absichten ahnen, sind ihm treu ergeben, und er hat sie großzügig mit Lebensmitteln versorgt. Sie haben Barrikaden errichtet, um hungrige Flüchtlinge aus den Städten von der Halbinsel fernzuhalten.

Gerade jetzt sind seine Sicherheitsleute dabei, die nahe gelegene Landstraße von Leichen zu säubern, nachdem sie in der vergangenen Nacht einen Angriff von Fremden abgewehrt haben, die sich über die Schafherden hermachen wollten.

Sein Kommunikationssystem ist auf dem neuesten technischen Stand. Seine Gäste - die gerade auf der Jagd sind - gehören durchweg zum »Strategischen Ölrat«, wie sich die geheime Organisation nennt. Seit Beginn der Katastrophe harren sie hier gemeinsam aus, diskutieren über Politik, planen eine neue Welt und spielen die großzügigen Gastgeber,

wenn wieder einmal ein manövrierunfähiges Schiff hilflos in der Bucht landet.

Wir sind wie die sieben Schwestern, die ursprünglichen großen Ölgesellschaften, die das Getriebe der Welt geschmiert haben.

Fitz-Barr fragt sich, was aus dem Bettlerjungen geworden ist, dem blonden Mann, den er in die USA geschickt hat, damit er ihn darüber auf dem Laufenden hält, wie viel die Amerikaner wissen. Schon seit Tagen hat er nichts mehr von ihm gehört. Anfangs war er um seine eigene Sicherheit besorgt, erschrak, als das erste gestrandete Schiff auftauchte, aber daran hat er sich mittlerweile gewöhnt. Außerdem hat er verlässliche Beziehungen zu wichtigen Leuten in Whitehall. Wenn irgendeine Aktion gegen ihn in Betracht gezogen würde, wäre zunächst ein Anruf gekommen. Eine höfliche Anfrage. Aber es kam kein Anruf.

Wenn der Bettlerjunge getötet wurde, muss ich es wenigstens nicht selbst tun. Das wäre mir lieber. Er ist jetzt die einzige Verbindung, die es noch zu mir gibt. Immerhin hat er ein gutes Leben gehabt. Ein Leben, das ich ihm geschenkt habe.

Fitz-Barr betrachtet sich als »Human Engineer«, als Meister der Psychologie. »Man muss die Bedürfnisse junger Menschen genau kennen«, hat sein Vater immer gesagt, »oder man muss neue in ihnen wecken, die man kontrollieren kann. Gib dich immer als Freund. Erfülle den Menschen ihre Träume, dann werden sie alles für dich tun.«

Die Führungsrolle ist uns in die Wiege gelegt, denkt er.

Lawrence von Arabien! Was für ein Witz!

Der arme Kerl. Er war ein Versuchskaninchen. Nachdem der Junge, ein bedürftiger Streuner, ihm damals in Amman über den Bazar gefolgt ist und ihm das Leben gerettet hat, hat Fitz-Barr ihn gezähmt wie einen wilden Hund.

Ich habe wirklich einen Blick für Talente!

Der traurige, verdreckte, erbärmliche Bettlerjunge war der Sohn einer Hure, dessen Mutter ihm anscheinend groß-

artige Lügenmärchen über seine Herkunft erzählt hatte - und Lord Fitz-Barr gab seinem Leben einen Sinn mit Hilfe der grandiosen Lüge über seine DNA und eines alten Buches, das er in Edinburgh zum leidlich hohen Preis von einunddreißig Pfund gekauft hatte. Und als Gegenleistung für diese Illusion erhielt er die bedingungslose Treue, die seine Vorfahren, deren Gesichter wohlwollend von der Wand auf ihn herabblicken, schon von ihren Gefolgsleuten verlangten, als es noch keine Nationalstaaten gab.

Wir sorgen für sie, sie sorgen für uns.

Der blonde Mann ist der ergebenste und gefährlichste Gefolgsmann, der je in Fitz-Barrs Diensten gestanden hat. Der geborene Killer. Ein Mozart mit dem Messer. Ein Verwandlungskünstler, der vor dem Einsatz von Delta-3 kreuz und quer durch die Welt gereist ist und jeden eliminiert hat, der irgendetwas über die Bakterie wusste.

Fitz-Barr läutet nach seiner Haushälterin, lässt sich eine Tasse Tee bringen. Anschließend zieht er einen wasserdichten Anorak über, tritt mit seinem Schäferhund hinaus auf den weitläufigen Rasen und begibt sich auf seinen täglichen Spaziergang entlang der Klippen, um sich fit zu halten und die ihm allein gehörende Aussicht auf die abgelegene Bucht zu genießen. Aber als er die Klippen erreicht, sieht er, wie aus dem vom Wind gepeitschten Meer ein U-Boot auftaucht.

Wahrscheinlich ein Atom-U-Boot, denkt er interessiert. *Oder vielleicht ist es auch eins der letzten noch funktionstüchtigen U-Boote, das jetzt auch dem kontaminierten Treibstoff zum Opfer gefallen ist.*

Matrosen auf der Kommandobrücke scheinen ein kleines Schlauchboot aufzupumpen, um damit an die Küste zu gelangen. Vielleicht sind ihnen die Vorräte ausgegangen, und sie hoffen, im Dorf etwas zu essen zu bekommen. Andererseits, warum gehen sie dann hier an Land und nicht beim Dorf? Fitz-Barr entschließt sich, zum Strand hinunterzustei-

gen und mit den Matrosen zu reden. Er genießt es, sich Augenzeugenberichte über die von Delta-3 angerichteten Schäden anzuhören. Und er genießt die Dankbarkeit gestrandeter Seeleute.

Während er den gewundenen Pfad hinunterschlendert, schwelgt er in Erinnerungen an die Geschichte seiner Organisation.

Der Strategische Ölrat wurde im Jahr 2001 ins Leben gerufen, kurz nachdem El Kaida das World Trade Center und das Pentagon angegriffen und die Iraner damit begonnen hatten, eine Atombombe zu basteln. Die westlichen Länder verabschiedeten nutzlose Resolutionen, um den Bau der Atombombe zu stoppen. Aber wenn man die Entwicklung nicht umkehrte, hatte sich Fitz-Barr damals gesagt, würden ein paar mit Ölgeid finanzierte Fanatiker in wenigen Jahren die Macht besitzen, den Weltuntergang einzuläuten.

Also musste der SÖR die harten Maßnahmen ergreifen, vor denen die Regierungen zurückschreckten, und dafür sorgen, dass die Kontrolle über das Öl wieder in die richtigen Hände fiel.

Und als dieser Chemiker von Cougar vor meiner Tür stand, war es, als hätte Gott unserer Organisation seinen Segen gegeben. Wir haben Delta-3 gekauft und angefangen, die Verteilung zu planen. Dann brauchten wir nur noch auf den richtigen Augenblick zu warten.

Unten am felsigen Strand sind die Matrosen an Land gegangen und nähern sich in zwei Reihen dem steilen Klippenpfad. Ihre geschlossene Formation und ihr hohes Marschtempo im eisigen Regen wirken ausgesprochen zielgerichtet.

Ein paar Tage vor der Ansprache des Imam habe ich meine eigenen Ölanlagen infizieren lassen. Und das Gegenmittel habe ich strategisch geschickt sowohl hier auf dem Landsitz als auch auf meine verschiedenen Ländereien verteilt.

Die Matrosen umkurven eine Klippe und kommen näher.

Mit Verwunderung erkennt er an ihren Uniformen, dass es keine britischen, sondern amerikanische Matrosen sind.

Wie so viele andere sind auch sie weit weg von zu Hause gestrandet.

Fitz-Barr geht den Männern gut gelaunt entgegen, um sie zu begrüßen. Er wird sich besorgt zeigen, ihnen Lebensmittel anbieten. Vielleicht sind einige von ihnen krank, dann wird er den Dorfarzt verständigen. Wahrscheinlich werden die Amerikaner ihm ein paar großartige Katastrophengeschichten erzählen können.

Ich werde den Captain zum Abendessen einladen, denkt Fitz-Barr.

Nicht ein einziges Mal kommt ihm der Gedanke, dass er sich in Gefahr befinden könnte. Schließlich sind die Amerikaner Verbündete. Noch nie haben sie Truppen nach Großbritannien geschickt, außer als Unterstützung. Hier ist Fitz-Barr in Sicherheit. Seit den Zeiten vor Robert the Bruce, dem berühmten schottischen König, lebt seine Familie an diesem Ort in Sicherheit.

Selbst wenn mich jetzt jemand mit der Sache in Verbindung bringen sollte, es gibt keine Beweise. Und wenn erst das Gegenmittel eingesetzt wird, werde ich unangreifbar sein.

Der Hund fängt an zu bellen, als die Matrosen um die nächste Klippe biegen und wieder zu sehen sind.

»Ganz ruhig, alter Junge.«

Die Männer verlangsamen ihren Schritt, als sie Fitz-Barr sehen, der sie mit einem strahlenden Lächeln begrüßt. Der Captain, ein Mann von etwa vierzig Jahren, wirkt gesund und durchtrainiert. Fitz-Barr hat mit verzweifelten Gesichtern gerechnet, aber die blanke Wut in den Augen des Schwarzen lässt ihn erstarren.

»Sind Sie James Fitz-Barr?«, fragt der Mann, der ein Foto in der Hand hält, mit dem er Lord James' Gesicht vergleicht.

Einen Moment lang ist Fitz-Barr verunsichert. Der Mann

hat ihn nicht mit »Lord« angesprochen, dem Titel, der ihm zusteht. Nicht einmal mit Mister. Doch Fitz-Barr erholt sich schnell von dem Schrecken. Der Captain ist einfach ein typischer Bauerntrampel. Selbst wenn ihr Kongress in Flammen steht, fuhren sich diese Amerikaner noch auf, als gehörte ihnen die ganze Welt. Fitz-Barr ist nicht gewillt, sich auf das primitive Niveau dieses Mannes hinunterzubegeben. Er setzt sein vornehmstes Gesicht auf.

»Jawohl, der bin ich. Und wer — wenn Sie gestatten - sind Sie?«

»Ergreift ihn«, befiehlt der Mann seinen Matrosen. »Schnell.«

Während sein Herz auf einmal wie wild in seiner Brust pocht, ergreift Fitz-Barr die Flucht. Er hört einen Schuss. Der Hund ist getroffen. Dann packen diese Eindringlinge ihn doch tatsächlich und legen ihm auf seinem eigenen Grund und Boden Handschellen an. Eine Unverfrorenheit sondersgleichen.

»Das ist unerhört«, protestiert Fitz-Barr, als die Männer ihn den Pfad hinunter zum Strand stoßen. Die Dörfler sind viel zu weit weg, um ihm zu Hilfe eilen zu können. Diese Schläger *entführen* ihn einfach, als wäre er Saddam Hussein oder irgendeine Witzfigur von Diktator, die die Amerikaner erst unterstützen und dann einlochen!

»Wo ist das Gegenmittel?«, herrscht der Captain ihn an, während sie den Pfad hinuntereilen.

»Sie verstoßen gegen das Gesetz!«, schreit Fitz-Barr.

»Ja, das greift neuerdings immer mehr um sich.«

31. KAPITEL

22. Dezember. 55 Tage nach dem Ausbruch.

Die Menschen, die sich zu beiden Seiten der Connecticut Avenue drängen, brechen in Jubelrufe aus, als der Lebensmittel-Konvoi eintrifft. Genauso laut haben sie gestern gejubelt, als die Schneepflüge die Straße geräumt haben. Und noch lauter, als der Präsident vor zwei Tagen in einem Hubschrauber über ihren Köpfen hinwegflog und ins Weiße Haus zurückkehrte. Gerard steht in der ersten Reihe, die Arme um Paulo und Annie gelegt. Ihr Atem bildet weiße Wölkchen. Hinter ihm mault Les Higuera.

»Erzählst du mir jetzt, was in Virginia passiert ist, oder nicht? Wir wissen doch beide, dass die offizielle Geschichte reine Verarschung ist.«

Paulo grinst Les an. »Du hast ein Schimpfwort benutzt. Das kostet dich einen Dollar.«

Ein Lastwagen nach dem anderen rollt vorbei, die Soldaten in den Begleitfahrzeugen winken wie Befreier. Weil der Präsident der Welt beweisen will, dass das normale Leben in die Hauptstadt zurückgekehrt ist, funktionieren die öffentlichen Versorgungsbetriebe hier eher als in den anderen Städten. Aber wie man in den jetzt wieder unzensierten Nachrichtensendungen verfolgen kann, werden auch alle anderen Landesteile wieder mit Lebensmitteln versorgt.

»Gestern haben sie in den Nachrichten gesagt, dass die ersten Pipelines wieder sauber sind«, erzählt ein Mann hinter Gerard seinen Kindern. »Der Präsident hat die gesamte

strategische Olreserve freigegeben. Und so einer nennt sich Präsident! Was für ein Arschloch. Der wird bestimmt nicht wiedergewählt.«

Die Rückkehr zur Normalität ist am besten daran zu erkennen, dass die Leute wieder über Politiker schimpfen, denkt Gerard wehmütig. Aber die Stadt liegt in Schutt und Asche. Der Wiederaufbau wird Jahre dauern. Viele Bundesgebäude sind ausgebrannt, zahlreiche Flüchtlinge brauchen eine Unterkunft, Läden und Wohnhäuser müssen wiederhergerichtet und das gesamte Transportwesen mit neuen Fahrzeugen ausgestattet werden.

Gegen Delta-3 gibt es jetzt ein wirksames Gegenmittel. Aber die zerstörten Maschinen lassen sich nicht wieder reparieren.

Rund um die Uhr wird Plünderern der Prozess gemacht, hat Gerard erfahren.

Auf eigenen Wunsch wird er morgen seinen Dienst beim CDC wieder antreten, um die medizinische Versorgung landesweit zu organisieren. Er ist froh, nicht mehr zum Antiterrorismus-Team zu gehören, sondern sich wieder auf die Bekämpfung von Krankheiten konzentrieren zu können.

»Haben die Briten und die Amerikaner wirklich bei der Verhaftung von Fitz-Barr zusammengearbeitet?«, bohrt Les weiter, eher der lästige Journalist als der gute Freund. »Meine Reporter haben gehört, dass ein amerikanisches U-Boot in Schottland gelandet ist und die Besatzung den Mann entfuhrt hat. Dass man ihn aufhoher See vor ein Erschießungskommando aus CIA-Leuten gestellt hat, ein *Bluff,* und dass der Typ sich vor Angst in die Hose gemacht und schließlich alles ausgeplaudert hat: die Formel für das Gegenmittel, die Verstecke für das Zeug, die Namen der Mitverschwörer. Angeblich haben sich der Präsident und der Premierminister erst hinterher die Kooperationsgeschichte aus den Fingern gesaugt.«

»Ich war nicht dabei, als die Entscheidungen getroffen wurden«, lügt Gerard.

Die Temperaturen liegen bei achtzehn Grad unter null, aber das scheint niemanden zu stören. Liebevoll betrachtet Gerard seine Kinder. Wenn einschneidende Ereignisse das Bewusstsein einer Generation prägen — wie Pearl Harbor oder der 11. September -, dann hat Delta-3 das Bewusstsein seiner Kinder verändert, und sie betrachten die vorbeifahrenden Lastwagen mit einer neuen Sensibilität. Natürlich freuen sie sich riesig über die Lebensmittel, aber Gerard fällt auf, dass ihre Begeisterung nachlässt angesichts der Abgaswolken, die die Lastwagen produzieren.

Von Marisa weiß er, dass Lehrer in den Schulen, die ihre Tore wieder geöffnet haben, schon jetzt Unterrichtseinheiten vorbereiten, in denen die Möglichkeiten alternativer Energieformen - Solar-, Nuklear-, Wasser-, Windenergie - erarbeitet werden sollen. Gestern ist Paulo in Gerards Arbeitszimmer gekommen und hat ihm ein Buch über Energiequellen gezeigt. »Dad, wusstest du, dass das erste mit Solarenergie beheizte Haus schon 1948 gebaut wurde? Das war vor sechzig Jahren! Wieso hat sich danach niemand mehr mit Solarenergie beschäftigt?«

»Vielleicht wirst du mir das eines Tages erklären«, antwortete Gerard.

Les rückt ihm immer dichter auf die Pelle. »Greg, du warst doch beim Präsidenten. Im selben Zimmer. Wenn ich diese Story bringe, bin ich wieder ganz oben. Hintergrundinformationen aus erster Hand. Komm schon, erzähl's mir.«

»Es gibt nichts zu erzählen«, erwidert Gerard, während er sich an jenen schrecklichen Morgen erinnert, an die Situation in der exakten Nachbildung des Oval Office fünfzig Meter unter einem Berg in Virginia. Der Raum mit denselben Maßen wie im Weißen Haus, der gleiche Teppichboden, identische Regale und Plüschsessel, und das Präsidentensiegel,

eingewebt in dunkelblauen Samt. Aber anstelle von Fenstern mit Blick auf einen Rosengarten waren Fernsehbildschirme in die Wände eingelassen. Gerard furchtet, dass ihn das, was er gemeinsam mit dem Präsidenten, dessen Beratern und dem Vorsitzenden des Vereinigten Generalstabs auf den Bildschirmen gesehen hat, bis ans Ende seines Lebens verfolgen wird.

Teheran und Oakland in Flammen. Soldaten in Buenos Aires, die Menschenfleisch braten. Aufstände in Hongkong. Cholera-Epidemien in Australien. Geplünderte Militärdepots in Wyoming und Schanghai. Verhungerte Astronauten, die in einer Raumstation schweben. Zahllose Büßer und Selbstgeißler auf dem Petersplatz, an der Klagemauer, vor der Blauen Moschee. Von Städtern verwüstete Farmen. Menschen auf den Piers von San Francisco und Tokio, die sich um einen Platz prügeln, von dem aus sie angeln können. Menschen, die Sprengladungen in Hafenbecken werfen und dann hineinspringen, um die toten Fische einzusammeln.

Brennende Ölfelder, angezündet von aufgebrachten Massen.

Gerard hatte einen Platz in der ersten Reihe mit Blick auf die letzten Zuckungen einer Welt, der das Öl ausgegangen ist.

»Schnappen Sie sich Lord Fitz-Barr und regeln Sie die Sache mit den Briten hinterher«, hatte er dem Präsidenten auf dessen Frage hin geraten.

Jetzt verzieht Les das Gesicht vor Schmerzen wegen seiner Wunde und sagt: »Wenn du mir schon nicht die Wahrheit über Virginia erzählen willst, dann erklär mir wenigstens, wie Delta-4 funktioniert.«

»Es wird noch eine ganze Weile dauern, bis wir das genau wissen«, antwortet Gerard wahrheitsgemäß, als der letzte Lastwagen vorbeifährt. »Bisher wissen wir nur, dass es Del-

ta-3 vernichtet. Und anschließend wird Delta-4 durch den Raffinierungsprozess vernichtet. Man fuhrt es in verseuchte Ölfelder ein und es entfernt die Verseuchung. Man fuhrt es in infizierte Pipelines ein, spült sie durch, dann kann man sie wieder benutzen.«

Die Menge beginnt sich aufzulösen. Gerard, Les und die Kinder bleiben noch einen Moment stehen und betrachten das Gebäude Connecticut Avenue 5110, das Dubbs' Gefolgsleute nach dem gescheiterten Angriff auf die Marion Street fluchtartig verlassen haben und das von Gerard und seinen Nachbarn geplündert wurde. Die meisten von Dubbs' gehorteten Vorräte befanden sich noch dort.

Wir haben die Hälfte an die St.-Paul's-Kirche gespendet und ein Viertel an die Nachbarn in der Ingomar Street und in der Jennifer Street abgegeben. Nur ein Viertel — genug für drei Monate — haben wir für uns behalten.

»Kommt, lasst uns bei Raines vorbeischauen und sehen, wie es ihm in Gails Haus gefällt«, schlägt Gerard vor. »Sie hatte keine Angehörigen. Es wird mindestens noch einen Monat dauern, bis das Erbschaftsgericht entscheidet, was mit dem Haus geschehen soll. Vielleicht finden wir eine Möglichkeit, es für Raines zu sichern.«

Ein Streifenwagen, einer der ersten, die wieder unterwegs sind, fährt an ihnen vorbei, und Officer Danyla winkt ihnen zu.

In der Marion Street angekommen, stellen sie fest, dass Raines und seine Familie zusammen mit anderen Nachbarn in Gerards Haus zu einem vorweihnachtlichen Abendessen zusammengekommen sind. Im ganzen Haus duftet es nach Braten, Gewürzen und Apfelkuchen. Bob Cantoni trägt eine Schürze. Marisa ist gerade dabei, auf lange Tische, die im Ess- und Wohnzimmer aufgestellt wurden, Weinflaschen und Orangensaftkartons zu verteilen, während Lisa Higuera den Tisch deckt. Richterin Holmes sitzt in einer Ecke und

starrt aus dem Fenster. Seit der Nacht des Überfalls ist sie verschlossen und depressiv. Sie hat es abgelehnt, bei den Prozessen gegen Plünderer mitzuwirken.

»Ich werde meinen Beruf aufgeben, Greg. Ich tauge nicht zur Richterin«, sagt sie. »Und ich werde mich bei der Polizei stellen für das, was ich mit diesen Männern gemacht habe. Sie hatten ein Recht auf ein ordentliches Verfahren.«

»Du wirst dich nicht der Polizei stellen, Eleanor.«

Sie bricht in Tränen aus.

Paulo sitzt mit Grace und Chris Kline am Ende eines Tisches, wo ein Ehrenplatz für Neil gedeckt wurde.

Raines und seine Frau Elizabeth bedienen sich an den bereitgestellten Vorspeisen: Cracker und Oliven. In einer Ecke steht ein Weihnachtsbaum, den sie aus Gails Garten geholt haben. Winzige Lichter blinken zwischen bunten Papierengeln.

»Schade, dass Colonel Novak nicht kommen konnte«, sagt Raines und bietet Gerard einen mit Käse bestrichenen Cracker an. In Zivilkleidung wirkt er noch bulliger.

»Sie verbringt die Feiertage im Fort, bei ihren Leuten, die keine Möglichkeit haben, zu ihren Familien zu gelangen. Aber sie hat versprochen, mal zum Abendessen zu kommen, wenn sie in der Stadt ist.«

Marisa erscheint in der Küchentür und hält Paulos alte Triangel aus der Grundschule hoch. Ihr heller Klang gehört schon seit Jahren zur Tradition in der Marion Street. Alle Platz nehmen zum Abendessen!

»Du wirst mir nie erzählen, was wirklich passiert ist, stimmt's, Greg?«, sagt Les.

»Lass den Bürgermeister in Frieden«, faucht Bob.

»Bevor wir mit dem Essen beginnen, möchte Pastor Van Horne ein paar Worte sprechen«, verkündet Marisa. »Falls er es ausnahmsweise schafft, sich auf >ein paar Worte< zu beschränken.«

Wie gut es tut, die Nachbarn lachen zu hören, denkt Gerard.

»Aber zuerst möchte ich mit euch allen anstoßen«, ruft Marisa.

Sie hebt ihr Glas und wendet sich Gerard zu. Er spürt die Liebe, die ihm entgegengebracht wird, und sieht, wie die Menschen, die ihm auf der ganzen Welt am wichtigsten sind, aufstehen und ihre mit Wein, Wasser oder Saft gefüllten Gläser heben. Annie hat Tränen in den Augen und Paulo grinst vor Stolz. Bob und Les stehen nebeneinander. Selbst Richterin Holmes hat ihr Glas erhoben. Sie haben alle gewusst, dass Marisa diesen Trinkspruch ausbringen würde. Das ist es, wofür Gerard in erster Linie gekämpft hat. Mehr als für den Präsidenten, mehr als für sein Land. *Das hier.*

»Auf den Bürgermeister der Marion Street«, sagt seine geliebte Gattin. »Auf den Bürgermeister der Marion Street!«, stimmen die anderen ein.

»Er hat das Biest vernichtet und ist nach Hause zurückgekehrt.«

DANKSAGUNG

Ich möchte mich bei folgenden Leuten bedanken, die mich bei der Arbeit an *Black Monday* unterstützt haben.

Was die naturwissenschaftlichen Dinge betrifft, bin ich Dr. R. L. Folk vom Institut für Geologie an der University of Texas zu tiefstem Dank dafür verpflichtet, dass er mich an seinem Wissen über Nanobakterien hat teilhaben lassen; ebenfalls Dr. Howard Shuman und Dr. Jonathan Dworkin von der Columbia University für ihre Informationen über DNA, Gen-Sequenzierung, Mikrobiologie und sporenbildende Bakterien; Dr. Gloria Corruzzi an der New York University; außerdem verschiedenen Wissenschaftlern, die für die US-Regierung arbeiten, aber darum gebeten haben, nicht öffentlich genannt zu werden. Sie werden wissen, wer gemeint ist.

Mein Dank gilt Alvin Natkin, ehemals bei Exxon und ehemaliger Vorsitzender der International Petroleum Industry Environmental Conservation Association, der mich über Ölraffmierung, Vertriebswege und chemische Prozesse aufgeklärt hat.

Ich bedanke mich bei Renee Ridzon, MD, früher beim CDC: Endlich steht die Geschichte!

In Washington, D.C., möchte ich mich bei Kenly Webster, Jim Grady und Bonnie Goldstein bedanken.

In North Carolina bei Philip Gerard. In London bei Bill Massey für seinen Rat, sein Lektorat und seine Freundschaft.

Tausend Dank an Marysue Rucci, Gypsy da Silva und Emily Remes bei Simon & Schuster, Patricia Burke bei Paramount Pictures sowie bei meinen hochgeschätzten Agenten von ICM: Esther Newberg, Josie Freedman, Chris Earle und Kari Stuart.

Dank an Ted Conover, Bob Denley, Bert Kimmel, Ken Levy, Gary Schoolsky, Sue Reiss und Wendy the Plumba.

An dieser Stelle möchte ich außerdem zwei wundervolle Bücher hervorheben, die mir beim Schreiben von *Black Monday* sehr hilfreich waren. Thomas Golds faszinierendes Buch *The Deep Hot Biosphere* beschäftigt sich mit neuen Ideen, woher Ol und Gas stammen. Und T. E. Lawrence' *Die sieben Säulen der Weisheit*, ein wunderschönes, packendes Buch, die Autobiographie des berühmten Helden des Ersten Weltkriegs, Lawrence von Arabien.

Alle Fehler in *Black Monday* habe ich allein zu vertreten.